

james  
patterson  
THRILLER

BLUT  
STRAFE

GOLDMANN

James Patterson

# BLUTSTRAFE

Thriller

Aus dem Amerikanischen  
von Helmut Splinter

# **IMPRESSUM**

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009

unter dem Titel

»Run for your life«

bei Little, Brown and Company, New York.

Rudolf Borchardts Übersetzung der Zeilen aus  
Edna St. Vincent Millays Gedicht

»Dirge without Music« auf S. 27 entstammt dem Werk: Rudolf  
Borchardt und Edna St. Vincent Millay, Die Entdeckung Amerikas.  
Gedichte, Übertragungen, Essays. Herausgegeben von Gerhard Schuster.  
Mit Beiträgen von Barbara Schaff und Friedhelm Kemp.  
Lyrik Kabinett München, 2004.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe September 2010

Copyright © der Originalausgabe 2009 by James Patterson

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

First published by Little, Brown and Company, New York, NY

Published by arrangement with Linda Michaels Limited,

International Literary Agents

ISBN 978-3-641-04947-8

## ***Buch***

Er ist hochintelligent, eiskalt und ein Psychopath: Der Killer, der sich selbst nur »Der Lehrer« nennt, hat es auf die Mächtigen von New York abgesehen, auf die Reichen und Hochmütigen. Er möchte ihnen eine Lektion erteilen – eine tödliche. Perfiderweise begrüßen viele Menschen die Taten dieses selbst ernannten Richters über Gut und Böse sogar. Denn bekommt die überhebliche Elite der Stadt nicht endlich, was sie verdient? In deren Kreisen jedoch herrscht angesichts des mysteriösen Killers schiere Panik, denn keiner weiß, wen es als Nächsten treffen wird.

Nur ein Mann scheint geeignet, diesen spektakulären und hochbrisanten Fall zu übernehmen: Detective Mike Bennett, Spezialist für besonders brenzlige Situationen bei der New Yorker Polizei. Dabei hätte Mike nach dem Krebstod seiner Frau eigentlich schon mit seinem Privatleben alle Hände voll zu tun. Schließlich muss er sich nun allein um seine zahlreichen Adoptivkinder kümmern. Dennoch erklärt er sich bereit, seinen Kollegen bei der Jagd auf den raffinierten Mörder zu helfen, und versucht, sich in dessen krankes Hirn hineinzusetzen. Akribisch rekonstruiert er den zerstörerischen, scheinbar willkürlichen Kreuzzug des »Lehrers« durch die New Yorker High Society. Er sucht nach einem Muster, das den Morden zu Grunde liegt. Als er es endlich gefunden hat, wird Detective Mike Bennett schlagartig klar, dass ihm nur noch wenige Stunden bleiben, um New York vor einer Katastrophe zu bewahren ...

## ***Autor***

James Patterson, geboren 1949, war Kreativdirektor bei einer amerikanischen Werbeagentur. Schon für seinen Debütroman wurde er mit dem Edgar Allen Poe Award, Amerikas wichtigstem Krimipreis, ausgezeichnet. Inzwischen ist er mit weltweit über 170 Millionen verkaufter Romane einer der erfolgreichsten Bestsellerautoren überhaupt. James Patterson lebt mit seiner Familie in Palm Beach und Westchester, New York. Mehr zum Autor und seinen Büchern unter [www.jamespatterson.com](http://www.jamespatterson.com).

Für Kathy, Eileen und Jean

## **Prolog**

Nieder mit der  
Staatsgewalt

In einem Bus in New York festzusitzen ist selbst unter normalen Umständen eine wahre Geduldsprobe.

Doch wenn der Bus dem Sondereinsatzkommando des New York Police Department gehört und an einer Straßensperre steht, an der man vor lauter Polizisten keinen Asphalt mehr sieht, und man nur dort ist, weil man als einziger Mensch auf der Welt in der Lage ist, ein paar Geiseln vor dem Tod zu retten, kann man seine Pläne fürs Abendessen über den Haufen werfen.

An diesem Montagabend würde ich nirgendwo hingehen. Schlimmer noch, ich würde vielleicht auch hier nicht weit kommen.

»Wo ist mein Geld, Bennett?«, kam eine wütende Stimme aus meinem Kopfhörer.

In den vergangenen siebeneinhalb Stunden hatte ich Gelegenheit gehabt, diese Stimme ausgiebig kennenzulernen. Sie gehörte einem 19-jährigen Bandenführer – genannt D-Ray, mit richtigem Namen hieß er Kenneth Robinson –, der in einem dreifachen Drogenmord als Hauptverdächtiger galt. Das heißt, eigentlich war er der einzige Verdächtige. Als ihm die Polizei einige Stunden zuvor auf die Schliche gekommen war, hatte er sich in einem Haus in Harlem verschanzt, das mittlerweile von der Polizei umstellt war, und drohte, fünf Mitglieder seiner eigenen Familie umzubringen.

»Das Geld kommt, D-Ray«, antwortete ich mit sanfter Stimme ins Mikrofon. »Ich habe dir doch schon gesagt, dass ich Wells Fargo veranlasst habe, einen Geldtransporter von Brooklyn herzuschicken. 100 000 Dollar in nicht gekennzeichneten Zwanzigern auf dem Beifahrersitz.«

»Das sagst du schon die ganze Zeit, aber ich sehe keinen Geldtransporter!«

»Es ist nicht so einfach, wie es sich anhört«, log ich. »Der Geldtransporter muss sich an die Banköffnungszeiten halten. Man kann ihn nicht einfach wie ein Taxi rufen. So viel Geld trägt keiner mit sich herum – diese Menge zusammenzubekommen ist sehr umständlich. Und der Transporter muss sich wie jedes andere Auto auch durch die

überfüllten Straßen quälen.«

Geiselnahmen erfordern eine besondere Ruhe, die ich besonders gut vortäuschen kann. Wären nicht ein Dutzend uniformierte Polizisten der Spezialeinheit und der Manhattan North Task Force anwesend, könnte man denken, ich wäre Priester und nähme jemandem die Beichte ab. In Wirklichkeit stand der Wagen von Wells Fargo bereits seit zwei Stunden draußen um die Ecke. Ich kämpfte mit allem, was ich hatte, damit D-Ray ihn nicht zu Gesicht bekam. Wenn der Wagen dieses letzte Stück bis vors Haus fuhr, hieß das, ich hatte versagt.

»Treibst du Spielchen mit mir, Bulle?«, bellte D-Ray. »Niemand treibt Spielchen mit mir. Meinst du, ich weiß nicht, dass ich sowieso schon lebenslänglich kriege? Was hätte ich zu verlieren, wenn ich noch jemanden töte?«

»Ich weiß, dass du es ernst meinst, D-Ray«, beruhigte ich ihn. »Ich ebenfalls – ich will nichts riskieren. Das Geld ist auf dem Weg. Brauchst du in der Zwischenzeit noch etwas? Noch mal eine Runde Pizza, Limo, irgendwas in der Art? Es muss doch heiß sein da drin. Wie wär's mit Eis für deine Nichte und deinen Neffen?«

»Eis?«, schrie er mit einer Wut, die mich zusammenzucken ließ. »Du erledigst besser deine Arbeit, Bennett! Wenn ich in fünf Minuten keinen Geldtransporter sehe, wirst du erleben, wie eine Leiche über die Veranda kullert.«

Die Leitung war tot. Ich wischte mir den Schweiß aus dem Gesicht, streifte den Kopfhörer ab und trat ans Fenster des Busses. Er stand mit Blick auf D-Rays braunes Haus auf der 131st Street in der Nähe des Frederick Douglass Boulevard. Ich hob mein Fernglas und betrachtete das Küchenfenster, musste schlucken, als ich sah, dass unter einem Antirassismus-Magnet am Kühlschrank eine Kinderzeichnung und ein Bild von Maya Angelou klemmten. Seine Nichte und sein Neffe waren sechs und acht Jahre alt. Ich hatte Kinder im selben Alter.

Zuerst hatte ich gehofft, die Situation würde sich entspannen, weil seine Geiseln sein eigen Fleisch und Blut waren. Viele Verbrecher bluffen auf diese verzweifelte Weise und geben auf, bevor sie jemandem, der ihnen nahesteht, besonders kleinen Kindern, wehtun. D-Rays 83-jährige Großmutter, Miss Carol, befand sich auch im Haus. Sie war eine Institution in diesem Viertel, eine einflussreiche, angesehene Frau, die



das Freizeitzentrum und den Gemeindegarten leitete. Wenn er auf jemanden hörte, dann auf Miss Carol.

Doch er hatte nicht auf sie gehört, was ein schlechtes Zeichen war.

D-Ray hatte bereits seine Bereitschaft zu morden unter Beweis gestellt.

Hinzu kam, dass seine Wut und sein Kontrollverlust im Verlauf der Geiselnahme zugenommen hatten. Ich war sicher, dass er sich mit Crack oder Meth oder was auch immer aufputschte. Er klammerte sich an seinen Fluchtplan. Den Plan zu einer Flucht, bei der er auch über Leichen gehen würde.

Ich hatte ihm beim Schmieden dieses Plans geholfen, und ich hatte mir alle mir bekannten Tricks zu Nutze gemacht, damit wir die Geiseln lebend herausholen konnten. Ich hatte versucht, eine Bindung zu ihm aufzubauen, mit ihm wie mit einem Freund zu reden, hatte ihm sogar meinen Namen genannt, doch beide Tricks funktionierten nicht.

Uns lief die Zeit davon.

Ich ließ das Fernglas sinken und schaute auf den Bereich vor dem Bus.

Hinter den Absperrungen und den blinkenden Lichtern der Polizeifahrzeuge standen mehrere Übertragungswagen der Fernsehsender und vielleicht 60 oder 70 Schaulustige. Einige schaufelten aus Pappkartons chinesisches Essen in sich hinein, andere hielten ihre Fotohandys hoch, Schulkinder flitzten auf Rollern umher. Die Umstehenden wirkten ungeduldig wie Zuschauer, die enttäuscht waren, dass das Feuerwerk noch nicht begonnen hatte.

Ich wandte mich von ihnen ab, als sich Joe Hunt, der Commander vom Stadtbezirk Nord-Manhattan, in den Bürostuhl neben mir fallen ließ und einen tiefen Seufzer ausstieß.

»Hab gerade von der Sondereinheit gehört«, sagte er. »Die Scharfschützen glauben, sie hätten ihn durch ein Fenster auf der Rückseite ganz gut im Visier.«

Ich erwiderte nichts, doch Joe wusste, was ich dachte. Schweigend sah er mich mit seinen beinahe traurigen, weltverdrossenen, braunen Augen an.

»Er mag noch ein halbes Kind sein, aber wir haben es hier auch mit einem gewalttätigen Soziopathen zu tun«, fuhr er schließlich fort. »Wir müssen die Sache der taktischen Einheit übergeben, damit die Geiseln da drin noch eine Chance haben. Ich rufe den Geldtransporter her. Holen Sie D-Ray noch mal ans Telefon und sagen Sie ihm, er soll ihn sich

ansehen. Dann wird der Strom abgeschaltet, und die Scharfschützen erledigen ihn über ihre Nachtsichtgeräte.« Joe stemmte sich aus dem Stuhl hoch und klopfte mir grob auf die Schulter. »Tut mir leid, Mike. Sie haben mehr geleistet, als irgendjemand sonst auf der Welt es hätte tun können, aber dieser Junge weigert sich schlichtweg weiterzuleben.« Ich fuhr mir mit den Händen durchs Haar und rieb meine müden Augen. New York gehört zu den Städten der Welt, in denen die meisten Geiselnahmen gewaltfrei gelöst werden, und ich hasste es auf den Tod, diese Statistik zu versauen. Doch gegen Hunts Logik kam ich nicht an. D-Ray unternahm nicht einmal den Versuch, sich von mir helfen – und retten – zu lassen.

Ich nickte. Wir mussten jetzt an seine Familie denken.

Joe Hunt gab per Funk durch, dass sich der Geldtransporter in Bewegung setzen sollte. Sobald er auftauchte, würde ich ein letztes Mal mit D-Ray reden.

Während wir warteten, stiegen wir aus dem Bus, um frische Luft zu schnappen.

Auf dem Weg nach draußen hörte ich den Sprechgesang einer weiteren Gruppe. Diese befand sich am anderen Ende des Straßenblocks vor einer Wohnanlage drüben auf dem Frederick Douglass Boulevard.

Mein Hirn brauchte einen Moment, um die Worte »Nieder mit der Staatsgewalt!« zu verstehen.

Hunt und ich blickten uns erstaunt an. Wir Polizisten waren hier, um das Leben ihrer Freunde und Nachbarn zu retten – einschließlich zweier Kinder der heiß geliebten Miss Carol –, und wir sollten die bösen Jungs sein? Mit was für einem Vorbild lebten die Menschen in dieser Gegend? »Nieder mit der Staatsgewalt! Nieder mit der Staatsgewalt!« Das Dröhnen näherte sich, während ich ängstlich nach dem Geldtransporter Ausschau hielt.

*Ein Vorbild!*, rief mein Hirn zurück.

Wie aus dem Nichts verbanden sich diese beiden Gedanken.

»Halten Sie den Transporter zurück, Chief!«, brüllte ich Hunt an. Ich rannte in den Bus zurück und setzte mir den Kopfhörer auf. Mit einem Nicken bedeutete ich einem Techniker, mich wieder mit dem braunen Haus zu verbinden.

»D-Ray, hier ist Mike Bennett«, meldete ich mich.

»Du hast zwei Minuten, Bulle!« Er schäumte förmlich vor Wut.

»Hey, hey«, versuchte ich ihn zu beruhigen. »Hör mal auf die Menge da draußen. Sie feuern dich an. Du bist ihr Held.«

»Was soll jetzt wieder dieser Quatsch, Bennett?«

»Das ist kein Quatsch, D-Ray. Mach das Fenster auf und hör hin. Du glaubst, du hättest nichts mehr, wofür es sich zu leben lohnt, aber da irrst du dich.«

Alle Polizisten und Techniker unterbrachen ihre Arbeit und blickten zum braunen Haus hinüber. Nach sehr langen 30 Sekunden wurde eines der Schiebefenster ein paar Zentimeter angehoben. D-Ray konnten wir nicht sehen – er befand sich daneben oder darunter –, doch er war da und lauschte.

»Hörst du das?«, fragte ich ihn. »Nieder mit der Staatsgewalt. Sie reden mit dir, D-Ray. Sie halten dich für einen harten Knochen, weil du uns

aufhältst. Und nicht nur das. Weißt du, was mir eine der alten Gemeindefreundinnen deiner Großmutter erzählt hat? Du hast dieser Gegend einen großen Dienst erwiesen, indem du die Drew-Bande mit ihrem Drogenhandel und ihrer Gewalt vertrieben hast. Die Menschen hassten sie, fühlten sich von ihnen terrorisiert, und du hast sie niedergemacht.«

»O Mann! Meinst du das ernst?« Zum ersten Mal klang D-Ray wie das, was er war: ein verängstigter, verwirrter 19-jähriger Junge.

»Ich meine es verdammt ernst, und mir geht es genauso wie ihnen«, antwortete ich. Das war wieder eine unverschämte Lüge, doch ich würde ihm sowohl die George-Washington- als auch die Brooklyn-Brücke verkaufen, wenn ich damit Leben retten könnte.

Die Mannschaft im Bus starrte mich an. Ich fuhr mit dem Ärmel über mein verschwitztes Gesicht und ging das nächste Risiko ein.

»Jetzt hast du genau zwei Möglichkeiten, die Sache durchzuziehen, D-Ray«, erklärte ich. »Du kannst deine Geiseln behalten und versuchen, mit dem Geld zu verschwinden. Aber du wirst nicht weit kommen, das weißt du. Wahrscheinlich wirst du getötet, vielleicht müssen auch deine Großmutter und die Kinder dran glauben. Oder du kannst wie der Held aufstehen, für den dich diese Leute halten, und alle freilassen.«

D-Ray legte plötzlich auf. Ich hatte das Gefühl, mein Herz bliebe genauso stehen wie die Zeit.

»D-Ray!«, rief ich. »D-Ray, melde dich, verdammt!«

Die Leitung blieb stumm. Ich riss den Kopfhörer herunter und stürmte aus dem Bus in die kühle, dunkle Nacht.

Ich rannte auf die Absperrungen zu, angetrieben von der Angst, aus dem Innern des braunen Hauses den hohlen Knall einer Waffe und anschließend den grässlichen Aufprall eines toten Körpers zu hören, der die Verandastufen hinabgestoßen wird. Die Menge beiderseits des Straßenblocks verstummte, als spürte sie, dass dies ein entscheidender Moment war.

Langsam wurde die Haustür geöffnet. Zuerst sah ich eine große ältere Frau. Es war D-Rays Großmutter, Miss Carol, und sie kam auf ihren eigenen Beinen heraus! Besser noch war, dass sie von zwei anderen Erwachsenen – D-Rays Großtante und Großonkel – begleitet wurde. Hinter ihnen erkannte ich schemenhaft zwei kleine Gestalten, D-Rays Nichte und sein Neffe. Mein Trick hatte funktioniert. Die Geiseln lebten, und D-Ray ließ sie frei!

Endlich begann ich wieder zu atmen, stieß zischend die Luft aus und saugte frische in meine gierigen Lungen. Doch meine Freude wandelte sich in Schock, als ich sah, dass die Geiseln mit untergehakten Armen einen Kreis bildeten – einen menschlichen Schutzschild, in dessen Mitte sich D-Ray duckte.

»Erschießt meinen Jungen nicht!«, kreischte Miss Carol laut und deutlich in der plötzlichen Stille.

Welch eine surreale Situation – noch surrealer als die Menge, die aus D-Ray einen Helden machte! Seine Geiseln beschützten ihn. Zuerst das irre Vorbild und jetzt das noch irrigere Stockholm-Syndrom.

Ich bedeutete Commander Hunt, die Heckenschützen auf den Dächern zurückzuhalten, während ich meinen Kopfhörer zurechtrückte und auf die absurde Menschenkette zuging, die sich die braunen Stufen hinunterbewegte.

»Ich bin's, D-Ray, Mike Bennett«, rief ich ihm zu. »Du tust genau das Richtige, D-Ray. Du machst jeden hier stolz auf dich. Aber jetzt muss deine Familie zur Seite treten.«

»Tun Sie ihm nichts!«, rief Miss Carol erneut. In ihren Augen schimmerten Tränen.

»Er wird bei mir sicher sein, das verspreche ich.« Ich hielt meine Hände

geöffnet nach oben, um zu zeigen, dass sie leer waren. Während ich sie wieder herunternahm, wiederholte ich meine »Haltet euch zurück«-Geste in Richtung der nervösen Polizisten. »D-Ray, wenn du eine Waffe hast, wirf sie auf den Boden«, forderte ich ihn mit etwas mehr Autorität in der Stimme auf. »Es wird alles wieder gut, keine Sorge.«

Die Pause schien endlos, bevor eine flache, graue Pistole seitlich aus dem menschlichen Schutzschild auf den Bürgersteig fiel.

Sie sah aus wie eine Glock, vielleicht eine vom Kaliber .40 oder .45 mit einem Magazin für zehn bis 13 Patronen – eine Menge Tod in einem Päckchen, das kleiner war als ein Taschenbuch.

»Hast du gut gemacht, D-Ray«, lobte ich ihn. »Jetzt komme ich zu dir rein, dann gehen wir gemeinsam zum Wagen.«

Als Miss Carol und die anderen ihre Arme lösten und sich trennten, kam ein untersetzter junger Mann zum Vorschein, der eine bis über die Knie reichende Sporthose und eine Baseballkappe trug, deren Schild er zur Seite gedreht hatte.

Dann hörte ich ein schreckliches Geräusch, das mich beinahe aus meinen Schuhen hob: ein Schuss, der von irgendwo hinter mir abgegeben worden war.

D-Ray fiel wie ein abgesägter Baum um, während seine Familie starr vor Schreck zusah.

In der nächsten Sekunde änderte sich alles. Polizisten klapperten mit schussbereiten Waffen über den Asphalt, die Schaulustigen gerieten in Panik.

»Feuer einstellen!«, rief ich und warf mich gegen Miss Carol, die den Rest ihrer Familie wie Dominosteine mit sich riss. Von dort krabbelte ich auf allen vieren zu

D-Ray.

Doch weder ich noch sonst jemand konnte ihm noch helfen. Genau zwischen seinen geöffneten Augen prangte ein Einschussloch, aus dem Blut sickerte.

»Das waren nicht wir, Mike! Bleib unten!«, rief Lieutenant Steve Reno von der Sondereinheit über meinen Kopfhörer.

»Wer dann?«, rief ich zurück.

»Wir glauben, der Schuss kam aus der Menge in der Nähe des Frederick Douglass Boulevard. Wir schicken schon ein Team los.«

Ein Heckenschütze aus der Menge, kein Polizist? Meine Fresse, was war denn hier los?

»Schaff einen Krankenwagen her«, wies ich Reno über Funk an. Dann erhob ich mich. Natürlich war es durchaus möglich, dass der Heckenschütze nach weiteren Zielen Ausschau hielt, doch ich konnte angesichts des Chaos', das um mich herum ausbrach, nicht einfach liegen bleiben.

Ich hatte das Gefühl, im Treibsand zu versinken. Die Menschen hatten gesehen, wie D-Ray zu Boden ging, und nahmen an, die Polizei hätte ihn erschossen. Entrüstet und mit vor Wut verzerrten Gesichtern drängten sie auf die Absperrungen zu. Andere Polizisten rannten ihnen entgegen und bezogen Stellung, um sie zurückzuhalten.

»Sie haben diesen Jungen getötet! Sie haben ihn umgebracht!«, schrie eine Frau.

Eine nach vorne preschende Gruppe stieß eine der Absperrungen um und schlug eine Polizistin nieder. Ihre Kollegen zogen sie in Sicherheit, während andere mit schwingenden Schlagstöcken herbeieilten.

Ohrenbetäubendes Sirenengeheul durchschnitt die Luft, als zwei Einsatzwagen am Straßenrand hielten, um die Barriere zwischen uns und dem sich ausbreitenden Aufruhr zu verstärken.

Ich behielt die Szene im Auge, während ich, besorgt wegen weiterer Schüsse, auch die Dächer musterte. Schließlich bekam ich einen Schlag auf den Hinterkopf mit etwas, das sich anfühlte wie ein Baseballschläger mit Knöcheln. Ich wirbelte herum.

»Sie verlogenes Schwein, Sie haben meinen Jungen getötet!«, schrie Miss Carol. Sie verfolgte mich mit einer für ihr Alter und ihre Größe überraschenden Geschwindigkeit. Ich schnappte nach Luft, als sie mir ihre Faust gegen die Brust stieß.

»Nein, der Schuss kam nicht von uns«, krächzte ich, doch sie holte bereits zu einem Schwinger aus, der mir die Sternchen vor den Augen tanzen lassen würde. Ich konnte mich gerade noch darunter hinwegducken, wurde aber sogleich von D-Rays ausgemergeltem Onkel am Revers gepackt, der versuchte, mir eine Kopfnuss zu verpassen. Als ich mich aus seinem Griff befreite, hämmerte seine ebenso zerbrechlich wirkende Frau mit dem Krückstock auf meine Schultern ein. Ich hatte in meinem Leben schon ein paar Schläge einstecken müssen, doch diese

Groteske brach alle Rekorde.

Während ich hektisch zurückwich, bemerkte ich, dass die Scheinwerfer der Fernsehkameras nicht mehr auf die Menge gerichtet waren, sondern neugierig aufzeichneten, wie ich von der geriatrischen Fraktion den Hintern versohlt bekam. Dies feuerte die Menschen noch mehr an, die beiderseits der Straße die Barrikaden einrissen und über die Einsatzwagen der Polizei kletterten. Ein paar Uniformierte eilten zu meiner Rettung herbei und drängten die Angreifer zur Seite. Joe Hunt packte meinen Arm und trat mit mir den Rückzug zu unserem Bus an. »Ruft Verstärkung!«, rief er. »Holt die Zwei-fünf, die Zwei-sechs und die Drei-null. Also alle, und zwar gestern!«

Aus der Ferne hörte ich bereits, wie mit heulenden Sirenen die Verstärkung näher kam.



# **Erster Teil**

## Der Lehrer

Es ging bereits auf drei Uhr morgens zu, als ich mich endlich mit Hilfe eines Uniformierten, der mir noch einen Gefallen schuldete, aus Harlem fortschleichen konnte.

Während wir uns durch das Wirrwarr aus Übertragungswagen, Barrikaden und Polizisten in voller Montur schlängelten, hatten wir immer noch nicht den leisesten Schimmer, wer D-Ray getötet hatte. Jede Pattsituation, die mit dem Tod eines Beteiligten endet, ist schlimm genug, doch mit dieser grotesken Erschießung wurden die schlimmsten Albträume des NYPD wahr. Egal, mit wie vielen Beweisen wir belegten, dass die Polizei keine Schuld traf, es sah einfach danach aus, als hätte einer von uns geschossen. Die Demagogen, die Verschwörungstheoretiker und ihre vielen Freunde bei den New Yorker Medien hatten ihren großen Tag.

Und als reichte das alles nicht schon aus, um mich eine ganze Packung Magentabletten schlucken zu lassen, warteten am nächsten Tag Berge von Berichten und anderem Papierkram auf mich. Eine weitere Tracht Prügel von D-Rays Großmutter wäre mir lieber gewesen.

Als mich der Polizist vor meinem Wohnhaus in der West End Avenue absetzte, war ich so erschöpft vor Übermüdung, Anspannung und Sorge über das, was vor mir lag, dass ich eher zur Tür taumelte als schritt. Ich sehnte mich nach ein paar Stunden friedvollen Schlafs wie ein verdurstender Mensch nach dem ersten Schritt in eine Oase, nachdem er tagelang durch die Wüste gerobbt ist.

Doch die Oase erwies sich als Fata Morgana. Gleich als Erstes schien Ralph, der dominikanische Portier, sauer zu sein, weil ich ihn wecken musste. Ich mochte Ralph, doch ich war nicht in der Stimmung für engstirniges Verhalten, was ich ihm mit meinem Blick deutlich machte. »Wenn Sie jemals Ihre Stelle wechseln wollen, Ralph, lassen Sie es mich einfach wissen«, sagte ich.

Er senkte reumütig den Blick. »Harte Nacht, Mr. Bennett?«

»Sie werden morgen in der *New York Times* darüber lesen.«

Als ich endlich die dunkle Wohnung betrat, empfand ich das Knirschen der Malstifte und des Polly-Pocket-Schutts unter meinen Füßen wie

einen Willkommensgruß. Ich kratzte noch genügend Energie zusammen, um meine Dienstwaffe und die Munition im Waffentresor im Flurschrank zu verstauen. Anschließend brach ich völlig erledigt auf einem der Barhocker an der Küchentheke zusammen.

Wäre meine Frau Maeve noch hier, stünde sie jetzt genau hier am Herd und reichte mir eine kalte Flasche Bier, während etwas Wunderbares – Hähnchenflügel oder Cheeseburger – vor sich hinbrutzelte. Mit göttlicher Polizistengattinnenweisheit wüsste sie, dass das einzige Allheilmittel für die grausige Realität auf der Straße Fett, kaltes Bier, eine Dusche und ein Bett waren, in dem sie wärmend neben mir lag. Ein seltsamer Moment der Klarheit bohrte sich in meinen müden Kopf, als mir bewusst wurde, dass sie nicht nur meine große Liebe gewesen war, sondern mich geradezu am Leben erhalten hatte. In Nächten wie dieser, den wirklich üblen, hatte sie stundenlang zugehört, wenn ich reden musste, und mich verstanden, wenn ich es selbst nicht tat.

Im Moment sehnte ich mich nach nichts mehr als nach ihren Fingern, die meinen Nacken streichelten, während sie sagte, ich hätte mein Bestes getan. Und dass man manchmal nichts tun könne. Ich würde ihre Hüfte mit meinen Händen umfassen, und mit ihrem Zauber würden all meine Zweifel, meine Schuldgefühle und meine Anspannung verschwinden. Maeve war mittlerweile fast ein Jahr tot, und die ganze Zeit über hatte ich keinen Weg gefunden, damit zurechtzukommen – nur neue Wege, sie zu vermissen.

Einmal war ich zur Beerdigung eines Mordopfers gegangen. Seine Mutter hatte ein Gedicht von Edna St. Vincent Millay zitiert. Wie ein Lied schwebte es mir in letzter Zeit durch den Kopf.

*Nieder, nieder, nieder in das Dunkel des Grabes gehen sie, die Schönen, die Zärtlichen, die Guten ... Ich weiß. Doch ich billige es nicht. Ich kann und will mich nicht abfinden damit.*

Ich weiß nicht, wie lange ich noch ohne dich weiterleben kann, Maeve, dachte ich. Mein Kopf sank nach vorn, auf meine Unterarme.

Ich zuckte aber sofort wieder zurück, als ich merkte, dass meine linke Hand auf etwas Klebrigem lag. Ich untersuchte das Zeug, schnüffelte daran und kostete es schließlich: Traubengelee. Nur vom Feinsten, doch leider klebte es nicht nur an meiner Hand, sondern auch am Jackenärmel. Ohne dich zu leben ist nicht das Einzige, was nicht geht, sagte ich

Maeve, während ich mich auf meine müden Beine stellte und nach einem Papiertuch suchte.

Wie werde ich mich jemals so gut um die Kinder kümmern, wie du es getan hast?

Stimmt, ich war eine hoffnungslose Niete, was den Haushalt betraf. Ich fand nicht einmal ein Papiertuch. Ich wusch das Gelee so gut mit Wasser ab, wie ich konnte, und hängte die Anzugjacke in einen Schrank zu einigen anderen Kleidungsstücken, die auf ihren Ausflug in die Reinigung warteten. Mein Glück schien sich zu wenden, als ich einen Blick in den Kühlschrank warf. Auf einem mit Zellophan abgedeckten Teller warteten überbackene Makkaroni, und in der Getränkeschublade fand ich unter einem halb vollen Karton Capri Sonne eine Dose kaltes Bier. Ich brachte die Mikrowelle zum Brummen und ließ gerade die silberne Büchse knacken, als ein haarsträubendes Geräusch aus dem Innern meiner Wohnung drang – eine Art heulendes Stöhnen, gefolgt von einem schauerhaften Plätschern. Dann das Gleiche noch einmal, nur in einer anderen Tonlage.

Als ich langsam mein noch unberührtes Bier sinken ließ, ereilte mich einer jener lichten Momente, von denen ich bereits gelesen hatte. Obwohl mein Bewusstsein nicht sicher war, woher dieses Geräusch stammte, warnte mich mein Instinkt, dass es sich um eine Gefahr handelte, vor der jeder gesunde Mensch fliehen würde.

Gegen mein besseres Wissen stolperte ich den Flur entlang. Als ich um die Ecke spähte, erblickte ich einen Lichtstreifen unter der Tür des hinteren Badezimmers. Auf Zehenspitzen schlich ich näher und drehte langsam den Knauf.

Sprachlos vor Schreck blieb ich wie angewurzelt stehen. Mit meinem Instinkt hatte ich alles andere als falsch gelegen. Ich hätte fliehen sollen, als sich mir noch die Gelegenheit bot.

Nicht eins, nicht zwei, sondern drei meiner Kinder übergaben sich mit geschossartiger Geschwindigkeit in die Badewanne. Wie eine Szene aus *Der Exorzist* in dreifacher Ausfertigung. Ich schreckte zurück, als Ricky, Bridget und Chrissy erneut ihren Mageninhalt nach draußen schleuderten.

Ein Würgegeräusch gab das andere, als versuchten die drei, einen Kanon zu kotzen oder den Vesuv, den Krakatau und den St. Helena in einem musikalischen Reigen erklingen zu lassen.

Bevor ich mich wieder fing, beging ich den Fehler, durch die Nase zu atmen. Mein Magen kam gefährlich ins Schlingern. Ich dankte dem Himmel, dass ich keine Möglichkeit gehabt hatte, während der Belagerung in Harlem etwas zu essen oder mich über die Makkaroni herzumachen. Andernfalls hätte meine Wenigkeit höchstpersönlich mit einer vierten Eruption in den Chor eingestimmt.

Mary Catherine, das irische Kindermädchen, kniete neben den Kindern. Ihre blonden Locken hüpfen unter dem Stirnband, während sie energisch die Hinterlassenschaften der Kinder beseitigte. Weise, wie sie war, hatte sie sich ellbogenlange Gummihandschuhe übergestreift und über ihr Gesicht ein weiteres Stirnband gezogen, doch ihren Augen, die gewöhnlich leuchtend blau, jetzt aber blass und feucht waren, sah ich an, dass sie genauso erschöpft war wie ich.

Sie winkte mir kurz zu, bevor sie das Stirnband abzog. »Mike, weißt du noch, dass ich dir heute Morgen gesagt habe, Chrissy sei leicht grün im Gesicht?«

Ich nickte stumm, während ich immer noch versuchte, den Umfang und die Auswirkungen der Katastrophe einzuschätzen.

»Ich glaube, die Grippe, die in der Schule grassiert, ist auch hier angekommen«, fuhr Mary Catherine fort. »Bereut eure Sünden, wir wurden von der Plage heimgesucht.«

Ich bekreuzigte mich feierlich in dem Versuch, auf ihren Witz einzugehen, um die Situation für uns beide erträglicher zu machen. Doch dank meiner wachsenden Nervosität war ich eigentlich nicht zum Scherzen aufgelegt. Angesichts des sich mir bietenden Bildes schien tatsächlich eine Plage auf uns herniedergekommen.

»Ich übernehme, Mary.« Ich nahm ihr den Mopp ab. »Du bist offiziell vom Dienst befreit.«

»Dem muss ich entschieden widersprechen«, entgegnete sie entrüstet.

»Das Tylenol liegt im Schrank über der Spüle, aber der Hustensaft geht uns aus, und ...«

»Und es reicht«, unterbrach ich sie und deutete in Richtung der Treppe zu ihrem Apartment, dem ehemaligen Dienstbotenbereich. »Ich kann keine weiteren Patienten gebrauchen, die versorgt werden müssen.«

»Ach! Und woher nimmst du die Sicherheit, du würdest nicht krank werden?« Sie verschränkte ihre Arme in halsstarrer Loyalität, deren

Zeuge ich bereits öfter gewesen war. »Weil du ein großer, harter Bulle bist?«

Ich seufzte. »Nein, weil ich keine Zeit dazu habe. Geh ein bisschen schlafen, dann kannst du morgen früh wieder übernehmen. Das ist das, was ich brauche.«

Sie geriet ins Wanken, bevor sie mir ein erschöpftes, aber liebes Lächeln schenkte.

»Du machst hier niemandem was vor«, gab sich Mary Catherine geschlagen. »Aber okay.«

Ich stöhnte gemeinsam mit den Kindern, als sich die Tür hinter Mary Catherine schloss.

Es ist ja nicht so, dass ich meine Kinder nicht liebe. Das tue ich wirklich. Aber ich bin der Hüter der Art von Nachkommen, wegen derer Mutter Teresa bei den Ärzten Klinken putzen und um Medikamente betteln ging.

Wie wär's mit einer Auflistung der Bennetts? Juliana, 13; Brian, zwölf; Jane, elf; Ricky, zehn; Eddie, neun; die Zwillinge Fiona und Bridget, acht; Trent, sechs; Shawna, fünf; und Chrissy, vier. Insgesamt zehn, aufgeteilt in: zwei Latinos, zwei Schwarze, zwei Asiaten, der Rest weiß. Alle sind adoptiert. Sehr beeindruckend, ich weiß. Nicht viele Familien können eine multinationale Baseball-Mannschaft plus Ersatzspieler stellen.

Es war ursprünglich vor allem Maeves Idee gewesen. Wir nahmen ihre »verirrten Engel«, wie sie unsere Bande nannte, bei uns auf, lange bevor Brangelina mitmischten. Wie hätten wir den Albtraum vorhersehen können, dass sie im Alter von 38 Jahren einem Krebsleiden erliegen würde?

Zum Glück war ich nicht ganz allein. Mary Catherine war wie ein Geschenk des Himmels zu uns gekommen, während Maeve im Sterben lag, und aus irgendwelchen unvorstellbaren Gründen, die mit ihrer Barmherzigkeit zu tun haben mussten, hatte sie unsere Wohnung noch immer nicht schreiend verlassen. Und mein grillenhafter, zum Priester gewandelter Großvater Seamus war Pastor der Holy Name Church gleich um die Ecke. Er deichselte die Sache mit der Unterstützung immer so, dass er uns bei den Kindern helfen und mich herunterputzen konnte. Letzteres war ein vernachlässigbarer Preis, den ich angesichts seiner Hilfe gerne bezahlte.

Es war allerdings bereits schwierig gewesen, auf die Kinder aufzupassen, als ihre Mutter noch gelebt hatte und sie völlig gesund waren. Was sollte ich jetzt tun, wo meine Wohnung sich in die Kinderstation eines Krankenhauses verwandelte?

Eintausend Sorgen purzelten in meinem vom Stress geplagten Hirn



umher. Wie sollte ich die gesunden Kinder zur Schule bekommen? Sollte ich die kranken zu einem Arzt bringen? Wie viele Krankheitstage standen mir noch zu? Hatte ich diesen Monat die Krankenversicherung pünktlich bezahlt? Wie sollten die Kinder die versäumten Schulstunden wieder aufholen? Das Bild der willensstarken, peniblen Schulleiterin, Schwester Sheilah, schwebte in meinen Gedanken herum wie ein Geist. Ich nahm meinen Kopf zwischen die Hände und holte tief Luft. Ich war gelernter Problemlöser, rief ich mir in Erinnerung. Ich würde mit der Sache fertigwerden. Die Krise würde nur von begrenzter Dauer sein – eine harte Phase, sicher, doch eine kurze. Wie in jeder anderen lebensbedrohlichen Situation auch durfte ich um Himmels willen nicht in Panik geraten!

Ich beugte mich zu Chrissy hinab, meiner jüngsten Tochter, die in allerhöchsten und allerlautesten Tönen zu jammern begann. Durch ihr dünnes Schlafanzugoberteil mit Zwergenmuster spürte ich ihre fiebrige Hitze. Auch ihre Mitpatienten Ricky und Bridget fühlten sich heiß an. Und alle drei winselten nach Gingerale.

Das möchte ich jetzt auch, dachte ich, während ich hektisch nach Mary Catherines Reserveschal suchte. Und der Jack Daniel's wurde ebenfalls aus der Reserve geholt.

Der Mann in dem wunderschön geschnittenen Givenchy-Anzug hatte seine morgendliche Arbeit genauso rasch und geschickt erledigt wie immer. Viele Dinge in seinem Leben hatten sich geändert, seit er die Wahrheit erkannt hatte – er war jetzt ein neuer Mensch –, doch seine überlegene Intelligenz und seine überdurchschnittlichen Fähigkeiten waren geblieben.

Als er in dem eleganten Haus in Locust Valley die Garage betrat, hörte er, wie sich der Rasensprenger einschaltete. Er blickte auf das schwarze Ziffernblatt seiner Edelstahl-Rolux Explorer. Punkt sieben Uhr morgens. Hervorragend: Er war seinem Plan voraus, genau so, wie er es gern hatte. Er öffnete die Tür des BMW 720Li, legte seinen Vuitton-Koffer auf den Beifahrersitz und hob seine langen, muskulösen Beine unters Lenkrad. Als er den Rückspiegel zurechtrückte, erblickte er sich selbst darin. Mit seinem schlanken, grausam scharfkantigen Gesicht, dem messerscharf geschnittenen, bis zum Kragen reichenden schwarzen Haar und den stechenden, fast königsblauen Augen sah er fast aus wie ein Model aus der *Vanity Fair*. Grübchen bildeten sich, und seine perfekten, weißen Zähne leuchteten, als er sich zulächelte.

Ja, ich hab's drauf, dachte er.

Der Zwölf-Zylinder-Motor der luxuriösen BMW-Limousine erwachte mit einer eleganten Explosion zum Leben, als er den Zündschlüssel drehte.

Nur schade, dass »alles« nicht annähernd genug war.

Während der Motor warm lief, zog der Neue Mann ein Palm Treo 750 Smart Phone aus seiner seidengefütterten Jackentasche. Das kleine Gerät verfügte über alle Funktionen: Telefon, E-Mail, Internetzugang. Er klickte auf »Aufgaben« und öffnete die Datei, an der er gerade gearbeitet hatte.

Es waren seine Leitlinien, eine kurze, schriftliche Zusammenfassung seiner Ziele, seiner Philosophie und seiner Absichten. Diese Idee war ihm ausgerechnet durch *Jerry Maguire – Spiel des Lebens* gekommen. Darin schickt Tom Cruise seine Leitlinien, die den anderen sauer aufstoßen, in die Welt hinaus.

Genau das hatte der Neue Mann an diesem Tag vor.

Nur dass dies hier kein Kinofilm war.

Er mochte Tom Cruise, obwohl dieser sich in Oprah Winfreys Talkshow mit seinem Sofa-Gehopse zum Narren gemacht hatte. Vielleicht lag es an der leichten Ähnlichkeit, dass der Neue Mann ihn als eine Art Vorbild, fast wie einen Bruder im Geiste, betrachtete. Cruise war Perfektionist, ein beispielloser Profi auf der Überholspur – genau wie er selbst.

Er las die Datei zum hundertsten Mal, dabei wusste er, dass sie schon längst fertig war. Das einzige ungelöste Problem blieb die Unterschrift.

Er konnte nicht seinen echten Namen verwenden, und »Neuer Mann« war nicht prägnant genug. Der richtige Name geisterte bereits irgendwo in seinem Hirn umher, doch er bekam ihn nicht zu fassen. Er würde sich ihm offenbaren, dachte er, als er die Datei schloss und das Gerät in seine Tasche zurückschob. Dies war bei den wichtigen Dingen immer so.

Unbekümmert drückte er einen Knopf auf dem Armaturenbrett des BMW und rollte sanft rückwärts auf das Tageslicht zu, das durch das sich hebende Garagentor drang.

Bis sein Blick erneut über den Rückspiegel huschte – gerade noch rechtzeitig, um den riesigen Kühlergrill eines Lincoln Navigator zu sehen, der direkt in der Einfahrt parkte. Im letzten Moment schaffte er es noch, auf die Bremse zu treten, um den Navigator nicht zu rammen und den glänzenden, protzigen Kühlergrill in ein verbeultes Stück Metall zu verwandeln.

Wütend stieß er die Luft zwischen seinen zusammengepressten Zähnen aus und schob den Schalthebel in die Parkstellung. Verdammte Erica!

Musste sie ihren monströsen Geländewagen ausgerechnet hier parken?

Genau hier, wo er nicht um ihn herumfahren konnte? Jetzt würde er wieder zurück ins Haus gehen, nach den Schlüsseln suchen und den Wagen zur Seite fahren müssen. Als hätte er es nicht eilig. Als hätte er nicht wichtigere Dinge zu tun. Doch das würde Erica nicht verstehen – schließlich hatte sie nie etwas Wichtiges zu tun.

Von nun an ohnehin nicht mehr.

Dieser Gedanke hob seine Laune wieder etwas, doch als er drei Minuten später zum Geländewagen ging, geriet er erneut in Wut. Dieser Vorfall machte seinen Zeitvorsprung zunichte.

Er drehte den Schlüssel so kräftig um, dass er sich verbog, drückte das

Gaspedal durch und legte den Rückwärtsgang ein. Die 17-Zoll-Reifen quietschten und malten schwarze Streifen auf die im Fischgrätmuster ausgelegten Kalksteinplatten. Doch er hielt sich nicht auf der geschwungenen Einfahrt, sondern setzte den Wagen rückwärts auf die makellose Rasenfläche. Die sich durchdrehenden Reifen wirbelten das Gras auf und hinterließen tiefe Spuren.

Er ließ den Motor laufen, während er ausstieg und seinen BMW vorsichtig auf die verlassene Vorstadtstraße lenkte. Mittlerweile war er wieder etwas ruhiger geworden, hatte diesen Mist beinahe hinter sich gebracht und lag dennoch gut in der Zeit.

Anschließend stellte er den Geländewagen wieder dort ab, wo er zuvor gestanden hatte. Ein kalter Strahl der Sprinkleranlage erwischte ihn am Rücken seines Designerjacketts von den Schultern bis zur Hüfte.

Seine blauen Augen sprühten geradezu vor Wut, und beinahe hätte er auf das Lenkrad eingeschlagen. Doch er erinnerte sich an eine Übung aus seiner Aggressionstherapie, zu der er vor einigen Jahren verdonnert worden war. Die Therapeutin hatte ihm Techniken beigebracht, mit denen er seine zerstörerische Wut drosseln konnte: rückwärts zählen von zehn bis null, tief durchatmen, die Hände mit der Vorstellung zu Fäusten ballen, er presse Orangen aus.

Pressen Sie Ihre Orangen aus, hörte er in Gedanken ihre besänftigende Stimme. Dann schütteln Sie den Saft ab.

Er versuchte es. Pressen und schütteln. Pressen und schütteln.

Der Strahl des Rasensprengers schoss erneut über den Geländewagen hinweg und spritzte durchs offene Fenster auf sein Gesicht.

»Ich zeig dir, was Aggressionstherapie bedeutet, du idiotische Schlampe!«, zischte er und trat aufs Gaspedal.

Wieder wirbelte Gras auf, als er mit fast sechzig Sachen durchs Garagentor preschte und den Geländewagen gegen die Rückwand der Garage setzte. Der Knall hörte sich an wie eine Bombenexplosion in einer Telefonzelle. Schrauben zerbarsten, Staubschwaden waberten durch die Luft.

Er griff um den aufgeblasenen Airbag herum, um den Motor auszustellen, und zwängte sich aus der Tür heraus. Alles um ihn herum war jetzt still, bis auf das Zischen des beschädigten Kühlers und dem leisen Plätschern der Berieselungsanlage.

»Das wird ihr eine Lehre sein«, sagte er.

Und blieb stocksteif stehen.

Lehrer ... Der Lehrer!

Das war er – der perfekte Name, nach dem er gesucht hatte!

»Erica, jetzt hast du doch was Sinnvolles zustande gebracht«, lobte er leise.

Er schüttelte den Palm Treo aus seinem nassen Jackett und schaltete ihn ein.

Am Ende seiner Leitlinien, unter »Herzliche Grüße«, tippte er auf den leuchtenden Bildschirm: »Der Lehrer«.

Ein letztes Mal prüfte er das Feld mit dem Empfänger, um sicherzugehen, dass die Adresse der *New York Times* stimmte.

Dann drückte er auf »Senden«.

Er schob den Palm Treo in seine Tasche zurück und rannte die elegant geschwungene Einfahrt zum BMW entlang.

Er konnte es kaum glauben. Endlich war das Dokument zugestellt.

Er der Lehrer, die Welt da draußen seine Schüler. Gleich würde der Unterricht beginnen.

Auf dem Anwohnerparkplatz des Bahnhofs der Long Island Rail Road in Locust Valley fädelt der Lehrer seinen 720Li zwischen einem Mercedes SL600 Kabrio und einem Range Rover HSE ein. Selbst die Autos in Locust Valley legen Wert auf teure Nachbarn, dachte er.

Er schaltete den Motor aus und sah nach seinem Jackett, das er zum Trocknen über die Rückbank ausgebreitet hatte. Bei dem sonnigen, warmen Wetter waren die feuchten Stellen auf dem empfindlichen Stoff fast vollständig verschwunden. Den Rest würde niemand bemerken.

Seine gute Laune war wieder zurückgekehrt. Eigentlich fühlte er sich großartig. Die Dinge liefen wie geplant, und er hätte Bäume ausreißen können. Die erste Arie aus Mozarts *Idomeneo* pfeifend, nahm er den Vuitton-Koffer aus weichem Leder vom Beifahrersitz und stieg aus.

Während er zum Bahnsteig ging, mühte sich eine hochgewachsene, schwangere Frau mit einem Kinderwagen die Treppe zum Gleis hinauf.

»Moment, ich helfe Ihnen«, bot er an, packte mit der freien Hand die Vorderachse und hievte mit ihr zusammen den Kinderwagen den Rest der Stufen hinauf. Der Wagen sah aus wie eins dieser komplizierten Modelle – und teuer wie alles hier. Einschließlich der Mutter. Sie war Anfang dreißig, hatte umwerfend blondes Haar und um ihr rechtes Handgelenk trug sie ein diamantenes Tennisarmband, das wie ein elektrisches Feuer blitzte. Wusste sie, dass ihre Brüste über ihrem geschwollenen Bauch beinahe aus ihrem hautengen Spitzenoberteil heraushüpften? Ja, sie wusste es. Die Gesamterscheinung war auf abartige Weise verführerisch – genau so, wie er es mochte.

Er lächelte, während sie anerkennend seinen Givenchy-Anzug, seine Prada-Schuhe und sein sonnengebräuntes, kantiges Gesicht begutachtete. Natürlich war sie beeindruckt. Er sah gut aus, eine

Hochglanzerscheinung, wie sie nur durch Geld, unfehlbaren Geschmack und Schneid entsteht – eine Kombination, die nicht weit verbreitet war.

»Ganz herzlichen Dank«, sagte sie und wandte den Blick ihrem engelsgleich schlafenden Jungen zu. »Kaum zu glauben – gestern kamen wir von den Malediven zurück, heute muss ich zum Mittagessen ins ›Jean Georges‹, das ich nicht ausfallen lassen kann, und während des

Flugs hat unser Kindermädchen gekündigt. Ich hätte sie gleich auf den Malediven lassen sollen.« Neckend senkte sie ihre Stimme wie zu einer Verschwörung. »Sie möchten nicht zufällig einen einjährigen Jungen kaufen?«

Der Lehrer blickte einen langen Moment in ihre Augen, ein Blick, der ihr sagte, dass er das, was sie sich vorstellte, noch bei weitem übertraf. Ihre Lippen öffneten sich leicht, als sie entzückt zurückblickte.

»Ich würde ihn auf jeden Fall für eine oder zwei Stunden mieten, wenn seine Mutter mitkommt«, antwortete er.

Das üppige Prachtweib bog sich wie eine Katze und lächelte ebenso verschmitzt zurück.

»Sie sind unanständig und sexy«, sagte sie. »Ich fahre jede Woche zwei- oder dreimal in die Stadt, gewöhnlich um diese Zeit – und gewöhnlich allein. Vielleicht stoßen wir ja mal wieder aufeinander, Sie Unanständiger.« Die Bastion der modernen Elite-Mutterschaft zwinkerte ihm zu, bevor sie auf ihren zehenfreien Chanel-Schuhen davonglitt und ihm einen Blick auf ihre langen, festen Waden und ihre wiegenden Hüften gönnte.

Verblüfft blieb der Lehrer stehen. Unanständig? Er hatte diese Hure mit seiner Bemerkung beleidigen, sie beschämen wollen, um ihr zu zeigen, wie sehr er ihren Angriff auf die menschliche Würde verabscheute. War sein Sarkasmus bei ihr nicht angekommen? Offensichtlich hatte er bei ihr damit völlig danebengelegen.

Doch selbst wenn er deutlich genug gewesen war, konnte er ihr keinen Vorwurf machen, wenn sie seinen Sarkasmus nicht verstand.

In nicht allzu ferner Vergangenheit hätte er seinen überwältigenden Charme dazu benutzt, sie in ein Hotel abzuschleppen und seine sadistische Lust, angefacht durch ihre Schwangerschaft, an ihr auszuleben.

Doch dies war der Mann von früher – jemand, den er auf dem staubigen Weg zurückgelassen hatte, den er gegangen war, um zum Lehrer zu werden.

Jetzt konnte er sich lebhaft vorstellen, diese Frau mit ihrem komplizierten Kinderwagen zu Tode zu prügeln.

Der Lärm des einfahrenden Zuges Richtung New York City dröhnte in seinen Ohren, und der Boden unter seinen Füßen erzitterte.

»Alles einsteigen!«, rief der Schaffner, bevor sich mit einem Bimmeln die Türen schlossen.

Nächste Haltestelle: Offenbarung, dachte der Lehrer, als er zu den anderen Fahrgästen trat.



Etwa eine Stunde später trat der Lehrer in der U-Bahn-Station 34th Street auf den Bahnsteig der Linien 2 und 3. Es war 8.45 Uhr morgens, der Höhepunkt der Stoßzeit, und der Zementstreifen war von einem schmierigen Ende bis zum anderen voll gepackt mit allen Typen der Menschheit.

Er trat am südlichen Ende bis zur Warnlinie vor. Rechts von ihm stand ein Obdachloser, der wie eine offene Kloake roch, links von ihm sprach eine junge Frau laut in ein Telefon.

Der Lehrer versuchte, beide nicht zu beachten. Er musste über wahnsinnig wichtige Dinge nachdenken. Doch was ihm beim Obdachlosen glückte, klappte bei der grölenden Göre nicht, die alle in Hörweite mit den Einzelheiten ihres langweiligen, sinnlosen Lebens plagte.

Er beobachtete sie aus dem Augenwinkel. Sie war 18 oder 19, groß und dünn, und wie ihre quakende Stimme lenkte alles an ihr die Aufmerksamkeit auf sie – dunkel gebräunte Haut, die sich von ihrem unnatürlich weiß gebleichten Haar absetzte, übergroße Sonnenbrille, abgeschnittenes rosa Kapuzenshirt, das den Blick vorn auf einen Diamantstecker im Bauchnabel und hinten auf eine dieser ach so originellen Nutten-Arschgeweihe freigaben.

Gezwungen, sich ihr Geschwafel über die Hernie-Operation ihres reinrassigen Dackels anzuhören, während sie gleichzeitig auf ihrem Zwiebel-Donut kaute, lehnte er sich automatisch zum stinkenden Mülltaucher hinüber.

Die münzgroßen Lichter des sich nähernden Zuges erschienen im Tunnel. Der Lehrer entspannte sich – die Rettung von seiner Trivialfolter nahte.

Doch die menschliche Bratz-Puppe streifte an ihm vorbei, als sie näher an den Bahnsteigrand trat. Schmelzkäse tropfte von ihrem Frühstück auf die Spitze seines Prada-Schuhs.

Ungläubig starrte er zuerst auf seine 600 Dollar teuren Schuhe, dann zu ihr, während er auf eine Entschuldigung wartete. Doch sie war so in ihre hohle Welt vertieft, dass sie entweder nichts bemerkt hatte oder es sie

nicht störte, dass sie einem Mitmenschen zu nahe getreten war. Der Hass und die Verachtung, die seinen Körper zu sprengen drohten, gingen weit über das Gefühl von Wut hinaus.

Doch genauso rasch wandelte sich dieses Gefühl in Mitleid. Er war gekommen, um Menschen wie sie zu erziehen.

Tu es jetzt! Dies ist die perfekte Gelegenheit. Beginne deine Mission, halte ein Sperrfeuer von Stimmen in seinem Kopf.

Aber der Plan, protestierte er. Muss ich mich nicht an meinen Plan halten?

Kannst du nicht die Gelegenheit beim Schopf packen, wenn sie sich dir bietet, du Arschgesicht? Improvisieren, siegen – weißt du noch? Los!

Der Lehrer schloss seine Augen in einem Moment, den er nur mit göttlicher Eingebung beschreiben konnte.

Also gut, dachte er. So sei es.

Die Frau wog höchstens 50 Kilo, so dass ein leichter Stoß mit seiner Hüfte reichte, um sie über den Rand des Bahnsteigs zu befördern.

Sie war viel zu schockiert, um zu schreien. Mit den Händen in der Luft nach Halt suchend, landete sie, alle viere von sich gestreckt, mit ihrem tätowierten Arsch auf dem Gleis. In wunderschöner Symmetrie schepperte ihr Mobiltelefon dem hereinfahrenden Zug entgegen.

Ja, dachte der Lehrer. Das war ein Zeichen – der perfekte Beginn!

Und endlich schrie sie, sperrte den Mund auf, dass man einen Tennisball hineinstopfen konnte. Vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben kam etwas Echtes und Menschliches heraus. Herzlichen Glückwunsch – hätte nicht gedacht, dass du dazu fähig wärst.

Doch er ließ sich sein Vergnügen nicht anmerken. »O mein Gott!«, rief er. »Sie ist runtergesprungen!«

Sie versuchte, sich mit den Händen nach oben zu ziehen, konnte jedoch scheinbar ihre Beine nicht bewegen. Vielleicht war ihre Wirbelsäule verletzt. Er konnte gerade noch ihre letzten Worte verstehen, bevor sie vom Lärm des Zuges verschluckt wurden: »Hilfe! Warum hilft mir niemand ...«

Schade, dass du dein Mobiltelefon verloren hast und jetzt niemanden mehr um Hilfe anrufen kannst. Er wusste, er sollte gehen, doch ihre jämmerlichen Bemühungen und die durchgeknallte Menge waren ein herrlicher Anblick.

Dann tauchte wie aus dem Nichts ein sauber gekleideter Latino mittleren Alters auf, schob die Leute beiseite und sprang auf die Gleise hinab, wo er, als würde er dies schon sein ganzes Leben lang tun, das Mädchen wie ein Feuerwehrmann auf den Arm hob.

Was hieß, dass er auch Polizist sein konnte.

»Ist nicht gesprungen!«, rief plötzlich jemand. »Er sie geschubst! Der da, im Anzug!«

Der Lehrer riss seinen Kopf herum. Eine knorrige, krumme alte Frau mit Kopftuch deutete auf ihn.

Andere Fahrgäste hatten sich auf den Boden geworfen und streckten die Arme nach dem Helden und dem Mädchen aus.

Die Hupe dröhnte, und Funken sprühten, als der Zug versuchte, rechtzeitig zu halten. Der Abstand hatte sich auf kaum fünf Meter verringert, als die helfenden Hände das Paar nach oben rissen.

»Sie! Sie haben sie geschubst!«, schrie die Alte, den Finger noch immer auf den Lehrer gerichtet.

Das ist ja wohl ein Witz, dachte der Lehrer wütend. Nicht nur, dass der Retter aus dem Nichts aufgetaucht war, jetzt hatte ihn auch noch eine alte Frau beobachtet. Seine Finger zuckten, um *sie* vor den noch immer heranrollenden Zug zu stoßen.

Nachdem die Gefahr besiegt war, wandten sich auch andere Köpfe in seine Richtung. Er setzte sein charmantestes Lächeln auf und tippte mit dem Zeigefinger an seine Schläfe.

»Die ist verrückt«, sagte er und wich zurück. »Plemplem.« Statt in die U-Bahn zu steigen, drehte er sich um und verließ, von Blicken gefolgt, gelassen den U-Bahn-steig. So, wie er aussah, würde ihn niemand aufgrund der Verdächtigung einer alten Frau aufhalten, die so wie sie aussah.

Doch als er die Treppe erreichte, eilte er hinauf, den Blick nach hinten auf eventuelle Verfolger gerichtet. Unglaublich, dachte er kopfschüttelnd. Was ist aus der guten alten New Yorker Apathie geworden? Es geht bergab mit der Welt!

Dennoch konnte er eine Lehre aus seinem Experiment ziehen. Jetzt wusste er, dass er nie von seinem Plan abweichen durfte, egal, wie groß die Versuchung auch war.

Blinzelnd trat er in die andere, überirdische Welt. Die

Licht-und-Schatten-gestreifte Seventh Avenue quoll über vor Menschen.  
Es waren Tausende, Zehntausende von Menschen.  
Guten Morgen, Schüler, sagte er leise, als er sich zum Lichter-Geysir auf  
dem Times Square wandte.

Die Kinder zu waschen, ihnen etwas zu trinken und Medikamente zu geben und sie ins Bett zu packen dauerte über eine Stunde. Ich selbst schaffte es erst nach vier Uhr, mich hinzulegen. Vor meinem Schlafzimmerfenster begann der Himmel über der East Side bereits zu leuchten.

Bevor ich in Bewusstlosigkeit abtauchte, überlegte ich noch, wie schön es einst gewesen war, die Nächte durchzumachen.

Nur ein Fingerschnippen später – so kam es mir jedenfalls vor – schlug ich die Augen wieder auf. Die Sonate aus Husten, Schnäuzen und Jammern, die mich geweckt hatte, tönte durch die offene Schlafzimmertür. Wer brauchte da noch einen Wecker?

Alleinerziehender zu sein war in vielerlei Hinsicht schon schwer, doch als ich auf dem Bett lag und an die Decke starrte, kam ich zu dem Schluss, dass es noch etwas weit Schlimmeres gab: Niemand lag neben mir, der mich mit dem Ellbogen anstupste und »du bist dran« murmelte. Irgendwie schaffte ich es, auf die Beine zu kommen. Zwei weitere Kinder hatten das Handtuch geworfen: Jane und Fiona wechselten sich an der Bennett'schen Kotzwanne ab. Plötzlich überkam mich eine dämliche, wenn auch verführerische Fantasie – vielleicht war ja alles nur ein Albtraum.

Diese Fantasie hielt jedoch nur ein paar Nanosekunden an, bevor ich meinen sechsjährigen Sohn Trent in seinem Zimmer stöhnen hörte. Ich bekam am ganzen Körper eine Gänsehaut.

»Ich glaube, mir wird übel«, rief er mit zitternder Stimme.

Mein Bademantel wehte hinter mir her wie Batmans Umhang, als ich in die Küche flitzte. Dort riss ich den Müllbeutel aus dem Eimer, spurtete mit dem leeren Kübel zu Trents Zimmer und riss die Tür in dem Moment auf, als sein Mageninhalt vom oberen Teil des Stockbetts in freiem Fall nach unten plätscherte.

Trent hatte mit seiner Vermutung Recht gehabt. Mehr als das. Hilflos stand ich davor und fragte mich, was schlimmer war – dass der dicke Strahl seiner Magenexplosion seinen Schlafanzug, das Bettzeug und den Teppich ruiniert hatte oder dass ich gezwungen war, schon wieder eine

Szene aus *Der Exorzist* mit anzusehen.

Vorsichtig fasste ich unter seine Arme, hob ihn aus dem Bett und schüttelte das überschüssige Erbrochene von ihm ab. Er weinte, während ich ihn zur Dusche trug. Mittlerweile zog ich selbst schon ernsthaft in Betracht zu weinen. Das würde zwar auch nichts nützen – aber wenn ich mit den anderen zusammen heule, komme ich mir vielleicht nicht so allein vor, überlegte ich.

In der nächsten halben Stunde, während ich Medizin, Gingerale und Kotzeimer verteilte, ließ ich mir durch den Kopf gehen, wie sich der nationale Notstand ausrufen ließe. Ich wusste, dieser bezog sich gewöhnlich auf geografische Regionen, doch die Bevölkerungszahl meiner Familie kam der von Rhode Island schon sehr nahe.

Alle paar Minuten sah ich nach Chrissy, unserem Baby. Sie gab immer noch mehr Hitze ab als unsere Heizung. Das war doch gut, oder? Weil ihr Körper das Virus, oder was immer es war, bekämpfte. Oder war es andersherum – je höher das Fieber, desto mehr Sorgen musste man sich machen?

Wo war Maeve, um mir in ihrer lieben, aber eindeutigen Art zu sagen, was für ein Idiot ich war?

Chrissys abgehackter Husten klang in meinen Ohren wie Donner, doch als sie zu sprechen versuchte, kam nur ein leises Flüstern über ihre Lippen.

»Ich will zu meiner Mami«, weinte sie.

Ich auch, mein Schatz, dachte ich, während ich das tat, was mir als Einziges einfiel, nämlich, sie in meinen Armen zu wiegen. Ich will deine Mami auch zurückhaben.

»Daddy?«

Meine fünfjährige Tochter Shawna beobachtete mich von der Küchentür aus. Sie war mir bereits den ganzen Morgen wie ein treuer Lieutenant gefolgt, der seinem dem Untergang geweihten General die Nachrichten von der Front überbringt. »Daddy, wir haben keinen Orangensaft mehr«, »Daddy, Eddie mag keine Erdnusscreme.«

Ich hob meine Hand, um ihren Ansturm aufzuhalten, während ich die Augen zusammenkniff, um die mikroskopisch kleine Sanskritschrift auf der Hustensaftflasche entziffern zu können. Für welchen Patienten war diese Medizin gedacht? Ach ja, für Chrissy. Einen Teelöffel für Kinder zwischen zwei und fünf Jahren und unter fünfundzwanzig Kilo, konnte ich lesen. Ich hatte keinen blassen Schimmer, wie viel Chrissy wog, doch sie war vier und normal groß, also beschloss ich, dass der Saft genau richtig für sie war.

»Daddy?«, forderte Shawna mich erneut heraus, als hinter mir der Mikrowellenherd anfang, wie ein Nuklearreaktor kurz vor der Kernschmelze zu piepsen. Zwischen der Pflege der kranken Kinder und der Vorbereitung der Gesunden für die Schule musste ich für unseren Haushalt die Alarmstufe 3 ausrufen.

»Ja, mein Schatz?«, rief ich über den Lärm hinweg, während ich den Blick umherschweifen ließ auf der Suche nach dem Plastikmessbecher, der unentschuldigt fehlte.

»Eddie hat sich zwei Socken in unterschiedlichen Farben angezogen«, verkündete sie voller Ernst.

Ich ließ den Hustensaft beinahe fallen und brach in Lachen aus. Doch dank Shawnas besorgtem Blick strafften sich meine Gesichtszüge wieder.

»Welche zwei Farben?«, fragte ich.

»Schwarz und blau.«

Endlich ein leicht lösbares Problem. »Ist schon in Ordnung«, beruhigte ich sie. »Eigentlich sogar super. Damit setzt er einen neuen Trend.«

Ich gab die Suche nach dem Messbecher auf – er konnte sich an jedem erdenklichen Ort auf diesem Planeten befinden – und sah mich

stattdessen nach einer Alternative um. Mein wandernder Blick blieb an Brian hängen, meinem ältesten Sohn, der nur einen Meter von mir entfernt sein Müsli in sich hineinschaufelte.

»Hey!«, rief ich siegesgewiss und entriss ihm den Löffel. »In der Liebe, aber vor allem im Krieg ist alles erlaubt«, sagte ich, während ich den Löffel an meinem Bademantel abwischte.

»Krieg? Gott, Dad, ich versuche doch nur zu frühstücken.«

»Müsli kann man auch ganz gut schlürfen«, erwiderte ich. »Versuch's mal.«

Ich kippte gerade Hustensirup auf den Löffel, als sich unheilvolles Schweigen über die Küche legte.

Au Backe.

»Guten Morgen, Mike«, grüßte Mary Catherine hinter mir. »Was hast du mit diesem Löffel vor?«

Ich suchte nach einer Antwort, gleichzeitig bestrebt, Mary Catherine mit meinem herzlichsten Lächeln für mich zu gewinnen.

»Äh, ein Teelöffel ist ein Teelöffel, oder?«, erwiderte ich.

»Das gilt nicht bei Medizin.« Sie stellte eine Einkaufstasche auf den Küchenschrank und zog eine Schachtel Hustensaft für Kinder heraus.

»Das hier ist das, was zivilisierte Menschen verwenden«, erklärte sie und hielt einen Messbecher aus Plastik hoch.

»Daddy?«, machte Shawna erneut auf sich aufmerksam.

»Ja, Shawna?«, fragte ich zum tausendsten Mal an diesem Morgen.

»Jetzt hat sie dich drangekriegt!«, rief sie und rannte kichernd den Flur entlang.

Ob drangekriegt oder nicht, ich glaube, ich war noch nie so froh, jemanden zu sehen, wie jetzt.

»Du übernimmst die Kopfarbeit«, wies ich sie an, während ich zum Kotzkübel griff. »Ich gehe zurück in den Sumpf.«

»Gut so«, stimmte sie zu und schenkte sorgfältig den Hustensirup in den Messbecher. »Willst du dir zur Stärkung auch einen genehmigen?«, fragte sie spitzbübisch und hielt ihn mir hin.

»Na klar. Und gleich ein Bier dazu.«

»Tut mir leid, für Bier ist es zu früh. Aber ich werde einen Kaffee kochen.«

»Du bist ein Wunder, Mary«, schwärmte ich.



Als ich mich zwischen den Schränken an ihr vorbeizwängte, wurde mir plötzlich bewusst, dass sie ein sehr warmes und liebenswertes Wunder war. Vielleicht konnte sie meine Gedanken lesen, weil sie, glaube ich, errötete, bevor sie sich hastig umdrehte.

Sie hatte auch eine Menge anderer Dinge mitgebracht, unter anderem ein Päckchen OP-Masken. Diese setzten wir auf und verbrachten den Rest der Stunde damit, die Kranken zu behandeln – wobei »wir« eher »sie« bedeutete. Während ich mich an die anspruchslosen Arbeiten wie Eimer leeren und Bettwäsche wechseln hielt, kümmerte sie sich darum, die Medikamente zu verteilen und die Überlebenden für die Schule vorzubereiten.

Nach zwanzig Minuten war das Stöhnen der Sterbenden verebbt, und die Lebenden standen geschrubbt, gekämmt und mit passenden Socken an den Füßen im Flur bereit. Meine private Florence Nightingale hatte das Unmögliche vollbracht und den Wahnsinn fast unter Kontrolle bekommen.

Fast. Auf dem Weg zur Tür beugte sich mein Ältester, Brian, plötzlich vor und drückte seine Hände gegen den Bauch.

»Oh, mir geht's gar nicht gut«, stöhnte er.

Mary Catherine zögerte keine Sekunde. Sie legte ihre Hand an seine Stirn, um seine Temperatur zu fühlen, dann tätschelte sie leicht seine Wange.

»Du hast die ›Ich habe nicht gelernt‹-Grippe. Zufällig weiß ich, dass du heute eine Mathearbeit schreibst«, sagte sie. »Beweg dich, du Simulant. Ich habe hier schon genug mit den anderen zu tun.«

Als sie gingen, tat ich etwas, das ich an diesem Morgen bereits abgeschrieben hatte: Ich lächelte gut gelaunt.

Auf die Nationalgarde konnte ich verzichten. Für diese Krisensituation brauchte ich nur ein zierliches irisches Mädchen.

Der Lehrer betrat um elf Uhr vormittags – er lag immer noch sehr gut in der Zeit – den Bryant Park hinter der öffentlichen Bibliothek von New York. Er hatte in seiner Einsatzzentrale, einer Mietwohnung in Hell's Kitchen, einen Zwischenstopp eingelegt und sein Äußeres von Kopf bis Fuß verändert. Er hatte die Rolex durch eine sportliche Armbanduhr ersetzt und seinen Givenchy-Anzug ausgezogen. Jetzt trug er eine Sonnenbrille mit Gummiband, eine Kappe der Jets, eine grellorange Trainingsjacke und eine weite, gelbe Basketballhose.

Niemand konnte ihn als den eleganten Geschäftsmann erkennen, der diese nutzlose Schlampe vor den Zug gestoßen hatte – und genau darin lag der Schlüssel. Um seine Mission erfolgreich durchzuführen, waren Schnelligkeit und das Überraschungsmoment die entscheidenden Punkte. Er musste wie eine Kobra zuschlagen, hin- und wieder weghuschen, bevor jemand merkte, dass er dort gewesen war. Sich mit der Menge verschmelzen und sie als menschlichen Schutzschild nutzen. Sich des Irrgartens der New Yorker Straßenlandschaft bedienen. Sein Äußeres völlig verändern – und erneut zuschlagen.

Er suchte sich im Park einen leeren Klappstuhl, zog seinen Palm Treo aus der Gürteltasche und rief das andere wichtige Dokument auf, das dort gespeichert war. Zur Unterstützung seiner Leitlinien enthielt der Plan eine 14-seitige Kopie dessen, was er zur Durchführung benötigte. Er blätterte zur letzten und wichtigsten Seite, die eine lange Liste enthielt. Wie in Trance las er sie langsam durch, ging alle Eventualitäten durch und stellte sich vor, wie er die einzelnen Punkte in absoluter Perfektion und mit der gebotenen Ruhe abarbeitete.

Die Macht der Visualisierung hatte er als Werfer im Baseballteam in Princeton kennen gelernt. Er war nicht besonders begabt, nur ein kräftiger Rechtshänder mit einem Fastball um die 150 Stundenkilometer. Doch sein Trainer hatte ihm gesagt, er solle vor einem Spiel hinter die Linie der gegnerischen Mannschaft treten und sich jeden Wurf im Einzelnen vorstellen.

Dieser Trainer hatte ihm auch eine Reihe weiterer grundlegender Techniken beigebracht: den samtweichen Abwurf, der ihn schneller

wirken ließ, und den Innenwurf, der ihm den wohlverdienten Ruf als Headhunter einbrachte.

Und genau dies war der Grund gewesen, dass er bereits im ersten Jahr aus der Mannschaft geflogen war. Er hatte einem blonden Bubi aus Dartmouth den Ball so hart gegen den Kopf geknallt, dass dessen Helm geplatzt war und er eine Gehirnerschütterung erlitten hatte. Die Mannschaft aus Dartmouth hatte ihm unterstellt, er hätte das Arschloch mit Absicht ausgeschaltet, weil es unentschieden gestanden hatte. Die Zuschauer waren von den Bänken aufgesprungen und hatten getobt. Richtig war, dass der Lehrer tatsächlich vorsätzlich gegen den Affen vorgegangen war, doch der Grund war ein anderer gewesen. Ihn hatte geärgert, dass die scharfe Braut des Typen, die in der ersten Reihe gesessen hatte, jedes Mal aufgesprungen war und gejohlt hatte, wenn der Kerl am Schlag war. Klar, dass diese Schwuchtel kein Mädchen wie sie verdiente. Also hatte der Lehrer beschlossen, ihr zu zeigen, was ein richtiger Mann war.

Er lächelte bei der Erinnerung. Es war sein letztes und bei weitem bestes Spiel gewesen. Er hatte dem drittklassigen Trainer aus Dartmouth die Nase gebrochen und ihrem Fänger beinahe ein Ohr abgerissen. Wenn schon ausscheiden, dann so. Schade nur, dass er das Mädchen nicht wiedergesehen hatte. Doch sie würde sich den Rest ihres Lebens an ihn erinnern.

Der Lehrer schüttelte sich aus seinem Traum und schob seinen Palm Treo zurück in die Hüfttasche. Nachdem er sich erhoben hatte, streckte er sich und ging, die Finger in den Kies geschoben, wie für den Start zu einem Wettlauf in die Hocke.

Er hatte sein Spiel jetzt vor Augen. Es war Zeit, sich an die Arbeit zu machen.

*Peng*, schoss eine imaginäre Pistole in seiner Vorstellung.

Auf starken Beinen, die hinter ihm den Kies in die Luft fliegen ließen, spurtete er los.

Bei Stufe eins seines Plans musste der Lehrer ein Ablenkungsmanöver einleiten. Er rannte über das Verbindungsstück zwischen der 41st und 40th Street, als sich ihm die perfekte Gelegenheit bot – ein Geschäftsmann mittleren Alters, der bei Rot über die Sixth Avenue ging. Wie eine Kobra zuschlagen, dachte er und änderte im gleichen Augenblick seinen Kurs.

Wie ein Football-Spieler knallte er in den Anzug, nahm ihn in den Schwitzkasten und zerrte ihn an den Straßenrand.

»Hey! Was soll das?«, keuchte der Kerl in seinem schwachen Versuch, sich zu wehren.

»Bei Grün gehen, bei Rot stehen«, sang der Lehrer und warf ihn zu Boden. »Wie ein menschliches Wesen, nicht wie ein wertloses Tier.« Er drehte sich um und hatte, mit den Armen rudern, in wenigen Sekunden seine volle Geschwindigkeit erreicht, bereit für sein nächstes Ziel. Dieses erblickte er in dem Lieferanten eines asiatischen Restaurants, der sich auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig eilig zwischen anderen Fußgängern hindurchdrängelte.

Der Lehrer wechselte erneut die Richtung, jagte im dichten Verkehr quer über die Straße, begleitet von einem Hupkonzert, quietschenden Reifen und lauten Flüchen.

Tüten für das Essen zum Mitnehmen flogen in die Luft wie aufgescheuchte Tauben, als er mit seinem Unterarm dem Lieferanten quer über die Kehle hieb.

»Wo brennt's, Kumpel?«, brüllte der Lehrer. »Das ist ein Bürgersteig, keine Rennbahn. Etwas mehr Höflichkeit, bitte. Kapiert?«

Mit kaum den Boden berührenden Füßen rannte er weiter. Er fühlte sich unglaublich, unbesiegbar. Er hätte bis zum Ende des Blocks an der Vorderfront der gläsernen Bürotürme entlang und an der Rückseite wieder zurückrennen können. Er hätte ewig so rennen können.

»*We will, we will rock you!*«, schrie er in überraschte Gesichter. Dieses Lied hatte er immer gehasst, doch im Moment passte es wie die Faust aufs Auge.

Fußgänger blieben stehen und blickten ihm hinterher. Die mit allen

Wassern gewaschenen Passanten, Hotdog-Verkäufer, wartende Taxifahrer und Fahrradboten gingen ihm wohlweislich aus dem Weg. Es war schwer, die Aufmerksamkeit der abgestumpften Menschen in Manhattan auf sich zu ziehen, doch er leistete tolle Arbeit.

Das Licht, das sich in den dunklen Glasfassaden der gigantischen Gebäude spiegelte, fiel auf ihn herab wie Weihwasser. Sein Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen, und seine Augen füllten sich mit Freudentränen.

Er tat es wirklich. Nach all der Planung, all den Hindernissen öffnete sich jetzt der Vorhang für ihn.

Er sprang auf der breiten Straße auf den Haltestreifen und spurtete mit voller Geschwindigkeit auf die Bäume im Central Park zu.

Zwanzig Minuten später verließ der Lehrer an der Upper East Side den Central Park. Die dreißig Straßenblocks, die er gerannt war, merkte er kaum. Er war kein bisschen außer Atem, als er über die schicke Fifth Avenue und die 72nd Street weiter Richtung Osten rannte.

Schließlich hielt er an der Ecke 72nd Street und Madison Avenue vor einem fabelhaft verzierten vierstöckigen Haus, das einem französischen Château nachempfunden war – dem Vorzeigegeschäft von Ralph Lauren. Das erste Ziel, das wirklich zählte.

Der Lehrer blickte auf seine Uhr, um sicherzugehen, dass er seinen Zeitplan immer noch einhielt, bevor er einen langen Blick rechts und links die Straßen hinunter warf. Es waren keine Polizisten zu sehen, was nicht überraschte. Dieser Laden lag mitten im einwohnerstärksten Bezirk der Stadt. Grob geschätzt schützten 50 Polizisten, von denen einige krank gemeldet waren oder Urlaub hatten, mehr als 200 000 Menschen. Viel Glück, wünschte sich der Lehrer. Er zog die glänzende Messingtür auf und trat ein.

Er ließ seinen Blick über die persischen Teppiche, die Kronleuchter und die Ölgemälde an den fünf Meter hohen Mahagoniwänden wandern. Ein Supermarkt war das hier eindeutig nicht. Zwischen den antiken Möbeln und den Blumen lagen, mit kunstvoller Lässigkeit verteilt, Stapel mit Zopfmusterpullovern und Hemden mit angeknöpftem Kragen. Der Gesamteindruck vermittelte, dass man eintrat, um die Vanderbilts zu besuchen, die gerade von ihrer Sommerreise in Europa zurückgekehrt waren.

Mit anderen Worten: Es war widerlich. Er rannte die breite Treppe zur Herrenabteilung hinauf.

Ein Mann mit schmierigem Haar und tadellos geschneidertem Dreiteiler stand hinter einer gläsernen Auslage voller Krawatten. Er hob eine seiner Augenbrauen gerade so weit, dass er diesem schludrigen Hanswurst, der sich ihm näherte, sein Missfallen ausdrückte.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte er in einer herablassenden Art, die an Boshaftigkeit grenzte. Der Lehrer wusste, dass der Verkäufer bei einem Ja laut auflachen würde.

Also lächelte er nur.

»Haben wir etwa Schwierigkeiten mit der Sprache, Sir?«, säuselte er, fiel aber von seiner blasierten Ausdrucksweise sogleich in die rauere Alltagssprache. »Gürteltaschen ham wir grad keine mehr, die kriegen Se eher im Ramschladen.«

Der Lehrer sagte immer noch nichts. Stattdessen öffnete er die Hüfttasche und nahm zwei Gegenstände heraus, die aussahen wie kleine Käsebällchen, aber Ohrenstöpsel für den Schießstand waren. In aller Seelenruhe drückte er einen davon in sein linkes Ohr.

Der Herrenausstatter blickte nervös und kehrte zu seiner dämlich-eleganten Sprache zurück.

»Ich bitte um Entschuldigung, Sir, ich wusste nicht, dass Sie ein Hörgerät benötigen. Aber wenn Sie nicht hier sind, um etwas zu kaufen, müsste ich Sie leider bitten zu gehen.«

Der Lehrer verharrte, den zweiten Ohrenstöpsel zwischen seinen Fingern, bevor er endlich antwortete.

»Eigentlich bin ich hier, um Ihnen eine Lektion zu erteilen«, erwiderte er.

»Mir eine Lektion erteilen?«

Der Lehrer ahmte den hochmütigen Ton des Wichsers nach. »In Verkaufstechnik. Sie wären mit Sicherheit erfolgreicher, wenn Sie alle Ihre Kunden mit Respekt behandelten. Schauen Sie, wie das geht.« Er schob sich den zweiten Stöpsel ins andere Ohr und griff erneut in seine Gürteltasche, aus der er eine Pistole zog.

»Und hier«, erklärte er mit in seinen Ohren gedämpfter Stimme, »haben wir den Colt M1911 Halbautomatik Kaliber .45. Möchten Sie ihn einmal ausprobieren, Sir? Ich glaube *würklich*, Sie werden von seiner Leistung beeindruckt sein.« Er entsicherte die Waffe und spannte den Hahn.

Der Mund des Verkäufers öffnete sich zu einem O, seine Lippen bewegten sich zu Worten, die der Lehrer kaum verstand. »O mein Gott ... tut mir furchtbar leid ...« Seine weiche, manikürte Hand flog zur Registrierkasse und drückte die Taste, um die Lade zu öffnen. »Bitte, nehmen Sie alles ...«

Doch auch seine andere Hand bewegte sich, und zwar unter den Verkaufstresen – mit Sicherheit zum versteckten Alarmknopf.

Damit hatte der Lehrer gerechnet. Sein Finger zuckte, die erste Patrone

Kaliber .45 knallte wie ein Dynamitstab, die Glasauslage zerschepperte mit ohrenbetäubendem Lärm. Der Angestellte schrie und stolperte, seine zerfetzte Hand umklammernd, nach hinten.

»Ich bin nicht hier, um etwas mitzunehmen«, erwiderte der Lehrer ruhig.

»Ich bin hier, um Ihnen etwas zu geben, wonach Sie Ihr ganzes Leben lang gesucht haben, aber Angst hatten, darum zu bitten –

Wiedergutmachung.« Er leerte den Rest des Magazins mitten in die Brust des Verkäufers.

Ihn mit spastisch zuckenden Gliedern rückwärts schwanken zu sehen, als wäre er von einem riesigen Vorschlaghammer getroffen worden, gehörte für den Lehrer zu den elektrisierendsten und schönsten Momenten seines Lebens.

Bald würde es noch weitere solcher Momente geben.

Er lud den Colt mit geübter Schnelligkeit, während er die Treppe hinuntereilte. Als er die Tür erreichte, bemerkte er einen anderen höflichen Angestellten, der neben einem mit Kaschmir gepolsterten Stuhl kauerte. Der Schock saß so tief, dass der zitternde Mann nicht einmal um Hilfe rufen konnte.

Der Lehrer hielt kurz an, um ihm den Lauf seines Colts gegen die Wange zu drücken. Dann wirbelte er die Waffe in die Luft, fing sie wieder auf und steckte sie in seine Gürteltasche.

»Du bist heute ein Zeuge der Geschichte.« Der Lehrer tätschelte dem schniefenden Fatzke den Kopf. »Ich beneide dich.«

Er öffnete die Tür ein Stück, um auf die Straße hinauszuspähen, dann trat er vor den Laden und verschmolz wie bereits zuvor mit den Passanten auf der 72nd Street, ein anonymen Mann in der Menge wie jeder andere auch. Doch er ging auf die andere Straßenseite und winkte dem ersten Taxi, das er sah. Den Fahrer mit Turban wies er an, ihn zum Port Authority Bus Terminal zu bringen, dann lehnte er sich zurück und nahm seinen Palm Treo heraus.

»Ralph-Lauren-Angestellter« war der erste Punkt, der auf dem Bildschirm erschien. Er löschte ihn aus der Liste und sah auf die Uhr. Die Operation hatte von Anfang bis Ende nur zwei Minuten gedauert, außerdem hatte er gleich ein Taxi ergattert – alles war glatter über die Bühne gegangen als erhofft.

Er war nicht nur der Lehrer, er war der Meister.



Um neun Uhr morgens rief ich in meinem Büro an, um einen Tag Urlaub einzureichen. Ein weiteres, leicht lösbares Problem. Wenn ein halbes Dutzend kranker Kinder keine persönliche Krise darstellten, was dann? Als Mary Catherine und ich sichergestellt hatten, dass die Truppe durchgezählt und versorgt war, tat ich etwas, was ich seit einer Woche nicht getan hatte: Ich zog mein irisches Vollblut-T-Shirt und eine Sporthose an und machte mich auf zum Joggen.

Wie üblich, quälte ich mich bis zum Grant's Tomb an der 122nd Street Ecke Riverside Drive, um dem General meinen Respekt zu zollen. Es hätte an ein Wunder gegrenzt, hätte ich dem schlanken Feldspieler vom Manhattan College geähnelt, der ich einst gewesen war, doch zumindest schaffte ich es, den gesamten Weg über ein gleichmäßiges Tempo beizubehalten.

Ich bemühte mich, die Zeitungskioske zu umgehen, die mir die Katastrophe des Vorabends ins Gesicht geschrien hätten, und niemand schoss auf mich. Es war bei weitem der schönste Morgen in meiner jüngsten Vergangenheit.

Wieder zu Hause, begann ich mit dem obersten Punkt auf meiner Aufgabenliste – einen Zahn, den Fiona am Abend zuvor verloren und unter ihr Kissen gelegt hatte, durch einen Ein-Dollar-Schein zu ersetzen. In dem Chaos hatte ich nicht mehr daran gedacht. Die geheimen Aktivitäten der Zahnfee waren wie so viele andere Dinge in dieser Wohnung auf der Strecke geblieben, seit wir Maeve verloren hatten. Nachdem ich dies nun nachgeholt hatte, kochte ich eine Kanne Kaffee und machte mich an weniger wichtige Aufgaben wie die Onlinebezahlung von Rechnungen. Ich ließ mir Zeit und meine Gedanken abschweifen – ein gutes Gefühl, zur Abwechslung mal ein bisschen blauzumachen. Vielleicht hätte ich ein schlechtes Gewissen haben sollen wegen der Berichte, die ich schreiben musste, aber sollten das doch die anderen machen. Ich war mit meiner eigenen Mannschaft zu Hause, spürte ihre Liebe und fand es toll, mich zur Abwechslung mal um Menschen kümmern zu können, die nicht versuchten, mich deswegen umzubringen.

Zum ungefähr einmillionsten Mal dachte ich darüber nach, dass mein Leben mich in letzter Zeit an eine Kerze erinnerte, deren Docht an beiden Enden entflammt war – und mich regelrecht ausbrannte. Das wiederum ließ mich einige Stellenangebote überdenken, die ich in den letzten Monaten erhalten hatte, seit ich durch eine große Geiselnahme in der St. Patrick's Cathedral so etwas wie ein berühmter Polizist geworden war.

Das beste Angebot betraf das Sicherheitsmanagement eines Unternehmens bei ABC. Sie suchten jemanden, der die Sicherheitskräfte der lokalen Nachrichtensender an der Columbus Avenue koordinierte. Der Arbeitsplatz war leicht zu erreichen, die Arbeitszeiten human und das Gehalt doppelt so hoch wie mein derzeitiges.

Doch mir fehlten nur noch fünf Jahre bis zu meiner Zwanzig-Jahres-Pension, und ehrlich gesagt war ich mir nicht sicher, ob ich meine Dienstmarke gerade jetzt abgeben wollte. Das Hauptproblem war, dass ich gerne Polizist war, besonders bei der Mordkommission. Damit konnte ich mich identifizieren.

Andererseits liebte ich meine Familie, die mich mehr brauchte als je zuvor. Eine Arbeit, bei der ich abends und am Wochenende zu Hause war, wäre ein Geschenk des Himmels, ebenso wie das bessere Gehalt. Was also sollte ich tun?

Wie üblich fiel mir die Entscheidung nicht einfach so zu. Als ich den Rechnungskram und ein paar andere Aufgaben erledigt hatte, drehte ich eine Runde, um nach meinen kranken Kindern zu sehen, und setzte sie zu einer Quizrunde mit *Harry Potter: Scene It?* vor den Fernseher. Dann klingelte mein Mobiltelefon. Mein Gefühl sagte mir, dass das nichts Gutes bedeutete. Doch ignorieren konnte ich es auch nicht.

»Mike Bennett«, meldete ich mich.

»Hallo, Mike. Hier ist Marissa Wyatt. Bleib bitte dran, ich verbinde mit Commissioner Daly.«

Ich kniff die Augen zusammen und richtete mich auf. Ich wusste, dass der Urlaubsantrag nach einem Chaos wie dem des vergangenen Abends zu Verstimmungen führen konnte, doch ein Anruf vom Commissioner? Was wollte er von mir? Hatte das Fiasko von Harlem so rasch Kreise gezogen?

»Mike?«, fragte Daly.

Ich hatte Daly bereits bei einigen Besprechungen mit hochrangigen Kollegen erlebt, zu denen ich eingeladen worden war. Er schien immer schnell zur Sache zu kommen, zumindest so schnell, wie man etwas in dem Puzzle-Chaos finden konnte, das im One Police Plaza herrschte. Ich beschloss, lieber selbst gleich die Initiative zu ergreifen.

»Hallo, Commissioner«, grüßte ich. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie leid es mir tut, wie die Dinge gestern Abend gelaufen sind ...«

»Darüber reden wir später«, fiel er mir ins Wort. »Ich brauche Sie hier, und zwar sofort. Seit heute Morgen passieren die seltsamsten Dinge. Ein paar Angriffe von Durchgeknallten, unter anderem von jemandem, der eine junge Frau vor eine U-Bahn gestoßen hat. Dann eine hässliche Schießerei im Ralph-Lauren-Geschäft auf der Madison Avenue vor etwa einer Viertelstunde. Da es so aussieht, als würde sich eine Katastrophe anbahnen, und Sie zufällig der ehemalige Leiter des Katastropheneinsatzkommandos sind, habe ich Sie als unseren Teamkoordinator ausgewählt.«

Verdammt, das war nicht fair. Der Commissioner musste in meiner Personalakte geblättert haben. In meinem vorherigen Leben, damals als Alleinstehender, hatte ich für das Katastropheneinsatzkommando gearbeitet, ein FBI-Team, das besonders bei Katastrophen mit kriminellem Hintergrund eingesetzt wurde.

Doch mich rückblickend gleich zum Abteilungsleiter zu ernennen war lächerlich. Wegen meines irischen Mundwerks war ich immer nach vorne geschoben worden, um die anderen abzulenken, während die wahren Helden – unser Team aus forensischen Anthropologen, Umwelttechnikern und klinischen Psychologen – mich gut aussehen ließen.

»Ach, Commissioner, das ist doch lange her. Na gut, ich war nicht ganz bei Trost und habe ein paar Jahre fürs FBI gearbeitet. Aber das sollten Sie nicht gegen mich verwenden«, erwiderte ich. Abgesehen davon, hatte denn das 19. Revier keine eigenen Detectives mehr?

»O doch, das kann ich. Sie sind mein Star, Mike, ob Sie wollen oder nicht. Und wir haben es mit einer richtig großen Geschichte zu tun. Und Sie müssen mich dabei gut aussehen lassen. Für Sie springt dabei auch was raus – Sie erhalten eine neue Aufgabe und brauchen keine Berichte über diese Harlem-Sache zu schreiben oder sich mit den Medienfuzzis

rumzuschlagen. Das Pressebüro ist gerade mit Interviewanfragen bombardiert worden.«

Eigentlich – das wusste ich ganz genau – wollte Daly gar nicht, dass irgendjemand mit den Medien sprach, bevor er nicht alle Fakten beisammenhatte. Zu seinen vielen Gaben gehörte auch der schlaue Umgang mit der Presse. Im Augenblick allerdings wollte er unbedingt den Anschein erwecken, er täte mir einen Gefallen.

»Satteln Sie Ihr Pferd, und kommen Sie so schnell es geht in die Zweiundsiebzigste«, beendete er die Diskussion. »Chief of Detectives McGinnis wird Sie über den Stand der Dinge aufklären.«

Über den Stand welcher Dinge?, fragte ich mich, während das Telefon in mein Ohr tutete. Kein Wunder, dass er Commissioner war. Er war ein professioneller Manipulator. Nicht nur, dass er meinen freien Tag nicht respektierte, er hatte mir nicht einmal die Chance gegeben, ihn über meine kranken Kinder aufzuklären.

Angepisst wegen Daly und all der Idioten da draußen, die Waffen benutzten, um Probleme zu lösen, legte ich das Telefon beiseite. Vor allem aber brach es mir das Herz, weil ich nun auch meine knappe Zeit mit den Kindern vergessen konnte. Zumindest war Mary Catherine hier, um zu übernehmen, und mit ihr würden sie ohnehin mehr Spaß haben. Ich war in jeder Hinsicht der Verlierer.

Ich beschloss, rasch zu duschen. Der Schweiß von meinem Dauerlauf klebte noch an mir, und die Chance auf eine Dusche könnte mir für die nächsten Tage verwehrt sein. Abgelenkt von Gedanken an die Tatorte, die ich besichtigen musste, stieg ich in die Badewanne, ohne hinzuschauen – bis die Kotze unter meinen Zehen knatschte.

Das Blaumachen war mir nicht geglückt, und selbst hier zu Hause hatte ich nur mäßige Leistung erbracht – so lautete mein Resümee, während ich nach dem Toilettenpapier griff.

Auf seinem Zehngang-Rad sitzend, umklammerte der Lehrer mit einer Hand die hintere Stoßstange eines Busses der Linie 5, der die Fifth Avenue entlangbretterte. An der Ecke 52nd Street koppelte er sich ab, um abzubiegen. Mit kräftigen Tritten in die Pedale schaffte er es gerade noch, sich zwischen einem Pkw und den großen Holzrädern eines Central-Park-Einspanners einzufädeln.

Nachdem er sich vom Taxi bis zur Hafenbehörde hatte bringen lassen, war er zurück in seine Wohnung gerannt und hatte sich ein völlig anderes Äußeres verpasst – abgetragene Radfahrerhose, fadenscheiniges Oberteil und einen Fahrradhelm – und sich sein Fahrrad geschnappt. Jetzt sah er mit seiner billigen Lance-Armstrong-Imitation aus wie ein Fahrradkurier.

Dem Gegner tänzelnd ausweichen und dann hart zuschlagen, dachte er, als er mit seinem Zehngang-Rad über ein Leitblech sprang.

Seine Verkleidung war noch für etwas anderes gut. Sie strotzte vor Ironie und Symbolkraft, weil sie eine weitere Botschaft vermittelte.

*An: Welt*

*Von: Der Lehrer*

*Betreff: Die Existenz, das Universum, die Bedeutungslosigkeit des Lebens*

Wie als Hintergrundmusik zu seinen Gedanken ertönte ein dissonantes Hupkonzert der Fahrzeuge, die in der engen Straßenflucht feststeckten, weil ein Lieferwagen in zweiter Spur parken wollte.

»Haltet eure Fresse, ihr miesen Wichser!«, rief der Fahrer mit seinem Affengesicht aus dem Fenster.

Auch dir einen schönen Tag, wünschte ihm der Lehrer in Gedanken, während er sein Fahrrad durch das Chaos lenkte.

Der Gestank von Abfall und Urin stieg ihm in die Nase, als er an einem hüfthohen Wall aus schwarzen Müllsäcken entlangradelte. Oder stammte der Geruch aus der Hotdog-Bude nebenan? Ließ sich nicht eindeutig sagen. Er erblickte ein Parkverbotsschild mit der freundlichen Aufschrift »Wage es nicht, hier zu parken!«. Meine Güte, warum kommen die nicht gleich zur Sache und schreiben »Begehe Selbstmord« drauf?

Ungläubig blickte er auf die faden Sekretärinnen und Geschäftsleute. Sie bogen um die Ecke und warteten wie Schafe an den Ampeln, die ihr Leben steuerten. Wie konnten sie nur so tun, als wäre dieses höllische Leben, durch das sie wie Zombies schlurften, akzeptabel? Legionen von hirnlosen Untoten, die jeder Vernunft trotzten.

Aber Moment mal. Sie waren nicht unbedingt hirnlos oder dumm – das war ein bisschen zu hart. Sie waren ignorant. Nicht aufgeklärt.

Und hier kam er ins Spiel – um ihnen den Weg zu zeigen.

Vor einem Restaurant an der Nordseite der Straße blieb er mit quietschenden Reifen schlitternd stehen.

Die zweite Lektion an diesem Morgen würde noch eindrucksvoller ausfallen als die erste.

Die Reihe der Jockey-Statuen auf dem Balkon des »21 Club« blickte arrogant auf ihn herab, als er sich das Zahlenschloss über den Kopf zog und sein Fahrrad an dem schmiedeeisernen Gitter befestigte. Während er sich durch die Menge gut gekleideter Geschäftsleute unter der Markise drängte, wurde er von einer Wolke aus neuen Gerüchen eingehüllt – dicker Zigarrenrauch, kräftige Steaks und teures Parfüm. Er kam sich vor, als beträte er eine neue Welt, eine Welt mit gedämpfter

Beleuchtung, noblem Jazz, Kaminen, Vorhängen und Lehnssesseln.

Nur eine Sekunde lang zögerte er, war versucht, zur mit dunklem Holz vertäfelten Bar am Ende der Halle zu gehen, um sich ein kaltes, starkes, alkoholisches Getränk zu bestellen, seine Last auf eine der roten Plüschbänke zu legen und diesen mächtigen Schicksalskelch einfach an sich vorübergehen zu lassen.

Er wappnete sich. Der Kelch war schwer, ja, er würde viele Menschen vernichten. Nur ein Mensch, der so entschlossen war wie er, würde ihn ertragen können. Dank seiner Entschlossenheit war ein Scheitern ausgeschlossen.

»Entschuldigung! Hey!«, rief jemand hinter ihm. Der Lehrer drehte sich um. Ein hochgewachsener Oberkellner kam auf ihn zu.

»Hier herrscht Jackettpflicht, und die Toiletten sind nur für Gäste. Wenn Sie etwas ausliefern wollen, benutzen Sie den Lieferanteneingang.«

»Das ist doch der 21 Club, oder?«, fragte der Lehrer.

Der Oberkellner verzog seine Lippen zu einem eisigen Lächeln. »Sehr gut. Für welche Firma arbeiten Sie? Ich werde das nächste Mal mit

Sicherheit dort anrufen, wenn ich einen besonders schlaunen Boten brauche.«

Der Lehrer tat, als hätte er den Hohn nicht bemerkt. »Ein Brief für Mr. Joe Miller«, sagte er und öffnete die Klappe seiner Kuriertasche.

»Ich bin Joe Miller. Sind Sie sicher? Ich erwarte keinen Brief.«

»Vielleicht möchte Sie jemand überraschen.« Der Lehrer zwinkerte, während er den großen Umschlag herauszog. »Vielleicht haben Sie einen Ihrer weiblichen Gäste stärker beeindruckt, als Ihnen bewusst ist.«

Miller fand diesen Gedanken offensichtlich interessant. »In Ordnung, danke. Aber nächstes Mal den Lieferanteneingang, kapiert?«

Der Lehrer nickte ernst. »Auf jeden Fall.« Haha, als gäbe es ein nächstes Mal.

»Hier, bitte.« Miller zog einige Ein-Dollar-Scheine aus seiner Brieftasche.

»O nein, ich kann kein Trinkgeld annehmen«, lehnte der Lehrer ab.

»Aber ich soll auf eine Antwort warten.« Wieder zwinkerte er, als er Miller den Umschlag reichte. »Es ist vielleicht besser, ihn nicht vor den Leuten hier zu öffnen, wenn Sie wissen, was ich meine.«

Der Oberkellner blickte sich um. Immer mehr Gäste an der Bar warteten darauf, an ihre Tische geführt zu werden. Doch seine Neugier siegte.

Ungeduldig trat er in einen kleinen Hinterraum neben dem Reservierungstisch. Der Lehrer folgte ihm und wartete an der Tür.

Miller riss den Umschlag auf. Die Hochnäsigkeit in seinem Gesicht wandelte sich in Verblüffung.

»»Dein Blut ist meine Farbe««, las er laut vor. »»Dein Fleisch ist mein Lehm«? Was soll der Scheiß?« Wütend blickte er zum Lehrer auf. »Wer hat das geschickt?«

Der Lehrer trat zu ihm in den Hinterraum, zog seinen Colt Woodsman Kaliber .22 mit Schalldämpfer aus seiner Tasche und drückte den Lauf an das leere Herz des Speichelleckers. »Eigentlich stammt der Brief von mir.«

Er wartete den Bruchteil einer Sekunde ab, bis er in den Augen des Oberkellners sah, dass dieser die Situation erfasst hatte. Doch bevor sein Opfer auch nur blinzeln konnte, drückte der Lehrer zweimal ab.

Selbst in dem kleinen Raum klangen die Schüsse nur wie ein Räuspern. Als der Oberkellner zu einem Haufen totem Fleisch in sich

zusammensackte, hievte der Lehrer ihn auf einen Stuhl und konnte gerade noch eine Batterie Speisekarten auffangen, die vom Regal rutschte. Das blutige Schreiben klemmte er dem Oberkellner zwischen die Schuhe. Jeder, der hier vorbeikam, würde denken, der Oberkellner hätte sich einen Moment hingesezt, um zu lesen.

Der Lehrer verbarg die Waffe an seiner Seite, wandte sich der Tür zu und ließ seinen Blick draußen über die Menschen gleiten. Er zog Heimlichtuerei vor, doch bei Bedarf würde er sich auch liebend gern den Weg frei schießen.

Aber sowohl im Restaurant als auch an der Bar lachten, redeten, tranken und aßen die Menschen weiterhin wie ferngesteuerte Arschlöcher. Das Rad der Sinnesfreuden drehte sich weiter. Niemand hatte etwas bemerkt. Das war nichts Neues.

Er ließ die noch warme Waffe in seine Tasche gleiten. Ein paar Schritte später war er draußen und bestieg sein Zehngang-Rad. Noch immer hatte ihn niemand bemerkt. Er zuckte mit den Schultern, könnte eigentlich genauso gut seine Liste aktualisieren. Er zog seinen Palm Treo heraus, öffnete den Plan und löschte »selbstgerechtes Arschloch im 21 Club«. »Hey, ist das der 750er?«, fragte ein Mann, ein geschniegelter Wall-Street-Typ mit einer Hundert-Dollar-Havanna zwischen den Zähnen, in der Hand ein Smartphone. »Treats sind affengeil, Kumpel«, sagte er.

Kumpel? Selbst diese *Wall Street Journal* lesenden

Ivy-League-Aktienhändler quasselten heutzutage wie Crack-Dealer. Es war schon schlimm genug, dass die Gesellschaft zu einem Haufen amoralischer, geldgieriger Arschlöcher verkommen war, jetzt hatten sie sich noch zu Möchtegern-Gangstern gewandelt.

»Ja, äh, Gruß an Ihre Mutter.« Der Lehrer verabschiedete sich mit in die Luft gerecktem Daumen, während er sein Fahrrad auf die Straße schob.



Mein Dienstfahrzeug befand sich in der Werkstatt, so dass ich unser Familienauto benutzen musste, einen stabilen, kampferprobten Van, den ich einige Monate zuvor gekauft hatte. Obwohl bei meinem derzeitigen Glück wahrscheinlich wie beim VW in *Little Miss Sunshine* gleich die Hupe losgehen würde.

Ich war auf dem Weg in die 72nd Street. Während ich mit einer Hand lenkte, knotete ich mit der anderen gerade meine Krawatte, als mich der Chief of Detectives McGinnis auf meinem Mobiltelefon anrief.

»Bennett, wo stecken Sie, verdammt noch mal?« Seine Stimme dröhnte so laut, dass meine Blutgefäße zu platzen drohten.

»Ich fahre, so schnell ich kann, Chief«, antwortete ich. »Bin in fünf Minuten da. Was ist los?«

»Der Oberkellner im 21 Club wurde gerade umgenietet!«

Das Kneifen in meinem Magen kannte ich nur allzu gut. Zuerst der Ralph-Lauren-Laden und jetzt der 21 Club? Zwei Morde innerhalb einer Stunde an zwei der prominentesten Orte der Stadt? Der Fall sah bereits jetzt mindestens so übel aus wie der vom Vorabend.

»Haben Sie schon irgendeinen Anhaltspunkt?«, wollte ich wissen.

»Vielleicht hat Donald Trump ein paar Leute auf dem Kieker. Vielleicht zieht ein Mörder durch die Stadt, vielleicht sind es auch mehrere, und das Ganze ist nur Zufall. Wir haben die Antiterrorereinheit mobilisiert, nur für den Fall. Aber eigentlich ist das doch Ihre Spezialität. Terrorismus. Ach nein, tut mir leid, Katastrophen.«

Ich schüttelte den Kopf. Die Katze war schon aus dem Sack, was meine Arbeit beim Katastropheneinsatzkommando betraf. Ziemlich bald würde das gesamte New York Police Department mein kleines Geheimnis kennen: Michael Bennett war mal beim FBI gewesen.

»Ich würde es nicht gerade als Spezialität bezeichnen«, erwiderte ich.

»Ist mir egal, wie Sie dazu sagen. Sie sind der vom Commissioner persönlich auserwählte Experte. Jetzt schaffen Sie Ihren Arsch hierher und finden Sie für mich heraus, was hier los ist, klar?«

Nun wusste ich, welche Laus McGinnis über die Leber gelaufen war: Ich war nicht seine erste Wahl gewesen, sondern ihm von Commissioner

Daly vor die Nase gesetzt worden.

»Glauben Sie, ich habe mich freiwillig für diesen Posten gemeldet, Chief?«, schoss ich zurück. Doch er hatte bereits aufgelegt.

Als ich das Gaspedal durchtrat, rutschten ein paar verirrte Fußballschuhe und Kleidungsstücke vom Boden des Beifahrersitzes nach hinten.

Vor dem Ralph-Lauren-Geschäft sah es aus wie bei einer Auktion für städtische Dienstfahrzeuge. Das Angebot umfasste Motorräder, Krankenwagen, Transporter der Spezialeinheit und blau-weiße Polizeifahrzeuge.

Ich hatte schon viele Tatorte gesehen, doch dieser hier übertraf alles, auch wenn der Einsatz der »Überfall«-Taktik entsprach, die für die Antiterrorereinheit des New York Police Department typisch war. Beim ersten Anzeichen einer Bedrohung wurden bis zu 200 Polizisten losgeschickt, um die Täter mit gewaltiger Polizeipräsenz zu schockieren. Vielleicht hatte Daly Recht, dachte ich einen Moment lang – die Lichter, die Polizisten, das Chaos und das Adrenalin, das durch meine Adern schoss, versetzten meinen Körper in Alarmzustand. Was ich sah, erinnerte mich eindeutig an meine früheren Katastropheneinsätze.

Ja gut, es war beeindruckend. Als ich mich mit vorgehaltener Dienstmarke an den Jungs von der Spezialeinheit vorbeischoob, blinzelte ich vorsichtig auf die kurzläufigen M16er, die um ihre Schultern hingen. Diese wurden zwar bereits seit dem 11. September verwendet, aber ich hatte mich immer noch nicht an sie gewöhnt und würde es wahrscheinlich auch nie tun. Wie schön waren die guten alten Zeiten gewesen, als nur die Drogenhändler Sturmgewehre benutzten!

Das Innere des Ralph-Lauren-Vorzeigegeschäfts sah auf satanische Weise plüschig aus, besonders für einen Mann, der seine Kleider gewöhnlich von der Stange kauft oder sich mit den Kindern in Spielzeuginnenhöfen tummelt. Oben an der Mahagonitreppe kam mir ein blonder Mann entgegen, um mich zu begrüßen – Terry Lavery, ein sehr kompetenter Detective vom 19. Bezirk. Ich war froh, einen Bekannten zu treffen, mit dem ich zurechtkam und der was auf dem Kasten hatte. »Was hältst du von der Armee da draußen, Mikey?«, fragte er. »So viele Uniformen habe ich seit der Konferenz von Washington nicht mehr gesehen.«

Ich schnalzte mit den Fingern, als wäre gerade eine Glühbirne in meinem Hirn angegangen.

»Ach so, deswegen verspüre ich den überwältigenden Wunsch,

splitterfasernackt dieses Geländer hier runterzurutschen«, erwiderte ich. »Hey, ich will dir lieber gleich sagen, dass es nicht meine Idee war, in dein Revier einzudringen. Eigentlich hatte ich heute sogar frei. Aber der Commissioner bestand darauf. Er will, dass ich von der Bildfläche verschwinde, damit mich niemand wegen der gestrigen Katastrophe in Harlem löchern kann.«

»Kein Problem«, beruhigte Lavery mich, verdrehte aber die Augen.

»Grüß den Commissioner einfach von mir, wenn du das nächste Mal im Elaine's mit ihm zu Mittag isst.«

Nachdem die rituellen Schuldzuweisungen abgehakt waren, schlug Lavery sein Notizbuch auf.

»Ich sag dir mal, was wir bisher haben«, begann er. »Das Opfer hieß Kyle Devens. Er war 46 Jahre alt, schwul, lebte in Brooklyn, arbeitete hier seit elf Jahren. Es gab einen Zeugen für diesen Vorfall, ebenfalls einen Angestellten. Er konnte uns gerade mal zwölf Wörter zuflüstern, bevor er anfang, wie ein Irrer herumzuzappeln. Wir haben also bisher keine Täterbeschreibung.

Soweit wir sagen können, kam er kurz vor Mittag herein, zog eine halbautomatische Pistole, impfte unserem Jungen hier eine volle Ladung ein und verschwand wieder.«

»Das war's?«, fragte ich. »Kein Raub, kein Kampf, nichts?«

»Wenn er versucht hat, diesen Laden zu überfallen, hat er kläglich versagt, weil absolut nichts fehlt. Wenn es einen anderen Grund gibt, kennen wir ihn nicht.«

»Hatte Devens einen Geliebten?«, erkundigte ich mich. Trotz der Antiterrorereinheit mussten wir diesen Fall so lange wie einen gewöhnlichen Mord behandeln, bis wir mehr wussten.

»Der Geschäftsführer sagte, er wohnte bis vor zwei Jahren mit einem Typen zusammen, aber es funktionierte nicht, deswegen zog er wieder zu seiner Mutter. Wir versuchen immer noch, Kontakt mit ihr aufzunehmen. Doch es schien keinen Streit oder dergleichen gegeben zu haben, und mit seinen Kollegen verstand er sich bestens. Keine Vorstrafen oder Hinweise darauf, dass er sich mit zwielichtigen Gestalten herumgetrieben hat.«

Meine Pechsträhne hielt an. Bereits jetzt war klar, dass dies kein leichter Fall werden würde.

Ich ließ meinen Blick über die verstreuten Manschettenknöpfe gleiten, die im Blitzlicht einer Polizeikamera wie ein Muster auf dem teuren Teppich glitzerten – nur die fetten Messinghülsen vom Kaliber .45 störten.

Der Techniker von der Spurensuche, ein alter Freund namens John Cleary, beobachtete mich dabei. »Mach dir nicht allzu viele Hoffnungen, Mike«, wimmelte er ab. »Wir haben sie schon nach Fingerabdrücken untersucht. Keine drauf. Und wenn das noch nicht gut genug klingt – die Austrittswunden lassen nicht auf eine aus nächster Nähe abgefeuerte .45er schließen. Ich bin zwar nicht der Gerichtsmediziner, aber ich vermute, wir haben es hier mit Hohlspitzgeschossen zu tun.«

Stimmt, das waren weitere gute Nachrichten. Wir hatten es nicht nur mit einem ganz normalen mörderischen Durchgeknallten zu tun, sondern auch noch mit einem, der mit besonders tödlicher Munition herumhantierte.

Kyle Devens lag noch immer auf dem schicken Teppich. Von meiner Position aus sah ich die Leiche auch noch im drei Meter hohen Dreifachspiegel in der Ecke – eine Komposition aus Blut, Tod und zerbrochenem Glas, multipliziert mit drei. Ich blickte hinab auf die klaffenden Wunden in seiner Brust.

»Ja, wenn man einen unbewaffneten Krawattenverkäufer angreift, weiß man, dass es nur darum geht, sich der Macht entgegenzustellen.«

Doch fast beunruhigender als das Maß der Gewalt war die Akribie des Täters. Er war nicht nur schnell und effizient gewesen, sondern hatte auch Handschuhe benutzt, um seine Waffe zu laden.

Ich dachte an den Mord im 21 Club und bekam die vage, ungemütliche Ahnung, dass wir es mit demselben Mann zu tun hatten.

Mein Gefühl, dass dies ein höllisch langer Tag werden würde, war hingegen keine vage Ahnung mehr. Es hing an mir wie ein triefender Regenmantel.

Der gedämpfte Aufruhr im Erdgeschoss deutete darauf hin, dass der Gerichtsmediziner eingetroffen war. Ich wollte ihm nicht im Weg stehen und erledigte einen Anruf nach Midtown South, um herauszufinden, ob es bereits weitere Anhaltspunkte zu den beiden Übergriffen gab, die Commissioner Daly erwähnt hatte.

Der Fall wurde von Detective Beth Peters bearbeitet, die erst vor kurzem ihren Abschluss an der Akademie gemacht hatte und die ich noch nicht kannte.

»Das Mädchen von der U-Bahn sagt, jemand habe sie gestoßen. Sie achtete nicht darauf, deswegen weiß sie nicht, wer es gewesen ist. Doch ein Dutzend Zeugen sahen einen Mann neben ihr stehen. Eine ältere Dame schwört, dass er sie absichtlich mit seiner Hüfte stieß, und auch mehrere andere Zeugen glauben, dass es so war.«

»Beschreibung des Typen?«, fragte ich.

»Wird nicht Ihren Erwartungen entsprechen. Ein Geschäftsmann, sehr gepflegt, trug einen, ich zitiere: ›prachtvollen‹ maßgeschneiderten Anzug. Weiß, männlich, um die dreißig. Schwarzes Haar, eins fünfundachtzig, zwischen neunzig und hundert Kilo. Mit anderen Worten, ein metrosexueller Soziopath. Ganz das 21. Jahrhundert.« Detective Peters war forsch, klar und boshaft. Mit ihr würde ich bestens zurechtkommen.

»Leider genau passend«, stimmte ich zu. »Gibt es irgendwas auf Video, zum Beispiel, in welche Richtung er abzog?«

»Wir haben uns die Aufzeichnungen der Überwachungskameras von Macy's und ein paar anderen Plätzen rund um den Herald Square besorgt. Die Zeugen sehen sie sich derzeit an, aber ich erwarte nicht allzu viel davon. Die 34th Street und Seventh Avenue zur morgendlichen Stoßzeit ähneln dem Yankee-Stadion nach einem Spiel.«

Gab es einen Zusammenhang zwischen einem gepflegten, schön gekleideten Mann und dem teuren Herrenbekleidungsgeschäft, in dem ich gerade stand? Spielte bei diesen Verbrechen das Thema Oberschicht eine Rolle?

»Zumindest können Ihre Zeugen diesen Wahnsinnigen identifizieren,

sobald wir ihn geschnappt haben«, sagte ich. »Danke, Beth. Wir halten uns gegenseitig auf dem Laufenden.«

Als ich den Anruf beendet hatte, gönnte ich mir eine sechzigsekündige Pinkelpause. Die Angestelltentoilette war zwar klein, aber fast ebenso luxuriös wie der Rest des Ladens. Und es roch nicht nach Kotze. Ich gab der Toilette vier Sterne.

Ich nutzte die Gelegenheit, um zu Hause anzurufen.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte ich Mary Catherine, als sie antwortete.

»Du weißt, ich wollte heute frei machen, um dir zur Hand zu gehen, aber es gibt da einen Wahnsinnigen – oder vielleicht auch mehrere –, der die Stadt unsicher macht ... na ja, jedenfalls werde ich eine Weile nicht nach Hause kommen.«

»Ich werde es schon schaffen, Mike. Eigentlich bin ich froh, dass du mir nicht auch noch zwischen den Füßen rumläufst«, entgegnete sie.

Ob man dies noch als Kompliment werten konnte? Egal, jedenfalls konnte ich mich auf dieses Mädchen verlassen.

»Tausend Dank, Mary. Ich melde mich wieder, sobald ich kann.«

»Moment«, hielt sie mich auf. »Hier ist jemand, der mit dir reden will.«

»Daddy?« Es war Chrissy, meine Jüngste. Ihr »wundes Zäpfchen«, wie sie ihre Halsschmerzen nannte, schien tatsächlich etwas besser geworden sein. Ich dankte dem lieben Gott für die kleinen Gaben.

»Daddy, bitte sag Ricky, er soll mich nicht immer ärgern. Ich bin dran mit Fernsehgucken.«

Und noch ein Vorteil des Witwerdaseins, dachte ich. Ach ja, die Freuden der Tele-Erziehung!

»Wehre dich, Peep«, sagte ich.

In dem Moment öffnete jemand die Tür, die mir in den Rücken knallte. Ich konnte mein Telefon gerade noch vor dem Sturz ins Pinkelbecken retten.

»*Ocupado*, du Trottel!«, rief ich und knallte die Tür wieder zu.

Was für ein Tag! Wie bitte? Ein Tag? So ein Stuss! Was für ein *Leben*!

Ich nahm mir den nächsten Punkt auf meiner Aufgabenliste vor und verglich die Beschreibungen der Verdächtigen an den verschiedenen Tatorten. Das Problem war, dass mir nur die eine Beschreibung zur Verfügung stand, die ich von Beth Peters erhalten hatte. Vom 21 Club lag mir noch nichts vor. Von Lavery hatte ich erfahren, dass die Ermittlungen auf der Straße und die Befragung der Türsteher rund um den Ralph-Lauren-Laden nichts erbracht hatten. Und wir warteten immer noch auf eine zusammenhängende Aussage des Angestellten, dessen Kollege niedergeschossen worden war.

Es war Zeit, meine Überredungskünste zum Einsatz kommen zu lassen. Er hieß Patrick Cardone. Er wurde im Krankenwagen versorgt, der immer noch in zweiter Reihe auf der Madison Avenue stand. Er saß auf einer Krankentrage im Wagen und weinte.

Ich bedränge nicht gerne Menschen, die gerade eine Tragödie erlebt haben, doch ich kam nicht umhin, meine Arbeit zu erledigen. Ich versuchte ihn so schonend zu behandeln, wie ich konnte.

Ich wartete die Pause zwischen zwei Schluchzanfällen ab, bevor ich an die Tür des Krankenwagens klopfte und den Sanitätern zugleich das Zeichen gab, dass ich übernehmen würde.

»Hallo, Patrick. Ich bin Mike«, begrüßte ich ihn und zeigte ihm meine Dienstmarke, während ich behutsam einstieg und die Tür hinter mir schloss. »Ich kann mir gut vorstellen, wie furchtbar Sie sich fühlen. Sie haben eine schreckliche, traumatische Erfahrung gemacht, und Ihre Situation zu verschlimmern ist das Letzte, was ich möchte. Aber ich brauche Ihre Hilfe – ich und all die anderen Menschen in dieser Stadt. Meinen Sie, Sie könnten kurz mit mir reden?«

Der Verkäufer wischte über sein tränennasses Gesicht, ohne in seinem Kummer die Schachtel mit Papiertaschentüchern neben sich zu bemerken.

»Hier.« Ich legte die Schachtel auf seine Knie, was mir einen dankbaren Blick einbrachte.

»Erzählen Sie mir von Kyle«, bat ich ihn. »War er ein Freund von Ihnen?«



»O ja«, antwortete er voller Gefühl und tupfte seine Augen. »Wir fuhren samstagvormittags immer zusammen zur Arbeit, und wenn er mich zu Hause in Brooklyn Heights abholte, hatte er einen Kaffee für mich dabei. Wissen Sie, wie viele nette Menschen wie ihn es noch in dieser Stadt gibt? Ich sag's Ihnen – genau null. Und dieses ... dieses Schwein in seinem Mets-Sweatshirt hat ihn einfach erschossen. Kam einfach rein und hat ihn erschossen und ...«

»Moment«, hielt ich ihn auf. »Der Mann, der ihn erschoss, trug was?«

»Ein orangefarbenes Sweatshirt von den Mets, ›Wright‹ stand auf dem Rücken, und grauenhafte Basketball-Hosen und eine ... eine grüne Jets-Kappe.«

»Das ist sehr wichtig«, betonte ich. »Sind Sie sich absolut sicher?«

»Wenn ich auf eins achte, dann auf Kleidung«, antwortete er mit einer Spur verletzten Stolzes. »Er sah lächerlich aus. Wie eine alberne Werbefigur für den Sportbund.«

Dann hatten wir es also mit Männern zu tun, die völlig unterschiedlich gekleidet waren. Nun, der Vorfall an der U-Bahn und der Mord im Ralph-Lauren-Geschäft lagen mehrere Stunden auseinander. Es konnte sich um denselben Typen handeln, der sich umgezogen hatte. Oder gab es zwei Durchgeknallte? Ein Wechselteam? Vielleicht hatten wir es doch mit einem terroristischen Hintergrund zu tun. Wie würde Mary dazu sagen? Schietkram!

»Was ist Ihnen sonst noch aufgefallen?«, fragte ich. »Haarfarbe und so weiter?«

»Er trug eine große Sonnenbrille, und die Kappe hatte er tief ins Gesicht gezogen. Dunkles Haar, ein Weißer, ziemlich groß. Alles andere um ihn herum verschwindet im Nebel. Außer seiner Kleidung natürlich. Und er hielt mir die Waffe an den Kopf. Sie war rechteckig und silberfarben.«  
Weiß, dunkles Haar, ziemlich groß – das stimmte mit dem U-Bahn-Verdächtigen überein.

»Hat er was gesagt?«, fragte ich weiter.

Patrick Cardone schloss nickend die Augen.

»Er sagte: ›Du bist ein Zeuge der Geschichte. Ich beneide dich.««

Wieder beschlich mich dieses unangenehme Gefühl, dass wir es mit einem wahnsinnigen und vielleicht auch besonders schlaunen Kerl zu tun hatten.

Ich erhob mich, um zu gehen, und klopfte Cardone auf den Rücken.

»Sie haben das ganz großartig gemacht, Patrick. Und das meine ich ernst – dies ist der beste Weg, Ihrem Freund Kyle zu helfen. Wir werden diesen Kerl schnappen. Ich lege Ihnen hier meine Karte hin. Wenn Ihnen noch was einfällt, rufen Sie mich an, egal, wie spät es ist.«

Ich dankte ihm noch einmal und sprang auf die Straße hinaus, während ich bereits mein Telefon aufklappte.

»Chief, ich habe gerade eine Beschreibung vom Mörder aus dem Ralph-Lauren-Laden erhalten«, sagte ich, als sich McGinnis meldete.

»Vom Körperbau her der gleiche Typ wie der von der U-Bahn, doch hier trug er ein orangefarbenes Mets-Sweatshirt.«

»Ein orangefarbenes *was?*«, schnaubte McGinnis. »Ich habe gerade vom 21 Club gehört, dort war der Täter als Fahrradkurier aufgetreten und ist mit einem Zehngang-Rad abgehauen. Aber ansonsten sah er auch wie der Kerl von der U-Bahn aus.«

»Es kommt noch schlimmer, Chief«, fuhr ich fort. »Er hat hier mit einem der anderen Angestellten gesprochen und ihm gesagt, er sei ein Zeuge der Geschichte.«

»Heiliger Strohsack! Gut, ich werde das über Funk weitergeben. Sie überprüfen die Angaben hier dreifach, dann fahren Sie zum 21 Club und sehen, ob Sie sich irgendeinen Reim darauf machen können.«

Oje. Die Sache entwickelte sich zum reinsten Albtraum.

## **Zweiter Teil**

Echt zum Kotzen

Im kleinen, himmlisch ruhigen Foyer vor der Wohnung der Familie Bennett hob Mary Catherine die tägliche Post auf und blieb einen Moment stehen. Was für ein hübsches Plätzchen, dachte sie und betrachtete die gerahmten Architektenzeichnungen, die antiken Lampen und den matten Messingschirmständer im Foyer. Die Nachbarn von nebenan, die Underhills, hatten auf dem Posttisch goldenes Herbstlaub und Babykürbisse arrangiert.

Doch der freudvolle Ausflug endete, sobald sie wieder vor der Wohnungstür stand. Sie holte, um sich zu stärken, tief Luft und trat ein. Lärm schlug ihr entgegen, sobald sie die Tür geöffnet hatte. Im Wohnzimmer kabbelten sich Trent und Ricky noch immer lautstark um die Vorherrschaft an der Playstation. Um sich nicht geschlagen zu geben, waren Chrissy und Fiona am Rechner in ihrem Zimmer in ein DVD-Todesmatch vertieft. Die alte, überlastete Waschmaschine begleitete das Gebrüll mit ihrem Rumpeln, das wie eine Probe zu *Stomp* klang.

Mary Catherine sprang zurück, als ein kleines, jaulendes, kotzfarbenes Objekt zwischen ihren Beinen hindurchwitschte. Sie traute ihren Augen nicht.

Jemand hatte gerade mit Socky, der Katze geworfen.

Über all dem Lärm konnte sie kaum das Telefon hören. Ihr erster Gedanke war, zu warten, bis sich der Anrufbeantworter einschaltete. Ein weiteres Problem konnte sie jetzt nicht gebrauchen. Andererseits – schlimmer konnte es eigentlich nicht mehr werden. Sie trat zum Wandtelefon und hob den Hörer ab.

»Hier bei Bennett«, schrie sie beinahe.

»Hier ist Schwester Sheilah von der Holy Name«, meldete sich eine Frau am anderen Ende in knappem, nüchternem Ton.

Gütiger Himmel, die Schulleiterin der Kinder. Das bedeutete nichts Gutes. Nun, geschah ihr recht, nachdem sie das Schicksal herausgefordert hatte.

Der Lärm schien noch lauter zu werden. Sie blickte sich um auf der Suche nach einer Möglichkeit, ihn rasch abzustellen. Dann kam ihr die

Idee.

»Ja, Schwester Sheilah, hier ist Mary Catherine, das Au-pair-Mädchen. Könnten Sie eine Sekunde warten?«

In aller Seelenruhe legte sie den Hörer beiseite, holte die Leiter aus der Speisekammer und stieg zum Sicherungskasten neben der Tür hinauf.

Als sie die vier Sicherungen lockerte, endete der Lärm abrupt – der Fernseher, das Computerspiel, die Waschmaschine und schließlich auch die Stimmen.

Mary Catherine griff wieder zum Telefon. »Tut mir leid, Schwester. Hier herrscht heute so was wie eine Meuterei. Was kann ich für Sie tun?«

Sie schloss die Augen, als ihr die Schulleiterin knapp mitteilte, dass Shawna und Brian, die Hälfte der Bennett-Abordnung, die Mary Catherine am Morgen zur Tür hinausgeschickt hatte, »krank« geworden sei. Sie seien ins Krankenzimmer geschickt worden und müssten sofort abgeholt werden.

Na toll, dachte sie. Mike war so sehr mit einem Fall beschäftigt, dass er nicht gestört werden konnte, und sie konnte die Kleinen nicht allein zu Hause lassen.

Sie versicherte Schwester Sheilah, sie werde jemanden auftreiben, der die jüngsten Opfer so schnell wie irgend möglich abhole, und rief Seamus an, Mikes Großvater. Diesmal war ihr das Schicksal hold.

Seamus hatte Zeit, sofort zur Schule aufzubrechen.

Mary Catherine hatte das Telefonat mit ihm gerade beendet, als Ricky, Trent, Fiona und Chrissy die Küche mit einem Schwall an Beschwerden stürmten.

»Der Fernseher ist ausgegangen!«

»Mein Rechner auch!«

»Ja, so ungefähr ... alles.«

»Der Strom muss ausgefallen sein.« Mary Catherine zuckte mit den Schultern. »Daran können wir nichts ändern.« Sie kramte in einer Schublade und zog ein Kartenspiel heraus. »Hey, habt ihr schon mal Siebzehnundvier gespielt?«

Zehn Minuten später war der Küchentisch in einen Kartentisch verwandelt worden, an dem Trent die Karten an seine Geschwister austeilte, die sie mit zusammengekniffenen Augen anstarrten. Der Geräuschpegel war auf das laute Zählen und die Diskussion über die

Spielregeln gesunken. Mary Catherine lächelte. Sie gehörte nicht zu denjenigen, die andere zu Glücksspielen verführten, doch sie war erfreut, dass die Kinder auch ohne Batterien Spaß haben konnten. Sie beschloss, die Unterhaltungsgeräte auszuschalten und die Sicherungen wieder einzudrehen, damit die Waschmaschine ihre Dienste zu Ende bringen und sie ihre Suppe zu Ende kochen konnte. Die Kinder waren zu sehr mit den Karten beschäftigt, um Mary Catherines Tun zu bemerken. Doch zunächst musste sie etwas anderes Wichtiges erledigen. Socky beschwerte sich noch immer jämmerlich und versuchte, sein kotzleckiges Fell an ihren Fußknöcheln abzureiben. Vorsichtig packte sie die Katze am Genick. »Langfristig wirst du mir danken«, sagte sie und trug das heftig strampelnde Tier zur Spüle.

»Sie müssen Polizist sein, weil Sie eindeutig nicht wie ein Kunde aussehen«, rief mir eine junge Frau zu, als ich das Ralph-Lauren-Geschäft verließ.

Na, wenn das nicht Cathy Calvin war, die unerschrockene Polizeireporterin der *New York Times* und vielseitige Nervensäge. Mit ihr wollte ich nun gerade nicht reden. Zu allen Problemen, denen ich ausgesetzt war, ärgerte mich immer noch, wie ausgesprochen kontraproduktiv sie bei der Belagerung der St. Patrick's Cathedral gewesen war.

Dennoch trat ich lächelnd an die Absperrung, an der sie stand. Feinde, die wir nicht töten können, müssen wir verhätscheln, und Betrug ist die Kunst des Krieges, erinnerte ich mich. Meiner klassischen Bildung sei Dank, die ich von den Jesuiten an der Regis Highschool erhalten hatte. Man musste schon Geschütze wie Machiavelli und Sun Tzu gleichzeitig auffahren, um eine Begegnung mit dieser Dame zu überleben.

»Warum treffen wir uns immer nur, wenn wir von Polizeiabsperungen getrennt sind?«, fragte sie ebenso breit grinsend.

»Weil man mit guten Zäunen eine gute Nachbarschaft aufrechterhält, vermute ich«, antwortete ich. »Ich würde gern mit Ihnen plaudern, aber ich bin beschäftigt.«

»Ach, kommen Sie, Mike. Wie wär's wenigstens mit einer kurzen Stellungnahme?« Und schon schaltete sie ihren digitalen Rekorder ein. Sie bohrte den Blick ihrer hübschen Augen in die meinen. Erst jetzt fiel mir auf, dass sie grün waren – eindrucksvoll und irgendwie kokett. Und sie roch gut. Was hatte sie gerade gesagt? Ach ja, sie wollte eine Stellungnahme.

Diese hielt ich vorschriftsmäßig so vage und kurz wie möglich: Ein Verkäufer sei erschossen worden, dessen Namen wir erst bekanntgeben würden, nachdem seine Familie verständigt worden war.

»Puh, Sie sind wie immer eine erquickliche Quelle der Information, Detective Bennett. Was ist mit dem Mord im 21 Club? Gibt es einen Zusammenhang?«

»Derzeit können wir uns auf keine Vermutungen einlassen.«

»Was bedeutet das? Chief McGinnis hält Sie aus diesem Fall heraus?«

»Inoffiziell?«, fragte ich.

»Natürlich«, antwortete Cathy und schaltete ihren Rekorder aus, während ich mich nach vorn beugte.

»Kein Kommentar«, flüsterte ich.

Ihre smaragdgrünen Augen blickten weit weniger übermütig, als sie den Rekorder wieder einschaltete.

»Reden wir über das, was gestern Abend in Harlem passiert ist«, wechselte sie plötzlich das Thema. »Zeugen sagen, Scharfschützen der Polizei hätten einen unbewaffneten Mann erschossen. Sie standen direkt neben dem Opfer. Was haben Sie gesehen?«

Ich war zwar an aggressive Reporter gewöhnt, ärgerte mich aber trotzdem, dass ich mein Pfefferspray nicht dabei hatte.

»Cathy, ich würde diese Erinnerungen nur zu gern wieder aufleben lassen, besonders mit Ihnen«, antwortete ich. »Aber wie Sie sehen, stecke ich in den Ermittlungen zu einem anderen Fall. Wenn Sie mich also entschuldigen würden.«

»Warum erzählen Sie mir das nicht einfach beim Mittagessen? Ich lade Sie ein. Und kein Rekorder.«

In vorgetäuschter Enttäuschung schnippte ich mit den Fingern. »Ach, so ein Pech. Ich habe schon einen Tisch im 21 Club reserviert.«

»Sehr lustig.« Sie warf mir einen sarkastischen Blick zu, bevor sie mit den Schultern zuckte. »Nun ja, eine Frau muss schließlich einen Versuch wagen. Ich sollte es Ihnen eher nicht sagen, weil es Ihnen vielleicht zu Kopf steigen wird, aber ich könnte mir schlimmere Verabredungen zum Mittagessen vorstellen. Für den Fall, dass Sie mal eine Kontaktanzeige schalten wollen, kann ich Ihnen ein paar Tipps geben: groß, gut gebaut, dichtes, braunes Haar, ausgesprochen attraktiv.«

Ich war verblüfft darüber, wie sie über mich dachte. Vielleicht schmeichelte sie mir nur, um mir weitere Informationen zu entlocken, andererseits schien sie es ernst zu meinen.

»Diesbezüglich habe ich nichts geplant«, erwiderte ich. »Trotzdem danke.«

»Und dieser Witz darüber, dass Sie kein Ralph-Lauren-Kunde sind, war unterhalb der Gürtellinie. Sie sind immer total scharf angezogen.«  
Automatisch rückte ich meine Krawatte zurecht. Gott, hatte sie es



wirklich auf mich abgesehen? Oder war ich schon so durchgedreht, dass ich mir das einbildete? Cathy war hübsch, und in ihrem kurzen, engen, schwarzen Rock, der noch engeren Bluse und den Wildlederpumps sah sie ziemlich heiß aus. Solange man mal außer Acht ließ, dass sie eine miese Schlampe war.

Aber war sie wirklich so ein Miststück? Oder versuchte sie mit ihrer frechen Art zu flirten nur ihren Job zu meistern, während ich wie ein misshandelter alter Sack alles in den falschen Hals bekam?

Verwirrt wie ein Schuljunge wich ich zurück. Sie, die Hand in die Hüfte gestemmt und den Kopf leicht zur Seite geneigt, beobachtete mich, als hätte sie mich zu einem Duell herausgefordert und wartete jetzt nur auf meine Antwort.

»Nicht, dass es Ihnen zu Kopf steigt, Cathy«, sagte ich, »aber ich könnte mir auch schlimmere Verabredungen zum Mittagessen vorstellen.«

Den Rest des Nachmittags verbrachte ich im 21 Club vor allem mit der Befragung von Zeugen, die dort gewesen waren, als der Oberkellner Joe Miller erschossen worden war. Am Ende ließ ich mich in der hinteren Bar auf eine mit rotem Leder bezogene Bank sinken und gähnte – was ich schon den ganzen Tag über getan hatte.

Niemand hier hatte beobachtet, wie der Mord tatsächlich geschah, doch es schien keinen Zweifel zu geben, dass der Mörder ein Fahrradkurier war, der blitzschnell hinein- und ebenso schnell wieder hinausgehuscht war. Die blutige Nachricht hatte zwischen Millers Schuhen gesteckt. Es herrschte auch allgemeine Einigkeit darüber, dass der Fahrradkurier groß, weiß und wahrscheinlich um die dreißig Jahre alt gewesen war. Von da an wechselten sich die guten mit den schlechten Nachrichten ab. Jeder, mit dem ich gesprochen hatte, vom hochrangigen Angestellten bis zum Aushilfskellner, bestätigte, dass er ein helles Hemd im Uniformstil, also kein orangefarbenes Mets-Sweatshirt, und außerdem einen Fahrradhelm und eine Sonnenbrille getragen hatte. Wie im Ralph-Lauren-Geschäft hatte niemand sein Gesicht oder seine Haarfarbe genau gesehen. Damit passten die einzelnen Täterbeschreibungen immer noch nicht genau auf ein und dieselbe Person.

Abgesehen davon gab es noch ein weiteres beunruhigendes Detail: Der Oberkellner war mit Kugeln vom Kaliber .22, Kyle Devens mit Kugeln vom Kaliber .45 umgebracht worden. In beiden Fällen wiesen die Patronen keine Fingerabdrücke auf.

Es boten sich immer noch zahllose Erklärungsmodelle. Doch trotz der Widersprüche sagte mir ein zunehmend mulmiges Gefühl im Magen, dass die beiden Morde zumindest in einem Zusammenhang standen. Das Alter der Verdächtigen und die allgemeinen Personenbeschreibungen ähnelten sich, und beide Verbrechen waren in gehobenen Einrichtungen begangen worden.

Doch am wichtigsten war der Text der getippten Nachricht, die zwischen den Füßen des toten Oberkellners geklemmt hatte. Ich hob den Beweismittelbeutel und las sie erneut.

*Dein Blut ist meine Farbe. Dein Fleisch ist mein Lehm.*

Die kryptische Art der Nachricht glich in gespenstischer Weise den Worten, die Patrick Cardone zitiert hatte, der Kollege des ermordeten Verkäufers.

*Du bist ein Zeuge der Geschichte. Ich beneide dich.*

Meine Vermutung war, dass wir über einen Typen sprachen, der in Schnapsidee-Komposition eine eins gekriegt hatte und dies allen Menschen mitteilen wollte – um ihnen seinen Größenwahn als Intelligenz zu verkaufen. Die einzige Möglichkeit, diese Art von Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, bestand in gemeinem, kaltblütigem Mord.

Leider war er, wenn ich Recht behalten sollte, tatsächlich schlau und dazu noch vorsichtig. Unterschiedliche Aufmachung, kaum erkennbares Gesicht, keine Fingerabdrücke.

Die Frage blieb, ob er derselbe war, der das Mädchen vor die U-Bahn gestoßen hatte. Keine Waffe, keine neckische Botschaft, und er hatte sich gezeigt. Doch auch in diesem Fall passte die Personenbeschreibung. Nun, zumindest hatte es in Manhattan in den letzten Stunden keinen Mord mehr gegeben. Vielleicht würden wir mit etwas Glück herausfinden, dass sich der Knallkopf selbst erschossen hatte. Dies war jedoch wenig wahrscheinlich. Er schien viel zu systematisch vorzugehen, um Selbstmord zu verüben. Und abgesehen davon hatte ich auch erst im nächsten Monat Geburtstag.

Ich klappte meinen Rechner zu und ließ meinen Blick über die Football-Helme, die Musikinstrumente und den kitschigen Schnickschnack gleiten, der an der berühmten Decke der Bar im 21 Club hing. Der Barmann hatte mir erzählt, dass der Club die Spielzeuge, wie er sie nannte, im Lauf der vergangenen 100 Jahre von Filmstars, Verbrechern und Präsidenten geschenkt bekommen hatte.

Der Gedanke, dass Humphrey Bogart genau an diesem Tisch, an dem ich saß, mit Hemingway einen gezwitschert hatte, weckte in mir die Lust auf einen schnellen Hamburger. Ich griff zur Speisekarte, musste die Preise aber zweimal lesen, bevor mir klar war, dass ich nicht halluzinierte.

30 Piepen?

»Ich schau dir in die Augen, Kleines«, murmelte ich, während ich mich erhob.

Auf dem Weg nach draußen betrachtete ich die Fotos an der Wand hinter

dem Reservierungsbuch. Auf jedem lächelte der verstorbene Oberkellner, der »nette Kerl« Joe Miller, mit einer hochrangigen Persönlichkeit. Ronald Reagan, Johnny Carson, Tom Cruise, Derek Jeter. »Jeder gute Oberkellner bringt den Gast dazu, den Platz zu wählen, den er ihm anweist«, hatte der Restaurantleiter mir erklärt. »Joe verfügte über die seltene Fähigkeit, sein Gegenüber davon zu überzeugen, dass seine Wahl besser war als die eigene.«

Miller hatte, seitdem er vor 33 Jahren als Hilfskellner angefangen hatte, keinen Tag blaugemacht. 33 Jahre, und an diesem Abend mussten sich seine beiden studierenden Töchter und seine Witwe fragen, wie ihr Leben weitergehen sollte.

Draußen auf der 52nd Street war es dunkel geworden. Unglaublich, dass die Zeit auch an schlechten Tagen wie diesem wie im Flug vergehen kann, dachte ich erschöpft.

Ebenso wenig konnte ich glauben, dass der 21 Club an diesem Abend geöffnet blieb. Eine Schlange herausgeputzter, schöner Menschen füllte den Bürgersteig und wartete ungeduldig auf Einlass. Vielleicht verübte der Mord eine besondere Anziehungskraft.

Der Restaurantleiter wartete an der Tür nervös winkend auf mein Zeichen, dass er das Absperrband entfernen konnte. Sein Anstand angesichts des Todes seines Mitarbeiters hatte genau eine New Yorker Minute gedauert. Ein fatter Polizist im Einweg-Overall hievt eine Leiche aus dem Weg, und mit deprimierend wenig Kummer geht das Leben weiter.

Der Restaurantleiter knüllte das gelbe Absperrband zusammen, während er wieder unter die Markise eilte. Vielleicht würden sie es zu den anderen Spielsachen an die Decke hängen, dachte ich zum fröhlichen Abschied – der Beitrag des New York Police Department zur Lebensart der Reichen und Berühmten.

Ich überlegte, wo ich mein Auto geparkt hatte, als ich losmarschierte.

Seit dem Anruf von Commissioner Daly am Vormittag gingen mir seine Worte, dass er mich für diese Ermittlungen persönlich ausgewählt hatte, nicht mehr aus dem Kopf. Auch während der Heimfahrt nicht. Ich war tierisch nervös wegen dieses Falls, wie ich mir eingestehen musste. Aller Wahrscheinlichkeit nach würden wir diesen Kerl zumindest dann schnappen, wenn er seine Serie fortsetzte.

Doch genau dies war das Problem. Wie viele Menschen müssten noch daran glauben, bevor wir ihn schnappen würden?

Ich fand nur schwer Zugang zu diesem Fall. Bisher hatte ich wenig in der Hand, doch ich konnte weder den Commissioner noch die Stadt hängen lassen.

Als ich die Wohnungstür aufschloss, wehte mir der liebliche Duft von Desinfektionsmittel entgegen und mit ihm die Erinnerung an all die Probleme, die mich in dieser Welt hier erwarteten.

»Daddy, Daddy, schau mal!«, rief Fiona. Ihre Rattenschwänze wippten auf und ab, als sie auf mich zurannte und mit dem Dollar-Schein wedelte, den ich unter ihr Kopfkissen gelegt hatte. Die Wucht, mit der sie mich umarmte, ließ mich beinahe nach hinten kippen. »Die Zahnfee hat's nicht vergessen! Sie ist doch noch gekommen!«

Irgendwo hatte ich gelesen, dass sich achtjährige Mädchen nicht mehr für Spielsachen oder anderen Kinderkram interessieren, sondern nur noch für Schminke, Klamotten und Elektronik. Ich jedoch war mit einem Mädchen gesegnet, das immer noch an Zauberei glaubte. Mit ihrer Umarmung fielen all meine Sorgen wie eine alte Haut von mir ab. Es gab also doch noch etwas, das ich richtig machte.

Als mich Fiona ins Wohnzimmer zerrte, erblickte ich einen Wischmopp und einen Plastikeimer und fragte mich, wie Mary Catherine wohl ihren Tag verbracht haben mochte. Mich über meinen zu beschweren stand mir einfach nicht zu! So schlimm mein Tag auch gewesen sein mochte, ihrer übertraf alles.

Einen Moment später eilte sie herein, um den Mopp zu holen. Wir griffen beide danach; ich deutete jedoch gleichzeitig mit meiner anderen Hand in Richtung Treppe ins Dachgeschoss, wo Mary Catherine's

Zimmer lag.

»Jetzt aber raus hier, Mary«, wies ich sie an. »Ich habe die Lage im Griff, egal, was noch zu tun ist. Du vergnügst dich mit jemandem, der alt genug ist, um wählen gehen zu dürfen. Das ist ein Befehl.«

»Mike, du bist doch gerade erst nach Hause gekommen, du musst dich ein bisschen entspannen«, wehrte sie sich. »Ich kann noch ein paar Minuten bleiben.«

Sie zerrte am Mopp, doch ich ließ nicht locker. Und schwupp, kippte durch das Geplänkel der Eimer um, und das Wasser ergoss sich über den Dielenboden.

Ich weiß nicht, wer von uns beiden zuerst anfang zu kichern, aber plötzlich brachen wir in Lachen aus.

»Der Boden musste sowieso gewischt werden«, brachte ich schließlich heraus. »Ich erteile dir jetzt zum letzten Mal die polizeiliche Anordnung, diese Räumlichkeiten zu verlassen. Sonst werde ich dir meine Handschellen anlegen.«

Mary Catherines Lachen erstarb abrupt, sie ließ den Mopp los und wandte sich hastig ab wie zuvor, als wir uns in der Küche aneinander vorbeigezwängt hatten. Diesmal bestand kein Zweifel, dass sie rot wurde.

»Das ... meinte ich nicht«, lenkte ich vorsichtig ein. »Ich ...«

»Heute war ein langer Tag, Mike. Und morgen ist auch einer, also ruhen wir uns beide etwas aus.« Mit noch immer abgewandtem Gesicht ging sie zur Tür, blieb aber stehen, um einen Zettel auf den Beistelltisch zu legen. »Das wird dir ein bisschen helfen. Gute Nacht.«

Ich übertraf meine bisherige Bestmarke für die Anzahl an Fettnäpfchen, in die ich an einem Tag bei Frauen getreten war. Ich schob die Schuld auf meine Erschöpfung. Oder vielleicht bahnte sich auch bei mir eine Grippe an.

Ich blickte auf die Blätter, die sie für mich zurechtgelegt hatte – ein detaillierter Ausdruck über den medizinischen Zustand meiner in Quarantäne befindlichen Familie. Wer wann welche Medizin brauchte. Ungläubig schüttelte ich den Kopf. Diese Frau machte das Unmögliche möglich.

Ich hätte sie fragen sollen, wo der durchgeknallte Mörder steckte.

Der Lehrer rubbelte sein nasses Haar mit einem Handtuch trocken, während er das Badezimmer verließ. Als er auf der Straße vor dem Schlafzimmerfenster ein ungewöhnliches Geräusch hörte, blieb er stehen, zog den Vorhang mit gekrümmtem Finger leicht zur Seite und spähte hinaus.

Ein Stück die West 38th Street hinunter führte ein Mann sein Pferd, das ziemlich mitgenommen aussah, in das zu einem Stall umfunktionierte Mietshaus nebenan. Zu seinen Nachbarn gehörten auch ein versifftes Taxi- und ein Scheckeinlöse-Unternehmen mit Stahlgittern vor den Fenstern und einem ständigen Scherbenteppich auf dem Bürgersteig vorm Haus.

Der Lehrer kicherte. Die Ecke 38th Street und Eleventh Avenue war selbst für Hell's Kitchen extrem verdreckt und baufällig. Vielleicht war er verrückt, doch er liebte diese Gegend. Zumindest war sie authentisch. Von den Adrenalinbächen, die tagsüber durch seinen Körper geströmt waren, noch immer auf Wolke sieben schwebend, legte er sich auf die Drückbank neben seinem Bett. Er hob das Gewicht beinahe mit links aus der Halterung, ließ es absinken, bis es seine Brust berührte, und streckte anschließend seine Ellbogen nach oben. Mit vorbildlicher Langsamkeit wiederholte er diese Übung zehnmal, bis seine Muskeln vibrierten und Tränen in seine Augen traten.

Viel besser, dachte er und setzte sich auf. Was für ein wahnsinniger Tag! Er befeuchtete einen Lappen, legte ihn sich auf die Stirn und ließ sich zurück auf die Bank sinken. Jetzt war seine Auszeit, in der die anderen aufholen konnten; als wartete er vor der Glotze, bis seine Alten von der Arbeit nach Hause kamen.

Die Sportübung hatte ihm geholfen, seine innere Anspannung abzubauen, und das feuchte, kühle Tuch verschaffte ihm Linderung. Er ließ die Augen geschlossen. Ein kleines Schläfchen vor dem Essen wäre nett. Erfrischt und bereit für die nächste Phase würde er wieder aufwachen.

Doch kurz bevor er wegsackte, wurde er von einer Lachsalve und dem lauten, schweren Bass von Rap-Musik aufgeschreckt. Schlagartig

richtete er sich auf, rannte wütend zum Fenster und riss den Vorhang beiseite. In dem hell erleuchteten Fenster einer Loftwohnung auf der anderen Straßenseite schoss ein kleiner Asiate Bilder von zwei großen, magersüchtigen weißen Mädchen in langen Röcken. Die Mädchen begannen, wie bescheuert zu dem sinnlosen Lärm des Rappers 50 Cents zu tanzen, der damit prahlte, Zuhälter zu sein.

Was, zum Teufel, war denn das? Noch bis vor kurzem beherbergte das Gebäude ein Lager, in dem ein ständig besoffener fatter Kerl namens Manny seine Hotdog-Wagen unterstellte. Jetzt hatte sich dort so ein bescheuertes Modestudio eingenistet? Es ging bergab mit diesem Viertel. Im ersten Irakkrieg hatte er zu einer Aufklärungseinheit gehört, die mit einer Bazooka-ähnlichen Waffe, einer SMAW, herumexperimentiert hatte. Die SMAW war mit einem neuen, explosiven thermobarischen Geschoss ausgestattet. Die Waffe stieß Mikrosekunden vor der Zündung einen feinen Nebel aus und war dadurch nicht nur in der Lage, Backsteingebäude zu pulverisieren, sondern auch den Sauerstoff innerhalb des Sprengbereichs zu zünden.

Er hätte alles gegeben, um genau jetzt eine dieser Waffen in seinen Händen halten zu können. Sein Finger zuckte bei der Erinnerung, wie er den Abzug betätigt hatte. In seiner Vorstellungskraft jagte er das Gebäude auf der anderen Straßenseite genauso in die Luft wie diejenigen, die er damals zerstört hatte, und ließ auch jetzt das Dach mehrere Meter in die Höhe fliegen.

Er verfügte über zahlreiche weitere Waffen – sechs Pistolen, eine Mac-9, eine abgesägte taktische Schrotflinte, einen Colt AR-15 mit einem M203-Granatenwerfer sowie eine Auswahl an Schalldämpfern. Hinter diesen Waffen lagen, ordentlich aufgereiht, die Kartons mit der entsprechenden Munition. Jeweils ein halbes Dutzend Splitter-, Rauch- und Blendgranaten befanden sich unter seinem Arbeitstisch in einem Warenhauskarton, der aussah wie eine übergroße Schachtel mit tödlichen Eiern.

Aber nein. Zu versuchen, jeden ärgerlichen Dummkopf umzubringen, wäre, als würde er in einen aktiven Vulkan pinkeln. Er musste sich an den Plan halten und die richtigen Menschen töten.

Er betrat das Zimmer, das er als Büro eingerichtet hatte, setzte sich auf den auf alt getrimmten Stuhl und knipste die Schreibtischlampe mit



grünem Schirm an. Jeder Zentimeter der Wand hinter dem Schreibtisch war vollgehängt mit U-Bahn- und Straßenkarten und Fotos von Eingangshallen von Gebäuden und U-Bahn-Stationen. In der Mitte hing ein gerahmtes Poster von Tom Cruise in *Top Gun*. Weitere Porträts über den Ehrenurkunden zeigten Mark Aurel, Henry David Thoreau und Travis Bickle aus *Taxi Driver*. Auf dem Schreibtisch lagen abgegriffene Notizbücher, ein Klapprechner und ein Polizeiscanner, der an einen Rekorder angeschlossen war. Der schwere Arbeitstisch daneben sah aus wie auf einem Polizeifoto nach einer Razzia.

Auf diesem Tisch stand auch das Telefon samt Anrufbeantworter. In letzter Zeit hatte er nur selten die Nachrichten abgehört. Doch jetzt blickte er das Gerät erstaunt an. 36 Anrufe? Das konnte nicht sein. Schließlich erinnerte er sich, wo er an diesem Morgen hätte sein sollen. Ja, jetzt ergaben die vielen Nachrichten einen Sinn. Die Verabredung schien, als er sie getroffen hatte, äußerst wichtig gewesen zu sein, war jedoch nach seiner Epiphanie völlig bedeutungslos geworden.

Dieser Gedanke verschaffte ihm wieder bessere Laune. Lächelnd löschte er die Nachrichten, ohne sie abzuhören, und kehrte in sein Schlafzimmer zurück. Dort legte er eine Entspannungs-CD ein und drückte die Abspieltaste.

Der Klang von Wellen, die sanft gegen die Küste schlugen, und das leise Krächzen von Seemöwen erstickten den Rap von der anderen Straßenseite. Wieder streckte er sich auf der Bank aus, hob mit einem Ruck die Stange aus der Halterung und ließ sie langsam nach unten auf seine Brust sinken.

Kurz nach zehn Uhr abends erwachte der Lehrer völlig ausgehungert. Er ging in die Küche, schaltete den Herd ein und nahm ein in braunes Papier gewickeltes Päckchen aus dem Kühlschrank.

Zwanzig Minuten später brutzelten Lammkoteletts in einer Demi-glace mit Portwein und Rosmarin. Er testete das Fleisch mit der Fingerspitze und lächelte, als es leicht nachgab. Fast fertig. Er ließ die Pommes frites abtropfen und träufelte Trüffelöl darüber.

Den vollen, dampfenden Teller stellte er im kleinen Esszimmer auf die Leinentischdecke und öffnete mit einem Plopp eine vierhundertfünfzig Dollar teure Flasche 95er Château Mouton Rothschild. Den Korken warf er über die Schulter nach hinten und schenkte sich reichlich sein Glas voll.

Das Lamm schmolz beinahe in seinem Mund, als er den ersten Bissen langsam kaute und mit einem Schluck des hervorragenden Cabernet hinunterspülte. Wenig Tannin, blumig in der Nase, im Abgang Cassis und Lakritz. Wahrscheinlich hätte er noch gut weitere sechs Monate liegen können, um zu absoluter Perfektion zu reifen, doch so lange konnte der Lehrer nicht warten.

Er aß mit geschlossenen Augen, ergötzte sich am Trüffelöl und den mit Parmesan bestreuten Pommes, am saftigen Fleisch, dem ausgezeichneten Cabernet. Er hatte in fast allen feinen Restaurants in New York und Paris gegessen, doch sein Essen hier schmeckte genauso gut. Oder lag es daran, dass er an diesem Tag bereits so viel erledigt hatte? Spielte es überhaupt eine Rolle? Er befand sich im gastronomischen Nirwana. Er hatte es wirklich geschafft!

Er ließ sich so lange Zeit wie möglich, doch leider war irgendwann sein Teller leer. Er goss den Rest des Weins in sein bauchiges Glas, das er mit in das dunkle Wohnzimmer nahm. Dort ließ er sich aufs Sofa fallen, griff zur Fernbedienung und schaltete den 60-Zoll-Plasmafernseher an der Wand ein.

Die CNN-Sprecherin, Roz Abrams, bewegte ihre Lippen in rasantem Tempo. Eine Grippe grassierte in der Stadt, informierte sie ihre Zuschauer. So ein Quatsch. Als ob ihn das interessierte.

Noch einige Minuten dieses albernem Geschwätzes und der Werbung musste er ertragen, bevor sich Roz Abrams wieder dem Thema des Tages widmete.

In der Stadt lief ein Mörder frei herum.

Echt, Rozzy-Schatz? Warum erzählst du nicht mal was Neues?

Er beugte sich vor, um den Bericht besser verfolgen zu können. Die beiden Morde sorgten immer noch für Verwirrung. Die Polizei war nicht sicher, ob sie miteinander zusammenhingen oder auch mit dem seltsamen Fall zu tun hatten, bei dem eine junge Frau vor eine U-Bahn gestoßen worden war. Man wusste nicht, ob man nach einem einzelnen oder mehreren Tätern suchen sollte. Auch ein terroristischer Hintergrund wurde in Betracht gezogen.

Der Lehrer lehnte sich entspannt zurück und lächelte. Die Polizei und die Medien kratzten sich noch immer am Kopf – genau so, wie er es wollte. Seine Leitlinien, die er an die *New York Times* geschickt hatte, wurden mit keinem Wort erwähnt. Er fragte sich, ob dies ein Trick der Polizei war – Informationen aus irgendwelchen Gründen zurückzuhalten. Vielleicht aber hatte die Zeitung noch keinen Zusammenhang hergestellt. Egal. Das würde bald geschehen.

Als Roz Abrams am Ende ihres Berichts zu banalerem Scheiß überging, der nur die menschlichen Rindviecher auf der Straße interessierte, schaltete der Lehrer den Fernseher aus und erhob sich. Mit dem Glas in der Hand betrat er ein anderes Zimmer und schaltete das Licht ein, das sich grell über den gesamten Raum ergoss.

Auf dem Gästebett lag ein Mensch, der zu schlafen schien. Allerdings war er vollständig mit einem Tuch bedeckt.

Vorsichtig hob der Lehrer das Tuch vom Gesicht dieses Menschen.

»Es geht los, Kumpel«, sagte er.

Ein Toter starrte zurück, das Gesicht von verkrustetem Blut überzogen. An der linken Schläfe befand sich ein kleines Einschussloch, an der rechten eine viel größere Austrittswunde.

»Auf die Aufmerksamkeit, die wir erhalten.« Der Lehrer zwinkerte und erhob sein Glas über der Leiche. »Und auf morgen, wenn wir ordentlich auf den Putz hauen.«

Morgens um halb sieben saß in den Reihen der Holy Name Church auf der Upper West Side keine Menschenseele. Mit den noch immer dunklen Buntglasfenstern hätte dies der erhabenste Ort in Manhattan sein können. Genau hier lag das Problem, dachte Vater Seamus Bennett, der sich unter dem Altar versteckte.

Er vollzog keine neue Form der Unterwürfigkeit der Kirche gegenüber. Weit gefehlt – er lauerte jemandem auf. In den vergangenen zwei Wochen hatte ein Dieb die Sammelbüchsen am Eingang ausgeraubt, und Seamus war entschlossen, den Täter auf frischer Tat zu ertappen.

Er schob das Altartuch zur Seite und spähte mit gerunzelter Stirn durch sein Fernglas hinaus. In zwei Stunden würde sich das wundervolle Licht durch die bunten Fenster ergießen. Jetzt allerdings, nach fast einer Stunde, in der er hier saß, ohne dass sich in der Kirche etwas getan hätte, war es so düster, dass er kaum die Eingangstür erkennen konnte.

Doch der Dieb war schlau. Er oder sie ließ immer etwas Geld in den Büchsen zurück, wahrscheinlich in der Hoffnung, dass niemand den Diebstahl bemerken würde. Seamus allerdings wusste verdammt gut, was hier geschah – die täglichen durchschnittlichen Spenden waren um mehr als die Hälfte gesunken. Dies bedeutete jedoch, dass der Dieb heimlich ans Werk ging und sich in der Dämmerung in die Kirche schlich, ohne dass Seamus es bemerkte. Er wollte nicht das elektrische Licht einschalten, weil es morgens nie eingeschaltet wurde. Mit jeder Änderung im Ablauf hätte Seamus sich verraten.

Er nahm sein Fernglas herunter und schenkte sich aus der Thermoskanne, die er mitgebracht hatte, etwas Kaffee ein. Nächstes Mal würde er auch einen Ventilator mitnehmen. In dem engen Raum war es stickig. Und ein Kissen. Auch ein Liegestuhl wäre gut. Seine Beine und sein Hintern waren taub, weil er im Schneidersitz auf dem kalten Marmor saß. Hilfreich wäre auch ein Partner, jemand, mit dem er sich abwechseln könnte. Vielleicht einer seiner Diakone.

Schuld an alldem war sein unkooperativer Enkel, dachte Seamus mürrisch. Mike hatte sich geweigert, den Tatort von der Polizei untersuchen und ein FBI-Profil erstellen zu lassen. Eher noch hatte er

sich über den Fall lustig gemacht. War es denn für die Ehre Gottes zu viel verlangt?

»Man sollte doch meinen, ein Polizist in der Familie wäre ganz praktisch«, murmelte Seamus zwischen zwei Schlucken Kaffee.

Das Klingeln seines Mobiltelefons erschreckte ihn, und er schlug sich den Kopf an der Unterseite des Altars an, als er in seiner Tasche kramte. Der Anrufer war kein Geringerer als Mike. Na, so was! Wenn man vom Teu...

»Ich brauche dich, Monsignore«, begann Mike. »Hier. Sofort. Bitte und danke.«

»Oh, ich verstehe«, erwiderte Seamus. »Als ich deine Hilfe brauchte, hieß es ›tut mir leid, Vater‹. Aber jetzt, wo du mich brauchst ...«

Doch Mike hatte bereits aufgelegt. Seamus klappte sein Telefon laut zu.

»Du glaubst vielleicht, es reicht, einfach nur höflich zu sein«, ärgerte er sich. »Aber der alte Priester durchschaut dich bis in die hintersten Winkel deines hinterlistigen Herzens.« Er krabbelte unter dem Altar hervor und rieb sich seinen schmerzenden Rücken.

Plötzlich fragte jemand: »Monsignore, sind Sie das?«

Seamus wirbelte herum. In der Tür zur Sakristei stand Burt, der Küster, und starrte ihn verwundert an.

»Sei nicht dumm, Burt«, brummte Seamus. »Siehst du nicht, dass ich der böse Zwilling von Vater Bennett bin?«

Wenn man aufwacht und bereits völlig im Eimer ist, weiß man genau, der Tag wird hart. Ich fiel förmlich aus dem Bett und huschte durch die Wohnung, um die Kranken zu zählen. Stöhnen und Jammern drang mir aus jeder Ecke entgegen. Es bestand kein Zweifel – meine Familie hatte es noch schlimmer erwischt. Von meiner Wohnung als einer Krankenstation zu reden passte nicht mehr. Ich befand mich in einem Lazarett, das unter Beschuss stand.

Gleich nach dem Aufstehen setzte ich Hühnersuppe auf und stellte einen Wackelpudding in den Kühlschrank. Anschließend rannte ich – einen kalten Lappen in der einen, ein Fieberthermometer in der anderen Hand, auf dem Rücken meine Fünfjährige – von einem Kind zum anderen, um Fieber zu messen, den erhitzten, schwitzenden Kindern etwas zum Trinken zu verabreichen und diejenigen warm einzupacken, die unter Schüttelfrost litten.

Vielleicht gab es auch den einen oder anderen aus der Bande, der sich so wohlfühlte, dass er in die Schule gehen konnte, doch ich war zu beschäftigt, um mich darum zu kümmern. Die Gesunden waren an diesem Morgen auf sich allein gestellt.

Besonders nach nur ein paar Stunden ruhelosen Schlafs wusste ich nicht, wie viel ich noch ertragen konnte. Deswegen hatte ich schließlich widerwillig Seamus angerufen. Ich hasste es, ihn so früh zu stören, doch nach einem 20-minütigen Kampf gegen die Familienepidemie legte ich allen Anstand ab. Abgesehen davon gehörte auf jedes Schlachtfeld auch ein Priester!

»Dad?« Jane nahm ein Notizbuch von ihrem Nachttisch, als ich ihr Zimmer betrat. »Ich les dir mal was vor: ›Die Seuche verschlimmerte sich. Die Lage war hoffnungslos. Was hatte Michael, der Kopf der Familie Bennett, getan, um dieses Unglück über seine unschuldigen Kinder zu bringen?‹«

Ich schüttelte meinen schmerzenden Kopf. Mit elf Jahren war Jane die angehende Schriftstellerin der Familie. Sie hatte beschlossen, ihre Auszeit für eine tiefgehende Biografie über die Familie Bennett zu nutzen. Ihr Stil klang, als hätte sie sich gleichermaßen von schäbigen

Romanzen und frühreifen Schuldzuweisungen beeinflussen lassen.

»Das ist hübsch, Jane«, lobte ich sie, schloss jedoch die Augen, als Trent auf der anderen Seite des Flurs nieste und seine Hände am armen Socky abwischte. »Aber warum schreibst du nicht ungefähr so weiter: ›Dann hatte ihr Vater die wundervolle Idee einer allerletzten Radikalkur – er legte die Bande allesamt übers Knie!‹«

Jane runzelte die Stirn. »Tut mir leid, Dad, das glaubt doch niemand.« Sie leckte ihren Zeigefinger an und blätterte die Seite um. »Ich brauche noch ein paar Hintergrundinformationen. Zunächst über Großvater Seamus. Ich dachte, Priester können nicht heiraten. Gab es so etwas wie einen pikanten Skandal?«

»Nein!«, schrie ich beinahe. »Es gab nicht so etwas wie einen pikanten Skandal. Großvater Seamus wurde erst später Priester, nachdem er Großmutter Eileen verloren hatte. *Nachdem* er bereits eine Familie gegründet hatte. Kapiert?«

»Bist du dir sicher, dass das erlaubt ist?«, fragte sie misstrauisch.

»Ich bin mir sicher«, antwortete ich und zog mich zurück, bevor ihr noch weitere verrückte Ideen einfielen. Jesses, wie der alte Ire sagen würde. Genau das, was ich brauchte – noch eine Reporterin, die versuchte, mich festzunageln.

Mary Catherine schaltete den Herd aus, auf dem gerade die Suppe überkochte. Erstarrt blickte ich auf etwas, das hinter ihr auf dem Küchentisch lag.

Die Menschen wundern sich, warum sich die New Yorker angesichts der Verbrechensrate und der wahnwitzigen Steuersätze nicht vom Fleck rühren. Einer der unwiderstehlichsten Gründe lag auf meinem Küchentisch: frische Bagels. Mary Catherine hatte etwa ein Dutzend von diesen Dingen besorgt. Der Dampf, der aus der Tüte stieg, verriet, dass sie noch warm waren. Daneben stand ein Papptablett mit zwei großen Kaffeebechern.

Ich kniff vorsichtig die Augen zusammen. Ich hatte die Hoffnung schon aufgegeben, jemals wieder fünf Minuten nach dem Aufstehen ein Frühstück zu bekommen. Oder sah ich in meiner Verzweiflung eine Fata Morgana?

»Seelische Stärkung?«, fragte ich.

»Und körperliche.« Sie reichte mir einen Becher Kaffee und schenkte mir ein tapferes Lächeln. Als ich in den in Butter getränkten Mohn-Bagel biss, fielen mir die dunklen Schatten unter Marys Augen auf. Sie sah so krank aus, wie ich mich fühlte.

Warum war sie noch da? Das fragte ich mich zum tausendsten Mal seit ihrer Ankunft. Ich wusste, dass ihr einige meiner viel wohlhabenderen Nachbarn geradezu Blankoschecks angeboten hatten, weil sie bei meinen Kindern hochprofessionelle Arbeit leistete. Kindermädchen waren das große Geschäft in Manhattan. Besondere Anreize wie Spesenkonten, Autos und Sommerurlaub in Europa waren nicht unbekannt. Und die meisten Millionäre hatten Einzelkinder. Ich hätte es Mary nicht übelgenommen, wenn sie des Geldes wegen abgehauen wäre. In Anbetracht des Hungerlohns, den ich ihr zahlte, leistete sie beinahe ehrenamtliche Arbeit für unsere elf armen Seelen.

Fühlte sie sich in irgendeiner Hinsicht verpflichtet? Ich wusste, dass sie auf Geheiß von Maeves Familie gekommen war, um zu helfen, während Maeve im Sterben lag. Doch jetzt war Maeve tot. Und Mary Catherine war wie alt – sechsundzwanzig, siebenundzwanzig? Sie hatte noch ihr



ganzes Leben vor sich, um für sich selbst genügend erdrückende Verantwortung zu übernehmen.

Ich versuchte meine Sorge ihr gegenüber in Worte zu fassen, als die gehfähigen Invaliden in die Küche strömten und sie mit liebevollem Johlen umringten. So krank meine Kinder auch waren, sie waren nicht dumm – sie schätzten Mary Catherine, weil sie tatsächlich wusste, was sie tat. Als Shawna von meinem Rücken krabbelte und sich wie eine Zecke an Marys Bein klammerte, war ich nicht im Geringsten beleidigt. Während sie mit den Kindern Witze riss und lachte, bemerkte ich etwas Erstaunliches. So müde Mary Catherine auch aussah, ihre Wangen waren rot, und ihre Augen strahlten eine Entschlossenheit aus, die ihresgleichen suchte. Ich war sprachlos. Sie schien genau dort zu sein, wo sie sein wollte.

Wieder war ich überwältigt, doch plötzlich auf angenehme Weise. Wie konnte ein Mensch so wunderbar sein?

Mein kurzer Moment der Begeisterung endete, als mein Großvater Seamus durch die Wohnungstür polterte.

»Ich habe es gerade vom Küster gehört«, rief er in die volle Küche. »Der Dieb hat wieder zugeschlagen! Ist denn nichts mehr heilig?«

»Absolut nichts«, bestätigte ich mit gespielter Missfallen. »Jetzt futter schnell einen Bagel, dann schnapp dir einen Mopp und putz das Badezimmer der Kinder, Monsignore.«

Dank der Ankunft der Kavallerie war ich tatsächlich in der Lage, mich nicht nur zu duschen, sondern auch zu rasieren. Auf dem Weg nach draußen schnappte ich mir noch einen Bagel, diesmal mit Ei, und rannte vor dem Fahrstuhl beinahe meine Nachbarin, Camille Underhill, über den Haufen.

Unsere große, sogar ziemlich luxuriöse Wohnung war ein Erbe von Maeve, meiner verstorbenen Frau, die für den vorherigen millionenschweren Eigentümer als Krankenschwester gearbeitet hatte. Ms. Underhill, eine leitende Redakteurin beim Magazin *W*, hatte versucht, unseren Einzug zu verhindern. So war es nicht überraschend, dass eine Einladung zu ihren »Seite sechs«-Cocktailpartys immer noch ausstand.

Allerdings hatte sie ihr Snobismus nicht davon abgehalten, vor zwei Jahren nachts um drei Uhr an meine Tür zu klopfen, weil sie dachte, sie hätte jemanden auf der Feuerleiter umherschleichen sehen. Stell sich das mal einer vor!

»Guten Morgen, Camille«, brummte ich über meinem Frühstück. Die elegante Dame schien mich nicht gehört zu haben, sondern drückte erneut den Fahrstuhlknopf.

Ich war in Versuchung zu fragen, ob sich in letzter Zeit wieder irgendwelche Typen herumgeschlichen hätten. Doch ich hatte schon genug Sorgen und keine Lust auf ein nachbarschaftliches Scharmützel. Ich hob die Zeitung auf, die vor meiner Tür lag, ein Vorwand, um nicht mit ihr im Fahrstuhl fahren zu müssen. Es funktionierte hervorragend.

Als der Fahrstuhl hielt, huschte sie hinein wie ein geölter Blitz.

Die Metro Section der *New York Times* war verknittert, der Leitartikel mit dem Titel »Amoklauf in Manhattan« mit Kugelschreiber eingerahmt. Am Rand stand eine Nachricht meines stets hilfreichen Großvaters Seamus.

*Zur Kenntnisnahme – ich an Deiner Stelle würde mir Sorgen machen.*

Danke, Monsignore, dachte ich und überflog den Artikel, während ich auf den Fahrstuhl wartete. Etwa nach der Hälfte fiel mir mein Bagel aus dem Mund. Der Reporter behauptete, eine »dem Fall nahestehende

Quelle« habe bestätigt, der Vorfall auf dem Bahnsteig der U-Bahn und die beiden Morde stünden in direktem Zusammenhang und der Mörder nutze mehrere Waffen und Verkleidungen, um »sich nicht fassen zu lassen«.

Ich brauchte die Autorenzeile erst gar nicht zu lesen, um zu wissen, dass meine Lieblingsjournalistin, Cathy Calvin, erneut mit ihrem Gift spritzenden Stift zugeschlagen hatte.

Gütiger Himmel! Nicht schon genug, dass sie Panik verbreiten wollte – warum musste sie immer mich mit hineinziehen? »Eine dem Fall nahestehende Quelle.« Sie hätte genauso gut meinen Namen in riesigen, roten Buchstaben drucken können. Andererseits ... es stimmte, dass meine Vermutung in die Richtung ging, die sie beschrieb, doch mit ihr hatte ich darüber kein Sterbenswörtchen geredet.

Also wer hatte es ihr erzählt? Gab es eine undichte Stelle in unserer Abteilung? Konnte jemand da draußen Gedanken lesen?

Als der Fahrstuhl auf meinem Stockwerk hielt, stieg ich ein, während ich versuchte, mit der Zeitung die noch immer in der Luft hängende Chanel-No.-5-Wolke zu vertreiben. Wie betäubt verließ ich im Erdgeschoss die Kabine.

Auch der Mittwoch schien ein wundervoller Tag zu werden.

Der ratternde, auf einer erhöhten Schiene fahrende Zug der Linie 1 machte mich wacher als der zweite Becher Kaffee, während ich meinen Wagen vor der Mordkommission von Nord-Manhattan an der Ecke 133rd Street und Broadway abholte. Die Automechaniker hatten ihn wieder zum Laufen gebracht, aber unerklärlicherweise die Kopfstütze des Beifahrersitzes nicht ausgetauscht, die einige Monate zuvor während einer Schießerei zerfetzt worden war.

Ich war schon dankbar, dass der Wagen ansprang.

Als ich losfuhr, klingelte mein Mobiltelefon. Dass die Nummer des Commissioners angezeigt wurde, besserte meine Laune nur leicht. Ich hatte bereits per E-Mail die Bitte erhalten, um halb zehn an einer Besprechung in der Zentrale teilzunehmen. Scheinbar erwartete der Commissioner vorab einen persönlichen Bericht zum Amokläufer.

Langsam kam ich mir wieder nützlich vor.

Ich erwartete, dass die Sekretärin sagte, der Commissioner wolle mich sprechen, doch er meldete sich höchstpersönlich. Nett.

»Bennett, sind Sie das?«

»Ja, Sir«, antwortete ich. »Was kann ich für Sie tun?«

»Für mich tun?«, rief er. »Mal gleich zu Anfang, wie wär's, wenn Sie Ihre große Klappe halten – besonders wenn die *New York Times* in der Nähe ist? Selbst ich spreche ohne Genehmigung des Bürgermeisters nicht mit der Presse. Noch so ein Patzer, und Sie können am Arsch von Staten Island als Streifenpolizist Ihre Runden drehen. Haben Sie mich verstanden?«

Meine Fresse, Commissioner, du brauchst die Situation nicht zu beschönigen, dachte ich. Sag freiheraus, wie du dich fühlst.

Ich wollte mich verteidigen, doch so angestochen, wie Daly klang, hätte ich die Lage nur verschlimmert. »Das wird nicht wieder vorkommen, Sir«, murmelte ich, während ich mich durch den morgendlichen Verkehr in die Innenstadt quälte.

Zehn Minuten später, als ich an der 82nd Street und Fifth Avenue vorbeikam, klingelte mein Telefon erneut.

»Mr. Bennett?« Diesmal war es eine Frauenstimme, die ich allerdings

nicht erkannte. Wahrscheinlich versuchte wieder jemand von der Presse, mir das Neueste zum Fall aus der Nase zu ziehen. Warum auch nicht? So, wie mich Cathy Calvin in der Morgenzeitung dargestellt hatte, schien ich als der beste Freund der Medien und Pressesprecher der Polizei zu fungieren.

»Was wollen Sie?«, bellte ich.

Ein kurzes, eisiges Schweigen entstand in der Leitung. »Hier ist Schwester Sheilah, die Schulleiterin der Holy Name School.«

Auweia!

»Oh, Schwester Sheilah, das tut mir jetzt aber wirklich leid«, entschuldigte ich mich. »Ich dachte, Sie wären ...«

»Schon gut, Mr. Bennett.« Ihre ruhige Stimme vermittelte noch mehr Abneigung mir gegenüber als die des Commissioners.

»Gestern haben Sie zwei Kinder in die Schule geschickt, die sich als krank herausgestellt haben«, fuhr sie fort. »Dürfte ich Ihr Gedächtnis zur Seite elf des Eltern-/Schülerhandbuchs auffrischen, in dem es heißt – ich zitiere: ›Kinder, die krank sind, müssen zu Hause bleiben‹, Zitat Ende. Wir hier in der Holy Name tun unser Bestes, um die Auswirkungen der in der Stadt grassierenden Grippeepidemie einzudämmen, und wir können und werden die Missachtung unserer Vorsichtsmaßnahmen nicht dulden.«

Wieder wollte ich eine Entschuldigung vorbringen, diesmal sogar eine gute. Meine Kinder hatten gesund ausgesehen, als wir sie zur Schule geschickt hatten. Doch die negative Stimmung, die von der Mutter Oberin ausging, hielt meine Worte in Zaum. Ich kam mir selbst wieder wie ein Fünftklässler vor.

»Ja, Schwester, es wird nicht wieder vorkommen«, murmelte ich.

Bereits drei Straßenblocks weiter klingelte mein Telefon schon wieder. Diesmal meldete sich McGinnis, Chief of Detectives.

Warum besitze ich überhaupt so ein Ding, überlegte ich, als ich es mir ans Ohr hielt und mich auf die nächste Schimpftirade vorbereitete. Ich wurde nicht enttäuscht.

»Hören Sie, Bennett, ich habe es gerade von Daly erfahren«, dröhnte McGinnis. »Wollen Sie mich feuern lassen? Wie wär's denn, wenn Sie, statt mit *New-York-Times*-Reporterinnen rumzuknutschen, einfach das tun, wofür Sie bezahlt werden? Das heißt herausfinden, wer dieser

Serienmörder ist! Ihr affiges Verhalten in diesem Fall geht mir tierisch auf den Sack. Ebenso die Art, wie Sie diese Katastrophe handhaben, Sie Experte. Jetzt verstehe ich langsam, warum sich die Leute über Wirbelsturm Katrina so aufgeregt haben.«

Jetzt reichte es aber! Mit zwei Kapitulationen war mein morgendliches Limit erreicht. Und ich hatte die Schnauze voll, die Jungs vom Katastropheneinsatzkommando, mit denen ich zusammengearbeitet hatte, von diesem selbstgerechten Affen beleidigen zu lassen. War McGinnis bei einem Flugzeugunglück jemals als Erster vor Ort gewesen? Hatte er jemals in einem mobilen Leichenschauhaus arbeiten müssen und tagein, tagaus mit menschlichem Massenelend zu tun gehabt? Auf der Fifth Avenue bog ich auf die Busspur ab und trat scharf auf die Bremse. Sollte sich der Verkehr doch bis nach Harlem stauen, das war mir egal.

»Hey, das bringt mich doch auf eine Idee«, rief ich. »Ich ändere meinen Namen ab sofort auf Mike Äffchen Bennett. Wenn Ihnen das nicht gefällt und Sie wollen, dass ich kündige, bitte sehr. Oder vielleicht sollte ich einfach so weitermachen, bis ich ein Verfahren am Hals habe. Wegen vorsätzlichen affigen Verhaltens.«

Wieder entstand eine eisige Pause, bevor McGinnis »Führen Sie mich nicht in Versuchung, Bennett« sagte und auflegte.

Mit rotem Gesicht und pochendem Kopf blieb ich reglos sitzen. Dass er mich zusammenstauchte, war eine Sache, aber zu behaupten, ich würde einen Fall wegen einer Reporterin aufs Spiel setzen, war ein Schlag unterhalb der Gürtellinie. Schließlich hatten die *mich* gebeten, bei diesem Fall mitzuarbeiten. Was war ich doch für ein Idiot gewesen – stolz, persönlich auserwählt worden zu sein, und krankhaft besorgt, die Mannschaft nicht im Stich zu lassen. Jetzt verpasste mir genau diese Mannschaft einen Schlag ins Gesicht.

Ich vermute, Wilhelm Tells Sohn war auch persönlich auserwählt worden. Kurz bevor man ihm einen Apfel auf den Kopf gelegt hatte.

»Ja, ja, ja«, schrie ich den jaulenden Hupen entgegen. Kein Wunder, dass die Menschen in dieser Stadt durchdrehen. In das Hupkonzert einstimmend, fuhr ich weiter.

In einem Konferenzzimmer neben der Kaffeebar im elften Stock des One Police Plaza begegnete ich Detective Beth Peters zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht. Um die vierzig, zierlich und feingliedrig, sah sie eher wie eine Nachrichtensprecherin als wie eine Polizistin aus. Sie war freundlich, aber spitz und ließ ihr Lächeln immer nur kurz aufflackern. Wieder bekam ich das Gefühl, dass wir gut miteinander zurechtkommen würden.

Doch zum Plaudern war keine Zeit. Wir waren Mitglieder einer Sonderkommission, die vom Chief of Detectives McGinnis zusammengestellt worden war. Nach meinem Gespräch am Morgen mit ihm war ich beinahe überrascht, dass mir die Teilnahme noch gestattet war.

Etwa 20 Personen waren in diesem Zimmer eingepfercht, vor allem Kollegen des New York Police Department, doch ich erkannte auch einige FBI-Agenten und Zivilisten. Beth und ich setzten uns ans hintere Ende des Konferenztischs, als Paul Hanbury, ein junger, schwarzer forensischer Psychologe und Professor an der Columbia University, zu sprechen begann.

»Ich glaube, aufgrund der Aufmerksamkeit, die er auf sich ziehen will, können wir die Möglichkeit ausschließen, dass es sich bei ihm um einen paranoid-schizophrenen Menschen handelt. Würde er Stimmen hören, hätten wir ihn möglicherweise bereits geschnappt. Allerdings scheint er doch auf gewisse Weise wahnhaft zu sein. Und da er seine Kleidung wechselt und zwei verschiedene Waffen verwendet, würde ich nicht vollkommen ausschließen, dass wir es mit einer multiplen Persönlichkeit zu tun haben. Zu diesem Zeitpunkt können wir über ein Motiv nur Vermutungen anstellen, doch er passt in das Modell eines zurückgezogen lebenden Menschen, der mit anderen nicht zurechtkommt – vielleicht jemand, der in früher Kindheit ein Trauma erlitt und jetzt Rache über Mordfantasien übt.«

Die nächste Einschätzung bot Tom Lamb, ein dünner, gehetzt wirkender FBI-Profiler aus dem 26 Federal Plaza. »Unser Mörder ist beinahe eindeutig männlich, wahrscheinlich zwischen dreißig und vierzig. Ich

stimme nicht unbedingt zu, dass er zurückgezogen lebt. Mit Sicherheit hat er keine Skrupel, seinen Opfern auf die Pelle zu rücken. Die Tatsache, dass er zwei Waffen unterschiedlichen Kalibers verwendet, scheint mir ein Hinweis darauf zu sein, dass er entweder früher beim Militär war oder auf Waffen steht. Ich neige zu Letzterem, so dass wir einen Blick auf diejenigen werfen sollten, die mit dem Waffengesetz in Konflikt kamen.«

»Glauben Sie, es könnte mehr als einen Mörder geben?«, fragte Beth Peters. »Vielleicht eine Tätergruppe wie bei der Malvo-Sache damals in Washington?«

Der FBI-Agent griff an sein spitzes Kinn. »Das ist ein interessanter Gedanke. Seien wir ehrlich – dieser Kerl verhält sich nicht so, wie wir es von anderen Täterprofilen her kennen. Aber wie Paul sagte, wir können bisher nur Vermutungen anstellen.«

Alle Blicke wandten sich mir zu, als ich mich erhob.

»In diesem Fall könnten wir doch einen Gang runterschalten und die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass der Mörder eine persönliche Verbindung zu den Opfern hat«, schlug ich vor. »Dieser Kerl ist dreist. Er ist nicht nur wütend, psychisch gestört oder außer Kontrolle wie so viele andere.«

Wieder meldete sich Paul Hanbury zu Wort. »Massenmörder planen ihre Verbrechen über Jahre hinweg, Detective. Dies schenkt ihnen Trost, wenn sie sich festgefahren haben oder sich verletzt fühlen. Ganz nach dem Motto: ›Eines Tages werde ich wiederkommen, dann zollt man mir den Respekt, den ich verdiene.‹ Der sich aufbauende Frust kann zu überraschenden Ergebnissen führen.«

»Ich verstehe, was Sie meinen.« Ich blickte direkt zu Chief McGinnis.

»Trotzdem bin ich noch nicht völlig überzeugt, dass er ein Feld-Wald-und-Wiesen-Mörder ist. Müsste er nicht bereits Kontakt mit der Presse aufgenommen haben?«

»Sie gehen also davon aus, dass er vielleicht nur so tut, als wäre er durchgeknallt?«, fragte mich Beth.

»Wenn er nur so tut als ob«, schaltete sich Detective Lavery vom anderen Ende des Tisches ein, »wäre ich der Erste, der ihn für einen Oscar nominiert.«

»Ich will damit sagen, wenn dieser Kerl ein Programm hat, haben wir



vielleicht etwas, woran wir uns halten können«, fuhr ich fort. »Welche Alternative haben wir sonst? Sollen wir Manhattan vielleicht mit Polizisten zupflastern und die Daumen drücken, dass einer von ihnen in der Nähe ist, wenn er wieder zuschlägt?«

Schließlich erhob sich McGinnis und funkelte mich an. »Das ist genau das, was wir tun werden, Bennett. Das nennt man proaktiv sein. Bitte erklären Sie unseren Plan, Agent Lamb.«

Ich setzte mich wieder, als der FBI-Agent empfahl, aufgemotzte Streifenpolizisten und besonders die Antiterrorereinheit an bestimmten belebten Plätzen zu postieren – in und um das Rockefeller Center, am Harvard Club, dem New York Athletic Club, dem Lincoln Center, der Carnegie Hall und bei Tiffany's.

Bei Tiffany's! Als bräuchten die noch mehr Sicherheitskräfte! Und was war mit dem MoMa und der Hälfte der Restaurants im *Zagat*-Führer? Das hier war New York. Es gab nicht genügend Polizisten, um alle Spitzeneinrichtungen abzudecken.

»Und ich möchte Sie alle daran erinnern, dass es sich um vertrauliche Informationen handelt«, beendete McGinnis seinen Vortrag mit strengem Blick in meine Richtung.

Ich verdrehte die Augen, während ich überlegte, wie ich mich verteidigen könnte. Doch ich pfiff drauf und holte mir noch einen Kaffee, nahm verbittert einen großen Schluck und versuchte, den atemberaubenden Ausblick auf die Brooklyn Bridge zu genießen. Vielleicht würde mir der Mörder einen persönlichen Gefallen tun und heute in einem der anderen Bezirke zuschlagen.

Hinter seiner Diesel-Sonnenbrille kniff der Lehrer im grellen Sonnenlicht seine Augen zusammen, als er an der Ecke der Eighth Avenue auf die 42nd Street bog.

Wieder spielte er Chamäleon, verkleidet mit einer Piero-Tucci-Lammfelljacke, einem künstlich gealterten T-Shirt, einer Morphine-Jeans und Stiefeln aus Stachelrochenleder, einer Aufmachung, die lässig wirkte. Doch wer einen Blick für so etwas hatte, wusste, dass seine Kleider weit mehr als ein Monatsgehalt kosteten. Sein modischer Dreitagebart verlieh ihm das Aussehen eines Rock- oder Filmstars.

Gern hätte er laut losgelacht, als er gemeinsam mit der ahnungslosen Horde dem Times Square zustrebte. Seine Aktion bei hellem Tageslicht durchzuführen, war absolut wahnsinnig und frech. Er hatte das Gefühl, eine der schärfsten Drogen genommen zu haben, die er kannte.

Endlich war er in der Lage, seine seit ewigen Zeiten angestaute Gehässigkeit abzureagieren. Seit er ein kleiner Junge gewesen war, hatten die Menschen versucht, ihn für dumm zu verkaufen. Wie großartig alles sei und welches Privileg es sei zu leben. Die Schlimmste von allen war seine scheußliche, langweilige Mutter gewesen. Die Welt ist ein Geschenk Gottes, das Leben ist wertvoll, schätze den Segen, der dir zuteilwird, hatte sie immer gesagt. Natürlich hatte er sie geliebt, seine Mutter, doch manchmal hatte er gefürchtet, sie würde ihren Mund nie halten können.

Sie war vor drei Jahren gestorben, gemeinsam mit ihrem witzlosen Philosophieabschluss an der University of Hallmark. Als sie auf ihrem Totenbett gelegen hatte, hatte er sich zwingen müssen, nicht die Schläuche herauszureißen, die sie wie Ranken in einem Plastikregenwald umgeben hatten, und sie zu fragen, warum ER dann, zum Teufel noch mal, sein Geschenk wieder zurückverlangte, wenn das Leben so ein wertvolles Geschenk war.

Natürlich hatte er nicht gefragt. Trotz ihrer Fehler war sie seine Mutter gewesen. Sie hatte sich für ihn aufgeopfert, und er wollte ihr die Illusion, mit der sie gelebt hatte, im Tod keinesfalls nehmen.

Doch jetzt brauchte er dieses Versteckspiel nicht mehr. Seien wir ehrlich,

dachte er – in diesem krankhaft dekadenten Chaos, das sich Gesellschaft nannte, war negatives und asoziales Verhalten mehr als angebracht. Er wollte nicht Teil dieser sinnlosen Ausartung sein, zu der die Gesellschaft verkommen war.

Nehmen wir den heutigen Tag. Mittwoch – Matinee-Tag für die Broadway-Musicals. Um ihn herum busweise Idioten, die gedankenlos umherirrten. Die nach New York hereinkommen aus ihren hühnerschissgroßen Vororten und lautstark herumschreien, um hundert Kröten pro Arsch bezahlen und noch größeren Idioten in Halloween-Kostümen zuhören zu dürfen, die abgedroschene, dämliche Lieder plärren. War das Kunst? Das Beste, was das Leben zu bieten hatte?

Doch es ging keineswegs nur um die Provinzler und Vorstadtschnösel. Gleich um die Ecke der 40th Street war er an den angeblich *très* hippen, über alles Bescheid wissenden *New-York-Times*-Reportern und -Fotografen vorbeigekommen, die in ihr neues Bürogebäude zur Sklavenschicht im Ministerium der Wahrheit strömten. Unterwerft euch der Demokratischen Partei, Kameraden, wollte er ihnen zurufen. Seid begrüßt, Großer Bruder und noch größere liberale Regierung.

Als er Madame Tussauds Wachsfigurenkabinett erreichte, ging er langsamer. Mengen von Touristen drängten sich um eine lebensgroße Spiderman-Puppe vor dem Gebäude. Angewidert schüttelte er den Kopf. Er kam jetzt also am Land der Toten vorbei.

»50 Dollar? Für eine Rolex?«, hörte er jemanden mit südlichem Akzent in der Menge rufen. »Jawoll, abgemacht!«

Drei Meter vor ihm wollte ein dürrer junger Glatzkopf gerade sein Geld dem Westafrikaner hinüberreichen, der hinter einem Klappstisch voller falscher Uhren saß.

Der Lehrer lächelte. So viele seiner alten Einheit waren aus dem Süden gewesen – brave Männer aus Kleinstädten, die immer noch an einfache Dinge wie Patriotismus und gutes Benehmen glaubten und Dinge tun wollten, die ein Mann eben zu tun hatte.

Der Lehrer hatte nicht die Absicht, stehen zu bleiben, doch als er die Bulldoggentätowierung der Marines auf dem Unterarm des Jungen sah, konnte er nicht anders.

»Hey du, Kumpel«, sagte er. »Glaubst du echt, du könntest eine Rolex

für 50 Dollar bekommen?«

Der junge Soldat gaffte ihn an, halb misstrauisch, halb froh, einen Rat von jemandem zu erhalten, der sich offenbar auf diesem Gebiet auskannte.

Der Lehrer streifte seine eigene Rolex Explorer vom Arm, reichte sie dem Jungen und nahm ihm die unechte ab.

»Merkst du, wie schwer die ist?«, fragte er. »Die ist echt. Die hier« – die falsche schleuderte er dem Betrüger an die Brust – »ist Scheiße.« Der schwergewichtige Afrikaner wollte wütend aufspringen, doch der strenge Blick des Lehrers zwang ihn, sitzen zu bleiben.

Der Südstaatler grinste verlegen. »Gott, was bin ich doch für ein Idiot. Jetzt bin ich erst zwei Wochen nach meinem einjährigen Irakeinsatz zurück. Man sollte doch denken, dass ich was gelernt habe.«

Er reichte dem Lehrer die Rolex zurück. Der jedoch blickte nur darauf, ohne sie anzunehmen, während er sich daran erinnerte, wie er sie im Alter von 28 Jahren gekauft hatte.

Scheiß drauf, dachte er schließlich. Die kannst du auch nicht mitnehmen.

»Die gehört dir«, sagte der Lehrer. »Keine Angst, du stehst in keiner Pflicht.«

»Äh, äh«, stammelte der Junge. »Also, danke, ja, Mister, aber das könnte ich nicht ...«

»Hör mal, Soldat, ich war hier, als die beiden Türme eingekracht sind. Wenn nicht jeder in dieser Stadt so ein Stück Scheiße wäre, würde man dich und alle anderen Soldaten feiern, die ihren Arsch im Nahen Osten als amerikanische Helden riskieren. Dieser dreckigen, alten Stadt etwas zurückzugeben ist das Mindeste, was ich tun kann.«

Jetzt schau dir das bloß an, dachte er. Wie großzügig er plötzlich wurde und sich wie ein Pfadfinder aufführte.

Er war versucht, dem Betrüger seine Uhren in den Schoß zu kippen, doch jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt. Vielleicht würde er auf dem Rückweg wieder hier vorbeikommen, dachte er, als er weitermarschierte.

Zwanzig Minuten später betrat der Lehrer mit einem frischen 175-Dollar-Strauß aus rosa und gelben Rosen die weitläufige Eingangshalle des Platinum Star Hotel an der Sixth Avenue. Fast schon wollte er auf der schier unendlichen Fläche weiß schimmernden Marmors niederknien, der den Boden und die zehn Meter hohen Wände bedeckte. Die Decke war mit Gemälden im Renaissance-Stil überzogen, überall hingen funkelnde Kronleuchter in der Größe von Segelbooten.

Ehrfurchtsvoll schüttelte er den Kopf, während er die Kranzprofile bewunderte, die wie aus Gold gemacht wirkten.

Ab und zu schafften es die Arschlöcher tatsächlich, etwas richtig zu machen.

Mit gespielt verwirrtem Blick eilte er zur Rezeption und legte den Strauß auf die Marmorthke, direkt vor die hübsche, brünette Dame. Sie war eindeutig beeindruckt.

»Bitte sagen Sie mir, dass ich nicht zu spät bin«, bettelte er mit gefalteten Händen. »Die hier sind für Martine Broussard. Sie hat doch noch nicht ausgecheckt, oder?«

Freundlich lächelnd tippte die Rezeptionistin auf der Tastatur vor sich.

»Sie haben Glück«, sagte sie. »Ms. Broussard ist noch hier.«

Der Lehrer täuschte ekstatische Erleichterung vor. »Gott sei Dank.

Glauben Sie, ihr gefallen die Blumen? Oder sind sie zu dick aufgetragen? Ich möchte nicht wie ein Verzweifelter dastehen.«

»Sie wird sie mögen, glauben Sie mir«, erwiderte die Rezeptionistin.

»Die Blumen sind wundervoll.«

Der Lehrer knabberte nervös an seinem Daumennagel.

»Wir haben uns erst vor zwei Tagen kennen gelernt, und ich weiß, es ist verrückt, aber heute Morgen bin ich aufgewacht und wusste, ich würde es mir nie verzeihen, wenn ich sie abreisen lasse, ohne ihr von meinen wahren Gefühlen zu erzählen. Aber ich will sie überraschen. Wo könnte ich am besten auf sie warten, ohne sie zu verpassen?«

Die Angestellte lächelte noch breiter. Jetzt hatte er sie auf seiner Seite, glücklich darüber, die entstehende Liebschaft aus nächster Nähe

beobachten zu können.

»Die Sofas drüben neben den Fahrstühlen«, erklärte sie mit ausgestrecktem Finger. »Viel Glück.«

Der Lehrer setzte sich, den Strauß auf seinem Schoß. Seine Hand glitt nach hinten in seine Jacke bis zu seinem Rücken, wo seine beiden Pistolen in seinem Gürtel steckten. Er entschied sich für den Colt Kaliber .22, den er nach vorne zog.

Weniger als fünf Minuten später kündigte ein musikalischer Klang die Ankunft eines Fahrstuhls an, und eine der glänzenden Türen glitt zur Seite. Der Lehrer erhob sich, als fünf Stewardessen mit dem Air-France-Logo auf ihren geknoteten Halstüchern heraustraten. Sie hätten Models sein können. Oder vielleicht Schauspielerinnen aus der Art von Filmen, für die das Hotel von seinen Gästen extra kassierte. Der Anblick gab ihm das Gefühl, als wäre sein Magen mit Helium gefüllt. Wie benommen freute er sich auf das, was er hier gleich durchziehen würde.

Martine Broussard, eins achtzig groß, auf aggressive Weise schön, langes, blondes, wie Satin glänzendes Haar, führte die Gruppe an, stolzierte über den Marmor wie über einen Laufsteg.

Der Lehrer erhob sich und eilte, den Strauß nach vorn gestreckt, auf sie zu.

»Martine! Hier, die schenke ich Ihnen zu Ihrem Geburtstag!«

Martine blieb stehen und starrte verwirrt auf die Blumen.

»Mein Geburtstag?«, fragte sie mit französischem Akzent. »Wovon reden Sie? Der ist erst in drei Monaten.« Ihr Blick wanderte zum Gesicht des Lehrers hinauf. »Kenne ich Sie, Monsieur?« Wie der Dame an der Rezeption gefiel ihr, was sie sah, und sie blickte den Lehrer kokett an. Der Lehrer hielt den Atem an, während er seine Waffe durch den Strauß schob. Plötzlich wurde alles um die Gruppe herum leiser und langsamer und unheimlich friedvoll. Hatte er sich jemals so unbeschwert gefühlt? So frei? Er kam sich schwerelos vor wie ein in einer Gebärmutter schwimmender Fötus.

Blütenblätter stoben durch die Luft, als er den Abzug drückte. Die Kugel traf die Stewardess gleich unter ihrem linken Auge.

Mit blutüberströmtem Gesicht fiel sie, ohne zu zucken, auf den Boden. »Habe ich gerade ›Ihr Geburtstag‹ gesagt?«, brummte der Lehrer. »Tut

mir leid. Ich meinte Trauerfeier.« Noch zweimal schoss er ihr in den wunderschönen Busen.

Die anderen Flugbegleiterinnen stürzten schreiend davon. Er warf den Blumenstrauß auf Martines Leiche, schob seine Waffe in den Gürtel und zog sich zum Hoteleingang zurück.

Der Hotelportier hielt dem Lehrer die Tür auf. Offenbar hatte er den gedämpften Schuss nicht gehört, doch jetzt hielt er kurz inne und beobachtete die in Panik geratenen schreienden Französinen.

»Rufen Sie schnell die Polizei!«, rief ihm der Lehrer zu. »Da drin ballert jemand mit einer Knarre rum.«

Der Portier rannte ins Haus, während sich der Lehrer in aller Seelenruhe, aber rasch entfernte, ohne die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Als er am Brunnen vor dem Hotel vorbeikam, zog er seinen Palm Treo aus der Hosentasche und rief seine Liste auf.

Schwungvoll drückte er mit dem Daumen auf den Bildschirm, und »Air-France-Stewardess« verschwand von der Liste.

Plötzlich hörte er wie aus dem Nichts quietschende Bremsen hinter sich. Als Autotüren aufgerissen wurden, drang das Geschnatter aus dem Polizeifunk an seine Ohren.

Nicht umdrehen, ermahnte er sich. Geh einfach weiter. Tauche in der Menge unter. Die Polizei konnte noch keine Beschreibung von ihm haben.

»Da ist er!«, rief jemand.

Der Lehrer warf einen raschen Blick über seine Schulter. Der Portier deutete von der anderen Seite des Platzes aus direkt auf ihn. Gleich darauf stiegen die beiden Polizisten aus ihrem Wagen und zogen ihre Waffen.

Verdammt! Er hatte gedacht, der Portier würde wie all die anderen wegen des Überraschungsmoments langsamer reagieren. Okay, kein Problem. Fluchtplan B befand sich direkt vor ihm – der Eingang zur U-Bahn-Station Rockefeller Center am südlichen Ende des Straßenblocks. Er rannte los. Plötzlich drängten Polizeifahrzeuge aus allen Richtungen auf ihn zu, versperrten beide Seiten der Straße. Rechts von ihm schlitterte ein Transporter der Spezialeinheit auf den Bürgersteig. Ein Polizist sprang heraus, ging mit einem Knie auf den Boden und brachte seine M16 in Anschlag.

Diese Dreckschweine! Sie tauchten wie aus dem Nichts auf. Plötzlich war ihm klar, dass die Polizei nach dem 11. September viel schneller



einsatzbereit war.

Er zwang seine Beine zur Höchstgeschwindigkeit, tat das Einzige, was er tun konnte, und tauchte mit dem Kopf zuerst in den Treppenschacht der U-Bahn.

Das Glück war ihm hold. Statt auf den Betonstufen zu landen, knallte er mit einem älteren Paar zusammen, das die Treppe heraufkam. Weil die beiden nach hinten kippten, konnte er sie als menschlichen Schlitten bis zum Ende der Treppe benutzen, er grub seine Stiefel in ihre zuckenden Leiber, als er wieder aufstand, um weiterzurennen. Hinter einer Ecke sprang er über ein Drehkreuz und hechtete den Bahnsteig entlang.

Die U-Bahn-Station Rockefeller Center, eine der größten im gesamten System, war ein wirres Netz aus Durchgängen und Ausgängen. Es gab vier Gleise, zwei Inselbahnsteige und mehr als vierzehn Ausgänge zur Straße hinauf. Als Sonderbonus verfügte der Bahnhof auch über Zugänge zur Halle des Rockefeller Center, einem unterirdischen Labyrinth aus Geschäften, das sich über mehrere Straßenblöcke erstreckte. Während der Lehrer rannte, zerrte er sein T-Shirt aus der Hose, um seine Waffen zu verstecken, dann zog er sich sein Tucci-Jackett aus und warf es in einen der Ausgänge. Er brauchte sich keine Sorgen zu machen, dass er Spuren hinterließ – innerhalb weniger Sekunden würde sich jemand die Jacke geschnappt haben und verschwunden sein. Bei der nächsten Treppe nahm er vier Stufen auf einmal und rannte auf den sich mit metallischem Quietschen nähernden Zug der Linie V zu.

Er erreichte den zweiten Waggon in dem Moment, als die Türen zur Seite aufsprangen. Geschafft!

Hinter ihm polterten Schritte auf der Treppe, die er gerade heruntergekommen war.

»Haltet den Zug an!«, rief ein Polizist. Weitere Stimmen erklangen.

»Hey! Hey! Fahrer, halt! Halt!«

*Ding, dong.* Der Fahrer in seinem Führerhäuschen am Kopf des Zuges schloss die Türen, als wäre alles normal. Diese gottverdammte Stadt musste man einfach lieben. Alle hier waren krank.

Brummend setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

Der Lehrer wischte sich den Schweiß aus den Augen und ließ seinen Blick über die Fahrgäste im halb vollen Waggon gleiten. Alle waren auf

ihre Zeitung oder ihr Taschenbuch konzentriert. Richtig so, lass dich ja auf nichts ein. Er drehte sich zum Fenster, wo die Lichter im Tunnel wie rasende Sternschnuppen vorbeiblitzen.

Unglaublich – er war wieder frei. Unaufhaltbar! Die Schicksalsgöttin höchstpersönlich führte ihn. Eine andere Erklärung gab es nicht.

Im selben Moment, in dem er dies dachte, wurde die Tür am Ende des Waggon mit lautem Rattern geöffnet. Zwei U-Bahn-Polizisten traten keuchend ein. Ein schwerer, älterer Weißer und eine junge Schwarze, die sicher noch in der Ausbildung war. Beide hielten bisher ihre Hände nur am Knauf ihrer Glocken, die noch in den Halftern steckten.

»Keine Bewegung!«, rief der alte Bulle, der immer noch nicht seine Waffe zog. Worauf wartete er? Auf eine in Stein gemeißelte Einladung? Der Lehrer brauchte weniger als eine Sekunde, um die Kaliber .22 mit der rechten und gleichzeitig die Kaliber .45 mit der linken Hand aus seinem Hosenbund zu ziehen.

Jetzt waren die Fahrgäste mit ihrer Aufmerksamkeit ganz bei ihm. Sie rissen die Augen auf, schrien, sanken tief in ihre Sitze oder ließen sich auf den Boden fallen.

»Hört mir gut zu«, rief der Lehrer quer durch den Waggon. »Ich mag Polizisten, das schwöre ich. Ich habe nichts gegen euch, und ich will euch nichts tun. Lasst mich gehen. Mehr will ich nicht.«

Der Zug fuhr in die Haltestelle 51st Street und Lexington Avenue. Vielleicht hatte der Fahrer schließlich bemerkt, dass etwas nicht stimmte, weil der Zug plötzlich ruckte. Aus dem Gleichgewicht gebracht, reagierten die beiden Polizisten, indem sie zu ihren Waffen griffen.

»Ich habe nein gesagt, verdammt!«, brüllte der Lehrer. Mit der .45 in seiner Linken schoss er dem Polizisten ins Knie, dann in den Schritt. Gleichzeitig entlud er die letzten vier Kugeln seiner .22 in der rechten Hand in den Bereich direkt über den Gürtel der Polizistin, wo die kugelsichere Weste normalerweise einen Spalt frei ließ.

Der laute Knall der ungedämpften Kaliber .45 dröhnte in seinen Ohren, als wäre ein Päckchen Cherrybombs in seinem Kopf explodiert. Doch auch ein Schwall von Endorphinen durchflutete seinen Körper. Und was für ein Schwall! Etwas Derartiges gab es kein zweites Mal auf der Welt. Zitternd blieb der Zug stehen, die Türen öffneten sich automatisch. Ein Geschäftsmann wollte gerade den Waggon betreten, blieb aber abrupt

stehen, als er das Chaos bemerkte, und eilte davon.

Der Lehrer wollte dasselbe tun, als sich hinter ihm ein Schuss löste und ein grell pfeifendes Geräusch an seinem linken Ohr vorbeipeitschte. Er wirbelte herum und riss ungläubig die Augen auf.

Es war die Polizistin. Sie lag auf dem Boden, ihr Bauch durchlöchert wie ein Schweizer Käse, zielte aber trotzdem mit wackelnder Pistole auf ihn.

Welch ein Mut, obwohl sie unter Beschuss stand!

»Das ist großartig«, sagte er ernst. »Du solltest eine Medaille bekommen. Es tut mir wirklich leid, dass ich das hier tun muss.«

Er hob seine Kaliber .45 und zielte auf ihr erschrockenes Gesicht.

»Das tut es mir wirklich«, wiederholte er und betätigte den Abzug.

Ich konnte es nicht glauben! Was ging auf dieser Welt nur vor sich? Am Ende der Besprechung der Sondereinheit erfuhren wir, dass es nicht nur eine, nein, sondern zwei weitere Schießereien im Zentrum gegeben hatte. Vorberichten zufolge waren ein Zivilist und zwei U-Bahn-Polizisten in der Gegend des Rockefeller Center von demselben Täter erschossen worden.

Unserem Täter. Mittlerweile bestanden kaum noch Zweifel daran. Selbst mit eingeschalteter Sirene brauchte ich fast vierzig Minuten, um mich von der Zentrale zum hektischen Tatort an der 51st Street Ecke Lexington Avenue zu quälen.

Der Hubschrauber, der über dem Citicorp-Gebäude schwebte, war weiß Gott nicht zu übersehen. Das Wummern seiner Rotorblätter schien mit meinem Herzschlag Schritt zu halten, als ich mich durch die Menge drängte, die sich rund um die völlig abgeriegelte 51st Street herumtrieb. Ein Sergeant führte mich unter dem gelben Absperrband hindurch zur U-Bahn-Treppe. Sein todernstes Gesicht sagte mir etwas, das ich nicht wissen wollte. Aus allen Richtungen waren kreischende Funkgeräte und Sirenen zu hören, als ich den heißen, engen Treppenschacht betrat. Ein Zug war noch halb im Tunnel angehalten worden, und vielleicht zwei Dutzend Polizisten standen auf dem Bahnsteig an einem der ersten Waggon. Durch das Fenster sah ich leere Patronenhülsen auf dem blutverschmierten Boden liegen, was hieß, dass mehrere Schüsse abgegeben worden waren.

Die Gruppe der Polizisten teilte sich, als einige Sanitäter eine Rolltrage aus dem Waggon schoben. Rasch wurden die Mützen abgenommen. Neben mir bekreuzigte sich ein bulliger Polizist der Sondereinheit. Ich tat es ihm nach, als sich die Rolltrage näherte, und schüttelte kräftig meinen Kopf, um die plötzliche Taubheit in meiner Brust abzuwehren. Das Opfer war eine junge Polizistin in der Ausbildung. Ich wusste nur, dass sie Tonya Griffith geheißen hatte und jetzt tot war. Unter dem vielen Blut konnte ich ihr Gesicht nicht erkennen.

Ich erkundigte mich bei einem Polizisten nach Tonyas Partner und erfuhr, dass er gerade ins Bellevue gebracht wurde.

»Und?«, fragte der Typ von der Sondereinheit. Wie in »und, wird er durchkommen?«.

Der U-Bahn-Polizist antwortete nicht. Das hieß: Wird er nicht.

»Dieses Dreckschwein«, schimpfte der Polizist von der Sondereinheit und ballte seine Hände zu Fäusten. »Dieses verdammte Dreckschwein.«

Ich hätte es nicht besser ausdrücken können.

Vor einer Stunde hatte sich das Blatt gewendet. Der Mörder hatte einen, vielleicht zwei Kollegen umgebracht. Der Einsatz war schlagartig um ein Vielfaches erhöht worden.

Jetzt war die Sache persönlich.

Ich folgte der Rolltrage bis zur Straße, wo die Sanitäter Tonya Griffith in den Krankenwagen luden. Der Fahrer knallte die Tür zu, kletterte auf seinen Sitz und schaltete das Blaulicht ein, bis er sich eines Besseren besann und es wieder ausschaltete. Langsam fädelte er sich in den Verkehr ein.

Auf dem Weg ins Leichenschauhaus war keine Eile geboten.

Während ich dem Krankenwagen hinterherblickte, der Richtung Chrysler Building fuhr, dachte ich darüber nach, die Stelle bei ABC anzunehmen. Ich hatte genug von Schießereien und Toten. Zumindest im Moment war ich mir dessen sehr sicher.

Detective Terry Lavery stampfte hinter mir die Treppe herauf.

»Hab gerade mit dem Captain vom Revier geredet, Mike«, sagte er. »Der Mörder ist verschwunden. Sie haben die Gegend ober- und unterirdisch durchkämmt und Busse und Taxis auf der Lexington Avenue und der 51st Street angehalten, aber von dem Kerl keine Spur.«

Der Polizist hatte es bereits gesagt: dieses Dreckschwein.

»Zeugen?«, erkundigte ich mich.

»Etwa ein Dutzend. Die meisten haben sich so klein gemacht wie möglich, als die Schießerei begann, aber die Beschreibungen stimmen beinahe überein. Groß, weiß, schwarzes Haar und dunkle Sonnenbrille, Jeans und Graffiti-T-Shirt. Er hat zwei Waffen verwendet, eine Kaliber .45 und eine .22. Eine in jeder Hand wie Jesse James.«

Verblüfft schüttelte ich den Kopf. Ein Mann erledigt gleichzeitig zwei geschulte, bewaffnete Polizisten mit zwei verschiedenen Waffen? So etwas passiert nur in Italowestern oder Hongkong-Filmen. Ziehen, zielen und schießen allein mit einer Waffe, während man unter Beschuss steht, ist ohne ausreichendes Können und gutes Training nicht möglich.

»Dieser Kerl hat entweder einen militärischen Hintergrund oder war bei einer Spezialeinheit, oder er hat als Idiot einfach mehr Glück als andere«, überlegte ich. »Hoffen wir, dass er ein Idiot ist.«

»Ach, und noch was«, fuhr Lavery fort. »Er hat gerufen, dass er Polizisten mag, bevor er losgeballert hat. Hat sie gewarnt und sich bei Tonya Griffith sogar entschuldigt.«

Gott, als Krönung war er auch noch in Polizisten vernarrt?

»Wer solche Freunde hat, braucht keine Feinde«, murmelte ich. »Okay, besorgt euch alle Videos, die ihr vom Waggon oder der Straße bekommen könnt. Ich fahre rüber zum anderen Tatort.«

Auf dem Weg zur nächsten Ecke winkte mir von der anderen Seite der Absperrung ein alter jamaikanischer Hotdog-Verkäufer zu. Ich ging in der Hoffnung auf ihn zu, dass er Informationen für mich hatte, doch er schenkte nur kostenlos Wasser und andere Kaltgetränke an die Einsatzkräfte aus.

»Meine Tochter ist Sanitäterin in der Bronx«, erklärte er mit einem ansteckenden Grinsen. »Das ist das Mindeste, was ich für euch Jungs tun kann.«

Er weigerte sich, Geld anzunehmen, doch schließlich akzeptierte er eine Karte für den Förderverein des Polizeiverbandes, mit der er vielleicht um einen Strafzettel herumkommen würde.

Als ich wie üblich nach meinem Wagen suchte, fiel mir auf, dass mir jedes Mal, wenn ich als Polizist das Handtuch werfen wollte, der Grund serviert wurde, weswegen ich das tat, was ich tat.

Das Platinum Star Hotel lag nur fünf Straßenblocks westlich an der Sixth Avenue. Während der Fahrt dorthin erstellte ich in Gedanken eine Zusammenfassung meiner bisherigen Eindrücke.

Am auffälligsten war, dass der Mörder, nachdem er zugeschlagen hatte, verschwand und – mit anderer Kleidung – anschließend wieder auftauchte, um einen weiteren Mord zu begehen. Er musste irgendwo in dieser Gegend über ein Versteck verfügen. Eine Wohnung? Oder ein Hotelzimmer?

Dann hatte er laut Zeugenaussagen etwas gerufen, etwas darüber, dass er Polizisten mochte. Vielleicht war es weit hergeholt, doch bei diesem abgebrühten und gut organisierten Kerl hatte ich das Gefühl, dass er wusste, was er sagte. Er hatte die Polizisten nur erschossen, um fliehen zu können.

Dies hieß, dass er nicht zufällig tötete, sondern seine Opfer gezielt auswählte. Weiterhin fiel auch das Platinum Star Hotel wieder in die Kategorie *gehobenes Ambiente*, also eine hundertprozentige Übereinstimmung.

Meine erste Vermutung wirkte schlüssig. Er hatte einen Plan, und dieser hatte etwas mit Reichtum zu tun.

Und im Gegensatz zu anderen Serienmördern arbeitete er nicht im Verborgenen. Er schlug bei Tageslicht zu und ließ sich sehen. Versuchte er, eine Botschaft zu senden? Solche Jungs wollten gewöhnlich beweisen, dass sie schlauer waren als die Polizei. Sie wollten uns verspotten, uns wissen lassen, dass sie ungestraft töten konnten und sich nie schnappen ließen. Doch warum hatte er bisher weder mit uns noch mit der Presse Kontakt aufgenommen?

So weit war ich mit meinen Gedanken gekommen, als ich vor dem Hotel hielt.

Mindestens hundert Polizisten drängten sich innerhalb der Absperrung, die zwei volle Straßenblocks rund um das Hotel umfasste. Außerhalb der Absperrung standen schweigend und verwirrt Büroangestellte herum, gefasst auf das, was als Nächstes passieren könnte. Ich zog die manische Gaffermentalität vor, die üblicherweise an Tatorten anzutreffen war.



Langsam drehten die Leute durch. Logisch, weil selbst für New Yorker Standards die Anzahl der Leichen hoch war.

Ich traf Detective Peters hinter der Rezeption. Sie war immer noch abgebrüht und trocken, doch etwas gezähmt.

Sie führte mich durch die mit weißem Marmor ausgelegte Eingangshalle in Richtung der Fahrstühle. Die Leiche war mit einem Tuch bedeckt. Ich ging in die Hocke und hob es an.

Die Frau, die dort lag, ihr blondes Haar um ihren Kopf gefächert, war immer noch schön. Nur die kleinen schwarzen Eintrittswunden in Gesicht und Oberkörper und das herausgesickerte Blut störten das Bild. Ich betrachtete den Blumenstrauß auf ihrer Brust. Die heruntergefallenen Blütenblätter wirkten wie Opfergaben.

Die getippte Nachricht vom Tatort im 21 Club ploppte in meinen Gedanken auf.

*Dein Blut ist meine Farbe.*

*Dein Fleisch ist mein Lehm.*

»Können Sie aus dem, was Sie hier sehen, irgendwelche Schlüsse darüber ziehen, was er uns sagen will?«, fragte Beth. »Ich kann es nämlich nicht.«

Ich legte das Tuch wieder über das Gesicht der Toten. »Ich bin ziemlich sicher, dass er sagen will: ›Schnappt mich‹«, antwortete ich.

»Sie hieß Martine Broussard«, begann Beth Peters, als wir unsere Köpfe an der Rezeption zusammensteckten. »Sie war Stewardess bei der Air France und sollte mit der Maschine um 14 Uhr nach Paris fliegen. Gegen elf Uhr am Morgen kommt ein großer, schwarzhaariger Mann mit einem Blumenstrauß ins Hotel. Die Dame an der Rezeption sagt ihm, er könne auf dem Sofa neben den Fahrstühlen warten. Als die Stewardess herauskommt, erschießt er sie mit einer Waffe, die er zwischen den Rosen versteckt hat. Einmal in den Kopf, zweimal in die Brust. Ein echter Charmeur.«

Ich stieß einen langen, müden Seufzer aus.

»Aber es gibt auch eine gute Nachricht. Kommen Sie.« Beth führte mich in das große Büro hinter der Rezeption und stellte mich Brian Navril vor, einem ehemaligen FBI-Agenten, der hier als Sicherheitschef arbeitete. Er wirkte ziemlich nervös, als ich ihm die Hand reichte. Nach dem, was gerade passiert war, machte er sich wahrscheinlich Sorgen, dass er demnächst zu den ehemaligen Sicherheitschefs des Hotels zählen könnte.

»Ich glaube, ich habe etwas gefunden, das könnte ganz hilfreich für Sie sein.« Er führte mich zu seinem Schreibtisch. »Zumindest hoffe ich das.« Er rief auf seinem Laptop die Videoaufnahmen der verschiedenen Überwachungskameras des Hotels auf und klickte auf das kleine Quadrat, auf dem die Rezeption zu sehen war. Als die Aufnahme den gesamten Bildschirm einnahm, klickte er auf die Pausentaste.

Das relativ klare Bild eines Mannes mit Sonnenbrille und teurer Lederjacke erschien. Er hielt einen Strauß Rosen in der Hand und grinste. Offenbar unterhielt er sich mit der Dame an der Rezeption. Bingo! Beth und ich blickten uns zufrieden an. Endlich eine greifbare Spur! Mit der Sonnenbrille war der Mann nicht genau zu erkennen, doch ganz so schlecht war das Bild nicht. Brian Navril hatte bereits einen Stapel Fotos zum Verteilen ausgedruckt.

»Wo ist die Dame von der Rezeption?«, fragte ich. »Ich muss mit ihr reden.«

Sie hieß Angie Hamilton und war eine kleine, attraktive Brünette Mitte zwanzig, die immer noch mitgenommen aussah, als Beth sie ins Büro

führte.

»Hallo, Angie«, grüßte ich sie. »Ich bin Detective Bennett. Ich weiß, im Moment haben Sie mit der Situation schwer zu kämpfen, aber wir müssen alles über den Mann wissen, der Ms. Broussard erschossen hat. Sie haben mit ihm geredet?«

»Er fragte, ob Martine Broussard bereits abgereist sei«, antwortete Angie Hamilton. »Er sagte, sie hätten sich gerade erst kennen gelernt, und er wolle ihr Blumen schenken, weil ... weil ...« Sie begann zu weinen. Beth legte einen Arm um ihre Schultern, flüsterte ihr voller Mitgefühl etwas zu und kramte ein Taschentuch heraus.

»Er ... er sagte, er würde es sich nie verzeihen, wenn er ihr seine Gefühle nicht mitteilen würde«, stotterte sie weiter. »Es klang so romantisch.«

Zweifacher Treffer, dachte ich, als ich Beth in die Augen blickte. Sie nickte. Der Mörder hatte ausdrücklich nach Martine Broussard verlangt. Also hatte er Martine gekannt. Jetzt war klar, dass wir jemanden suchten, der seine Opfer nicht zufällig auswählte. Und die Chance war erheblich gestiegen, dass dieser Mord mit den anderen Fällen in Zusammenhang stand.

Wir hatten einen Durchbruch erzielt, und dieser öffnete uns einen neuen Weg. »Wie hat er sich verhalten? Wirkte er nervös? Großspurig?«

»Großspurig nicht«, antwortete sie. »Ein bisschen nervös, aber nett ... irgendwie charmant. Das macht die Sache noch furchtbarer. Ich habe ihm gesagt, er solle auf dem Sofa warten, damit er sie nicht verpasst, wenn sie den Fahrstuhl verlässt. Aber ... aber ich habe sie getötet.«

Wieder brach Angie in Tränen aus und beugte sich heftig schluchzend nach vorn.

Diesmal legte ich einen Arm um sie.

»Sie haben überhaupt nichts verkehrt gemacht, Angie«, tröstete ich sie.

»Sie haben nur versucht, das Richtige zu tun. Der Einzige, der etwas verkehrt gemacht hat, ist dieser Wahnsinnige, der herumläuft und unschuldige Menschen tötet.«

Die ersten Polizisten am Tatort hatten die Kolleginnen der getöteten Air-France-Stewardess nach Midtown North gebracht. Sie waren hysterisch, als stünden sie unter Drogen, so dass die aufnehmenden Beamten nichts außer französischem Gestammel aus ihnen herausbekamen. Als typische Polizisten begann und endete ihr französischer Sprachschatz mit *Voulez-vous coucher avec moi ce soir*. Ansonsten warteten sie auf einen Dolmetscher.

Zum Glück gehörte ich nicht zu den typischen Polizisten. »*Je suis vraiment désolé pour votre amie*«, begrüßte ich die Damen, als ich das Verhörzimmer im oberen Stock betrat. »*Je suis ici pour trouver le responsable, mais je vais avoir besoin de votre aide*.«

Ich hoffte ausgedrückt zu haben, dass ich ihre Hilfe brauchte, um den Mörder zu finden. Jahre zuvor war mein Französisch ziemlich gut gewesen, mittlerweile allerdings etwas eingerostet. Vielleicht hatten meine Worte eher geklungen wie »Haben Sie den Vielfraß meiner Schwester gesehen?«.

Was ich auch immer gesagt haben mochte, die wundervollen Frauen sprangen aufgeregt auf und umzingelten mich. Nie zuvor hatte ich eine Umarmung von vier blonden Französisinnen gleichzeitig erleben dürfen, die wie Supermodels aussahen. Irgendwie brachte ich es hinter mich und dachte über den Dekan an der Regis Highschool nach, der mich zu Spanisch gedrängt hatte, weil es praktischer wäre.

Ich zeigte ihnen das Foto des Mörders aus dem Überwachungsvideo. Eine der Damen, Gabrielle Monchecourt, starrte mit großen Augen darauf, bevor sie begann, wie eine Wilde zu plappern. Als ich sie dazu brachte, ihr Tempo zu drosseln, erklärte sie mit deutlicheren Worten, sie glaube, den Mörder zuvor schon einmal gesehen zu haben. Sie sei sich nicht hundertprozentig sicher, doch es könne auf einer Party der British Airways in Amsterdam vor einem Jahr gewesen sein, an der viele Piloten auch anderer Fluggesellschaften teilgenommen hatten.

Noch ein Durchbruch! Ein Pilot! Und eine weitere Verbindung zu dem, was ich von Anfang an vermutet hatte – und eigentlich nie bezweifelt hatte. Na ja, vielleicht eine Sekunde lang. Gar nicht schlecht, was? Mein

diplomatischer und ungeschickter Versuch mit meinem Französisch hatte sich bezahlt gemacht. Ach, ich pfeife auf meine Highschool!

Endlich hatten wir eine Spur, die so sicher war, dass wir ihr folgen konnten.

Ich ging mit meinem Mobiltelefon auf den Flur hinaus und informierte Chief McGinnis über die neuen Erkenntnisse.

»Gute Arbeit, Mike«, überraschte er mich mit seiner ersten Antwort.

Seine zweite war fast ebenso überraschend – dass er mir und zehn anderen Detectives Schreibtische in der Polizeiakademie in der 20th Street zur Verfügung stellte, damit wir die von mir entdeckten Spuren weiterverfolgen konnten.

Angesichts des Sinneswandels meines Vorgesetzten kratzte ich mich mehrmals am Kopf, als ich in meine neue Wirkungsstätte fuhr.

Mit einem Arm voller Einkaufstüten musste der Lehrer die ramponierte Tür zu seiner Wohnung in Hell's Kitchen mit dem Fuß hinter sich zuschlagen. Er stellte die Tüten auf den Küchenschrank, warf seine Waffen auf den Kühlschrank und band sich die Küchenschürze mit einer ordentlichen Schleife zu.

Nachmittags fielen die Fundstücke auf dem Bauernmarkt am nördlichen Ende des Union Square Park ziemlich mager aus, doch er hatte noch frischen belgischen Endiviensalat und Steinpilze ergattern können. Die Pilze würde er als Kruste für das fein marmorierte Kobe-Filet verwenden, das er bei Balducci's an der Eighth Avenue aufgetrieben hatte.

Als Feinschmecker wählte er nur die frischen Sachen aus und entschied sich immer erst beim Einkaufen, was es zum Abendessen geben würde. Nachdem er das Filet vorbereitet hatte, konnte er einem kurzen Blick in die Nachrichten nicht widerstehen. Er wusch sich die Hände, ging ins Wohnzimmer und schaltete den Fernseher ein. Das erste Bild auf der Mattscheibe zeigte einen schwebenden Hubschrauber und eine Million Polizisten. Reporter rannten umher und befragten ängstlich dreinblickende Menschen auf der Straße.

Kopfschüttelnd atmete er tief ein, als er die Schießerei mit den Polizisten noch einmal durchlebte. Trotz seiner Ausbildung und seines untrügerischen Instinkts hätte er in dieser Situation schnell den Tod finden können. Auch dies fasste er als Zeichen auf, dass er das einzig Richtige tat. Seine Feuertaufe war eine weitere Bestätigung gewesen und hatte seine Leidenschaft noch mehr entfacht.

Wieder in der Küche, knallte er die gusseiserne Pfanne auf den Herd und drehte die Platte voll auf. Als die Pfanne leicht zu rauchen begann, verteilte er etwas Olivenöl darin und legte das Kobe-Filet hinein, das angenehm zischte.

Der rauchige Geruch erinnerte ihn daran, wie er im Peter Luger Steak House in Brooklyn seinen Stiefvater kennen gelernt hatte. Er selbst war zehn Jahre alt gewesen, seine Eltern hatten sich gerade getrennt. Er wohnte bei seiner Mutter, die ihm ihren neuen Freund vorstellen wollte.

Seine schöne Mutter war Sekretärin im Investmentbanking-Bereich von Goldman Sachs und ihr Freund, Ronald Meyer, ihr Chef gewesen, ein lächerlich reicher und lächerlich alter Spezialist für die Übernahme von Firmen durch Fremdkapital. Der kurz geratene, froschgesichtige Greis hatte sehr beharrlich versucht, sich mit ihm anzufreunden. Der Lehrer erinnerte sich, wie er mit diesem tatterigen Finanzheini, der an der Spaltung seiner Familie die Schuld trug, im Steakhaus gesessen und gegen den unwiderstehlichen Impuls angekämpft hatte, ihm sein Steakmesser in das haarige rechte Nasenloch zu rammen.

Kurz danach war seine Mutter die Trophäenfrau von Ronald Meyer geworden, und der Lehrer war mit ihr in Meyers Wohnung an der Fifth Avenue gezogen. Über Nacht hatte er wie ein Kind im Märchen seinen Fuß in eine seltsame, neue, von Kunst und Oper, Bediensteten, Country Clubs und Europa bestimmte Welt gesetzt.

Wie rasch seine anfängliche Wut verflogen war. Und mit welcher abstoßenden Leichtigkeit er sich von dem stumpfsinnigen Luxus und seinem verbesserten Lebensstil hatte einlullen lassen. Jetzt war ihm klar, dass die Wut zu keinem Zeitpunkt verflogen war. Sie war nur gewachsen, hatte seitdem all die Jahre in ihm gegärt und darauf gewartet, freigelassen zu werden.

Er drehte das Filet in der Pfanne um und öffnete eine Flasche 78er Daumas Gassac, die er sich für einen besonderen Moment aufbewahrt hatte. Er schenkte sich ein und schwenkte das Glas in Richtung des Westfensters.

Über seinen mürrischen Stiefvater nachzudenken ließ ihn gleichzeitig lächeln und aufstöhnen. Meyer hatte ihm mit seinem Geld alles gekauft – Kleider und Autos, Urlaube und die erstklassige College-Ausbildung. Und schließlich der Abschluss an der Princeton University. Die seltsame Umarmung, die er ertragen musste. Die widerlichen Worte – »Ich bin so stolz auf dich, mein Sohn« – aus dem Mund mit den leberfarbenen Lippen des 90-Jährigen. Bis zum heutigen Tag bekam er eine Gänsehaut bei dem bloßen Gedanken, mit diesem weißhaarigen Skelett verwandt zu sein, das seine Mutter als Ernährer ausnutzte.

»Ich hätte dich töten sollen, als ich die Gelegenheit dazu hatte, du alter Sack«, sagte er mit einem Seufzer. »Ich hätte dich gleich bei unserer ersten Begegnung töten sollen.«

Ich beschloss, ins Bellevue zu fahren, um zu sehen, ob ich mit dem verletzten Polizisten ein paar Worte wechseln konnte.

Auf dem Weg dorthin fiel mir etwas auf, das mir bisher entgangen war: Nach dem 11. September bedurfte es offenbar nicht allzu viel, um die Gotham-Einwohner nervös zu machen, was ihre Sicherheit betraf. Nach dem Motto: Ein gebranntes Kind scheut das Feuer.

Touristen drängten sich unter den Markisen der Hotels am Central Park South und blickten ängstlich die Straße hinauf und hinunter. Das aufgewühlte Volk versuchte, auf dem riesigen Bildschirm am Gebäude der CBS-Studios auf der anderen Seite des Plaza die neuesten Infos zu erfahren. Die Bürgersteige entlang der von modernen Glastürmen gesäumten Lexington Avenue waren voll mit Büroangestellten, die, in ihre Mobiltelefone plappernd und auf Blackberrys tippend, auf Anweisungen zur Evakuierung zu warten schienen. Man hatte sogar den Eindruck, dass die Menschen zu einem frühen Stoßzeit-Exodus in die Grand Central Station strömten.

Vielleicht hatte es der Mörder genau darauf abgesehen, dachte ich.

Vielleicht wollte er so viel Angst schüren wie möglich.

Wenn dem so war, müsste er im Moment sehr zufrieden sein, weil sein Plan hervorragend aufging.

Ich wollte mein Dienstfahrzeug nicht auch noch zu den Polizeiautos stellen, die die Notaufnahme zum Bellevue blockierten, weswegen ich mich in die Nähe der Ladezone stellte und das Krankenhaus durch den Hintereingang betrat.

Ed Korzenik, der Polizist, der angeschossen worden war, wurde noch immer operiert. Wunderbarerweise hatte die Kugel, die für seinen Kopf gedacht war, diesen nur gestreift. Es war das Hohlspitzgeschoss Kaliber .45 in seiner Blase, das Probleme bereitete. Ed hatte eine große Familie, von der ein großer Teil im Wartezimmer saß – Ehefrau, Mutter, Brüder und Schwestern. Diesen trauernden und aufgerüttelten Haufen zu sehen weckte in mir den dringenden Wunsch, zu Hause anzurufen.

Mein ältester Sohn, Brian, hob ab. Natürlich hatte er keinen blassen Schimmer, was ich tat oder was auf den Straßen geschah. Darüber war



ich froh. Wir redeten über Sport, die Yankees und über das Trainingslager der Jets. Bald würde er 13 werden, wurde mir bewusst. Meine Güte, nicht mehr lange, dann hätte ich einen Stall voller Teenager. Mit einem Lächeln auf dem Gesicht legte ich wieder auf. Dieses Gespräch hatte mir die besten zwanzig Minuten des Tages geschenkt.

Als Nächstes beschloss ich, etwas zu tun, das ich mir seit dem Vormittag vorgenommen hatte – einen Abstecher zur *New York Times* zu machen. Es war Zeit, mit Cathy Calvin ein ernstes Wörtchen zu reden. Oder auch ein paar Wörter mehr, um genauer zu sein. Ich wollte von ihr einige Dinge wissen. Vor allem, woher sie die Unverfrorenheit nahm, Theorien aufzustellen und mich als Quelle anzuführen.

Nachdem ich mich quer durch die Stadt zur 42nd Street gekämpft hatte, fiel mir ein, dass die Zeitungsredaktion umgezogen war. Ihr nagelneues Hauptgebäude lag, wie ich mich nach einigem Nachdenken erinnerte, in der 40th Street.

Ich teilte dem Wachmann in der glänzenden Eingangshalle mit, dass ich mit Calvin sprechen wolle. Er suchte ihren Namen im Rechner und teilte mir mit, ihr Büro befinde sich im 20. Stock.

»Moment«, rief er, als ich zum Fahrstuhl ging. »Ich muss Ihnen einen Ausweis geben.«

Ich zeigte ihm meine goldene Plakette, die an meiner Krawatte klemmte.

»Hab meinen eigenen mitgebracht«, erwiderte ich.

Im 20. Stock musste ich tiefer in feindliches Gebiet vordringen als jemals zuvor. Meine Dienstmarke erntete mir entlang des Flurs schockierte, nervöse und niederträchtige Blicke. Calvin saß in einem Großraumbüro an ihrem Schreibtisch und tippte wild vor sich hin.

»Weitere Lügen für die Spätausgabe?«, unterbrach ich sie.

Sie wirbelte herum und errötete. »Mike ... hey, schön, Sie zu sehen.« Sie setzte ein freundliches Lächeln auf.

»Nein!«, kam ich ihr zuvor. »Kein Wort darüber, wie toll ich aussehe.

Sagen Sie mir nur, warum Sie alles daransetzen, dass ich gefeuert werde. Sind Sie etwa sauer, weil ich Ihnen nicht zu Füßen liege?«

Ihr Lächeln erstarb. »Ich will nicht ... dass Sie ... äh ... gefeuert werden«, stotterte sie.

»Es ist mir egal, wenn Sie geheime Quellen verwenden. Das ist eine persönliche Entscheidung. Aber wenn Sie zwischen den Zeilen schreiben, ich wäre die Quelle, wird die Sache zu meiner Sache.«

»Wie können Sie es wagen zu behaupten, ich würde etwas erfinden?«

Das musste ich Calvin lassen – sie wusste, dass Angriff die beste Verteidigung war.

»Dann bestehen Sie also darauf, ich hätte Ihnen von dem Mörder erzählt?«, fuhr ich fort. »Wann genau war das? Haben Sie vielleicht eine Aufnahme oder Aufzeichnungen, um mein Gedächtnis aufzufrischen?«

»Gott, wie eingebildet Sie sind«, putzte sie mich herunter. »Haben Sie jemals überlegt, dass es vielleicht noch andere Quellen auf der Welt gibt außer Ihnen?«

»Wer war es dann? Wer sonst hätte Ihnen sagen können, dass es nur einen einzigen Mörder gibt, einen, der sein Äußeres verändert, um unerkannt zu bleiben, und diesen ganzen Scheiß?«

Plötzlich blickte sie mich unsicher an. »Hören Sie, ich weiß nicht, ob ich mit Ihnen darüber reden kann«, antwortete sie, während sie aufstand.

»Das muss ich mit meinem Chef ...«

Ich legte eine Hand auf ihre Schulter und drückte sie sanft, aber bestimmt auf ihren Stuhl zurück. »Ich versuche einen Mörder zu finden«, erinnerte ich sie. »Es ist also besser, Sie erzählen mir, was Sie wissen. Alles. Und zwar sofort.«

Calvin biss sich auf die Lippen und schloss die Augen. »Er war es.«

»Er? Was soll das denn heißen?« Ich beugte mich zu ihr hinab und umfasste die Armlehnen ihres Stuhls. »Legen Sie los, Cathy. Mein Geduldsfaden ist in den letzten Tagen ziemlich dünn geworden.« Sie war erschüttert, wie ich mit wütender Zufriedenheit feststellte.

»Der Mörder«, flüsterte sie.

Ungläubig starrte ich sie an. Ich hatte das Gefühl, einen Schlag ins Gesicht bekommen zu haben.

»Er hat mir gestern Nachmittag eine E-Mail geschickt«, erklärte Calvin.

»Er wollte die Dinge geraderücken, hat er geschrieben, damit es keine Missverständnisse gibt. Ich dachte, er wäre nur ein Spinner, aber dann hat er angefangen, alles zu beschreiben. Was, wann, wo und sogar warum.«

Ich hielt meine Wut im Zaum, um ihren Informationsfluss nicht zu stoppen.

»Sagen Sie mir das Warum«, verlangte ich. Das Was, Wann und Wo wusste ich ja bereits.

»Er hat das Mädchen vor den Zug geschubst und den

Ralph-Lauren-Verkäufer und den Oberkellner im 21 Club getötet, weil er – ich zitiere – ›unterwegs ist, um diesen gottverdammten Arschlöchern Manieren beizubringen‹ –, Zitat Ende. Er hat auch geschrieben, anständige Leute müssten sich keine Sorgen machen, aber für Arschlöcher seien die Tage gezählt.«

»Meine Güte, für wen haltet ihr euch, dass ihr solche Informationen der Polizei vorenthaltet? So dumm könnt ihr doch gar nicht sein.«

»Beruhigen Sie sich, Mike. Die Redakteure sitzen schon den ganzen Tag zusammen, um zu entscheiden, ob sie euch die Mail weiterleiten sollen. Das Letzte, was ich gehört habe, ist, dass sie alle Infos herausrücken wollen.« Sie zog ein Blatt Papier aus ihrem Schreibtisch und hielt es mir hin. »Das hier sind seine ›Leitlinien‹, wie er sie nennt. Er will, dass wir sie veröffentlichen.«

Ich riss ihr das Blatt aus der Hand.

*Das Problem*

*Einige sagen, das heutige Problem sei der Materialismus. Dem widerspreche ich. Die Dinge an sich haben nichts Falsches. Nichts ist falsch daran, Geld zu haben oder schön zu sein oder Schönheit zu bewundern.*

*Falsch aber ist es, mit seinem Eigentum, seinem Reichtum, seiner Schönheit zu prahlen.*

*Dies ist die Krankheit.*

*Ich liebe unsere Gesellschaft, unser Land. Nie zuvor in der Menschheitsgeschichte hat sich eine Nation so sehr der menschlichen Freiheit verschrieben.*

*In diesem Sinne sind wir stark vom Weg abgekommen. Die meisten von uns spüren tief in sich, dass die Art, wie wir uns benehmen, falsch ist. Doch weil wir kaum Konsequenzen zu spüren bekommen, benehmen wir uns weiterhin unwürdig und respektlos.*

*Deswegen habe ich beschlossen, für die geeignete Motivation zu sorgen. Auf widerliches Verhalten steht ab jetzt die Todesstrafe.*

*Es kann jeden treffen. Den Menschen neben euch im Zug, der seinen iPod einschaltet, die Person hinter euch im Restaurant, die ihr Mobiltelefon herauszieht.*

*Denkt zweimal nach, bevor ihr etwas tut, von dem ihr wisst, dass ihr es nicht tun solltet.*

*Ich behalte euch im Auge.*

*Mit besten Grüßen*

*Der Lehrer*

Ich las den Text dreimal, bevor ich ihn auf den Schreibtisch legte. Und ich brauchte nur eine Sekunde, bis ich meinen nächsten Schritt überlegt hatte – Cathy Calvin einen Denktettel zu verpassen, den sie ihr Leben lang nicht vergessen würde. Ich nahm meine Handschellen von meinem Gürtel und fesselte einen ihrer Arme hinter ihrem Rücken.

»Was tun Sie da?«, kreischte sie voller Panik.

»Genau das, wofür Sie es halten«, antwortete ich. »Man wird Ihnen Ihre Rechte auf dem Revier vorlesen.«

Als ich unter ihren Protestschreien die zweite Handschelle über ihrem schlanken Handgelenk schloss, stampfte eine Horde weißer Kerle mittleren Alters mit hochgekrempelten Ärmeln und Krawatten den Gang entlang auf uns zu.

»Ich bin der *City*-Tischredakteur«, sagte einer von ihnen. »Was soll das hier?«

»Ich bin der *City*-Polizist«, erwiderte ich, »und ich verhafte diese Person wegen Behinderung der Justiz.«

»Das dürfen Sie nicht«, meldete sich einer der jüngeren Studierenden und trat vor mich. »Haben Sie schon mal von dem ersten Zusatz der Verfassung der Vereinigten Staaten gehört?«

»Leider, ja«, konterte ich. »Und diesen Zusatz hasse ich wie die Pest. Haben Sie schon mal von einem Gefängniswagen gehört? In dem werden Sie nämlich sitzen, wenn Sie mir nicht aus dem Weg gehen. Hey, warum kommen Sie nicht alle mit und beenden Ihre Redaktionssitzung während der polizeilichen Erfassung?«

So schockiert und wütend sie auch waren, siegte die Realität. Sie wichen zurück, so dass ich Calvin wie auf dem Verbrecherlaufsteg zwischen ihnen hindurchführen konnte. »Mund halten und keine Gegenwehr, sonst kommt noch eine Anklage wegen Widerstand gegen die Staatsgewalt hinzu«, warnte ich sie. Zumindest war sie so schlau, mich nicht noch weiter zu reizen. Sie zog die Nase hoch und sah mich mit großen, tränennassen Augen an.

Als uns der Wachmann in der Eingangshalle sah, sprang er überrascht auf.

»Hab sie gefunden, danke«, beruhigte ich ihn.

Draußen ließ ich Calvin über die Motorhaube meines Wagens gebeugt stehen, während ich ein Stück entfernt ein paar Telefonate erledigte. Ich wollte nur den Stand der Ermittlungen prüfen, doch Calvin sollte denken, ich würde ihre polizeiliche Erfassung regeln.

Erst danach nahm ich ihr widerstrebend die Handschellen ab.

»Sie halten das alles hier für ein Spiel, aber das ist es nicht«, erinnerte ich sie. »Ihre Karriereentscheidung kostet vielleicht einigen Menschen das Leben. Ich hoffe, Sie werden befördert. Ach ja – und dass Sie sich selbst noch im Spiegel anschauen können.«

Ich blickte in den Rückspiegel, als ich losfuhr. Calvin stand, das Gesicht

in den Händen verborgen, am Straßenrand.

Mein neues Büro in der Polizeiakademie erwies sich als alter, schlecht umfunktionierter Umkleideraum. Aber kein Grund, sich zu beschweren! Schließlich war das Büro mit dem Wesentlichsten ausgestattet – einem Klapptisch und einer Telefonbuchse. Auf einer Anschlagtafel war sogar für ein bisschen Deko gesorgt worden – ein Foto des Lehrers mit einem Fadenkreuz über dem Gesicht, aufgenommen von der Hotelüberwachungskamera.

Wir waren im Geschäft.

Nachdem ich McGinnis angerufen und ihn über die neuesten Entwicklungen informiert hatte, trommelte ich meine Mannschaft zusammen. Erfreut stellte ich fest, dass Beth Peters dazugehörte. Ich bat sie, Kopien von den Leitlinien des Lehrers zu machen und zu verteilen. »Wir müssen mit den Fluggesellschaften Kontakt aufnehmen«, sagte ich. »Schicken Sie ihnen das Überwachungsfoto, und sie sollen uns die Passfotos ihrer Piloten schicken, damit Mademoiselle Monchecourt sie durchsehen kann. Konzentrieren Sie sich auf die internationalen Gesellschaften. Insbesondere British Airways. Rufen Sie Tom Lamb vom 26 Fed an, wenn Sie meinen, Sie brauchen Hilfe vom FBI. Und wir wollen versuchen, den Blumenladen ausfindig zu machen, in dem unser Mörder den Strauß gekauft hat.«

»*Oui, oui*, Chef.« Beth klapperte verführerisch mit den Augenlidern. Ich wandte mich wieder an meine Gruppe. »Jetzt, wo nur Polizisten hier sind, kriegen wir vielleicht auch etwas geschafft«, ermunterte ich meine Leute und begann, Aufgaben zu verteilen. Ich war es nicht gewohnt, Verantwortung zu übernehmen, und fühlte mich etwas komisch, doch die anderen schienen erpicht auf unsere Zusammenarbeit zu sein. Menschen, die tatsächlich taten, worum ich sie bat! Ich beschloss, auch zu Hause so aufzutreten. Ich schickte die Detectives vom 19. Revier zurück in den Ralph-Lauren-Laden und in den 21 Club, um die Gegend noch einmal unter die Lupe zu nehmen und alle Angestellten – auch diejenigen, die am Tag des Mordes nicht gearbeitet hatten – zu verhören. Vielleicht war der Lehrer zuvor bereits an diesen Orten gewesen, und mit etwas Glück konnte jemand diesem Gesicht zu einem Namen verhelfen.



Als sie zurückriefen, konnten sie nur negative Ergebnisse melden. Sowohl im Laden als auch im Club gab es jede Menge verärgerte Mitarbeiter und Kunden. Und niemand passte auf die Beschreibung des Mörders.

In der Zwischenzeit fragte ich in der Ballistik nach, ob der Gerichtsmediziner ihnen bereits die Projektilе geschickt hatte, mit denen die Polizistin Tonya Griffith getötet worden war.

»Wir haben sie schon, ja«, antwortete Terry Miller, der leitende Techniker. »Das Kaliber .22 war zertrümmert, aber ich konnte trotzdem fünf Stege, fünf Rillen und die Linksdrehung zum Lauf erkennen. Die Deformierungen sehen genauso aus wie die auf der Kugel, mit der der Oberkellner im 21 Club getötet wurde. Die erkenne ich inzwischen im Schlaf.«

Dies war ein wichtiger Punkt für uns. Wir hatten alle Beweise zusammen, jetzt brauchten wir nur noch den Kerl am Schlafittchen zu packen.

Während der Pausen, in denen ich nichts Dringendes zu erledigen hatte, las ich mir das Manifest durch, das mir Cathy Calvin gegeben hatte. Auf widerliches Verhalten stand neuerdings die Todesstrafe? Und ich hatte gedacht, die Nonnen in Grundschulen wären grausam. Dieser Kerl mochte sich vielleicht für den Lehrer halten, doch in Wirklichkeit war er eher ein Heckenschütze.

Was genau hatte ihn aufgebracht? Die Tatsache, dass einige Menschen mehr Geld hatten als er? Nein, das eher nicht. Er hatte seine Opfer nicht wahllos ausgesucht. Er musste bereits Kontakt mit ihnen gehabt haben, um derart in Wut zu geraten. Er musste selbst reich sein.

Lange Zeit betrachtete ich mir auch sein Bild. Er sah eindeutig nicht wie ein mental instabiler, zurückgezogen und am Rande des Wahnsinns lebender Mensch wie Berkowitz oder die Mörder an der Columbine High School und dem Virginia Tech aus. Er lächelte und wirkte selbstsicher. Und war sogar ein strammer, hübscher Bursche.

Ich kratzte an meinen Nachmittagsbartstoppeln.

Was war mit diesem Kerl bloß los?

Gegen sechs Uhr abends saß ich allein im Büro vor einem frisch installierten Rechner. Alle Detectives waren auf Tour.

Jemand klopfte an die Tür.

Kaum zu glauben, aber Cathy Calvin stand dort und knetete nervös ihre Hände.

»Sie mussten sicher all Ihre journalistischen Fähigkeiten aufbringen, um mich hier ausfindig zu machen«, begrüßte ich sie. »Ich bin beeindruckt.«  
 »Hören Sie auf, Mike. Bitte. Ich kam her, um – ich würde nicht sagen, um mich zu entschuldigen. Aber ich weiß, das war nicht gut.«

Sie hatte Recht, was ich ihr auch so sagte. Und sie schien es wirklich ernst zu meinen. Mir fiel auch auf, dass sie sich statt für ihre übliche Geschäftsfrauenkampfuniform für ein leichtes Sommerkleid entschieden hatte. Dadurch wirkte sie weicher, weiblicher – ja, echt hübsch.

»Nur weil ich Sie nicht eingebuchtet habe, heißt das nicht, dass die Sache vorbei ist«, drohte ich. »Unsere Abteilung wird sich Ihre Redakteure noch vorknöpfen.«

»Sie verdienen es. Ich meine, ich gebe nicht einfach meinen Kollegen die Schuld. Ich weiß, wie verkehrt das war. Es ist nur ...«

Sie trat ins Büro und drückte die Tür ein Stück zu. Ihr stark duftendes Parfüm hing in der Luft. »Diese Arbeit treibt einen in den Wahnsinn«, erklärte sie. »Der Konkurrenzdruck ist unglaublich. Er hat mich zu einem Monster gemacht. Als ich anfang, darüber nachzudenken, was ich getan habe, fiel es mir wie Schuppen von den Augen.«

Sie schwebte näher. Sicher, sie suchte Trost, und ich muss zugeben, dass ich versucht war, sie in meine Arme zu nehmen und ihr Gesicht an meine Brust zu drücken.

Doch die Versuchung ließ sich leicht beiseiteschieben. »Meine Arbeit hat mich auch nicht zu einem netteren Menschen gemacht, Cathy«, gab ich zu bedenken. »Aber Sie müssen immer wissen, wo die Grenze ist. Und wenn der Tag kommt, an dem *ich* diese Grenze nicht mehr erkenne, werde ich meine Dienstmarke abgeben.«

Meine Stimme klang nicht einladender als das, was ich sagte. Cathy stoppte ihren Annäherungsversuch.

»Ich mache Ihnen ein Friedensangebot.« Sie zog einen Umschlag aus ihrer Handtasche, den sie auf den Tisch fallen ließ, bevor sie sich zur Tür zurückzog.

»Hassen Sie mich ruhig weiter, Mike. Sie sollen nur wissen, dass ich nicht so bin, wie Sie denken. Wirklich nicht.«

Dann war sie weg.

Natürlich war sie nicht so. Jedenfalls nicht, wenn nichts für sie heraussprang.

Der Umschlag enthielt den Ausdruck einer E-Mail des Lehrers an sie. Am Ende der Nachricht stand eine Yahoo-Messenger-Adresse, unter der man mit ihm Kontakt aufnehmen konnte: TEECH1.

Ich beschimpfte Calvin durch zusammengepresste Zähne dafür, dass sie mir diese Mail nicht sofort weitergeleitet hatte. Von wegen Friedensangebot! Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und überlegte, was ich mit der Information anfangen sollte.

Internethinrichten abzufangen war schwierig und kompliziert. Damit ein Internethinbieter zur Kooperation bereit war, musste man zuerst einen Gerichtsbeschluss erwirken, und dann war es immer noch möglich, dass die Hinrichten aus einer öffentlichen Bibliothek oder einem College abgeschickt wurden.

Ich kam zu dem Schluss, dass wir dafür keine Zeit hatten, und wagte einen Schuss ins Blaue. Rasch hatte ich mir eine eigene Yahoo-Messenger-Adresse eingerichtet.

Dann schickte ich dem Lehrer eine Nachricht.

*MIKE10: Habe Ihre Leitlinien erhalten.*

Was dann geschah, haute mich um: Nach einer kurzen Pause erhielt ich eine Antwort.

*TEECH1: Was halten Sie davon?*

*MIKE10: Sehr interessant. Können wir uns treffen?*

*TEECH1: Sind Sie Polizist?*

Ich zog in Erwägung zu lügen, entschied mich aber dagegen. Diesen Kerl wie einen Dummkopf zu behandeln würde nichts bringen.

*MIKE10: Ja, ich bin Detective des NYPD.*

*TEECH1: Ich wollte diese Polizisten nicht töten, Mike. Ich mag Polizisten. Sie gehören zu den wenigen auf der Welt, die noch an Gut und Böse glauben. Aber ich musste flüchten. Was ich tue, ist wichtiger*

*als das Leben von zwei guten Menschen.*

*MIKE10: Vielleicht könnte ich Ihnen helfen, Ihre Leitlinien zu verbreiten.*

*TEECH1: Ich komme ganz gut zurecht, Mike. Tod und Mord ziehen die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich. Dann spitzen sie endlich die Ohren.*

Angespannt über meine Tastatur gebeugt, versuchte ich eine andere Taktik.

*MIKE10: Im Gespräch mit jemandem würden sich vielleicht neue Perspektiven bei Ihrem Problem ergeben.*

*TEECH1: Wo denken Sie hin? Ich habe keine Probleme. Ich löse sie. Die Leute glauben, sie können anderen auf den Sack gehen und ungeschoren davonkommen. Warum? Weil sie Geld haben. Geld ist Scheißhauspapier mit einer Zahl drauf. Es macht einen nicht immun gegen die Verantwortung als Mensch.*

*MIKE10: Der Verkäufer und der Oberkellner und die Stewardess hatten kein Geld. Also haben Sie sich wegen was anderem über sie geärgert. Ich würde Sie gerne verstehen, also sagen Sie mir bitte, warum Sie sie umgebracht haben.*

*TEECH1: Umgebracht?*

*MIKE10: Sind Sie derjenige, der diese Menschen erschossen hat?*

*TEECH1: Natürlich. Ich wehre mich nur gegen dieses Wort. Umgebracht impliziert, dass diese Tiere, die ich vernichtet habe, menschliche Wesen waren. Ihre Familien sollten beten und mir danken, dass ich diese jämmerlichen Faulpelze aus der unwürdigen Sklaverei befreit habe, aus der ihr Leben bestand.*

Langsam nahm die Sache Formen an.

*MIKE10: Tun Sie Gottes Werk?*

*TEECH1: Manchmal glaube ich das. Ich kann nicht behaupten, zu wissen, wie Gott in der Welt wirkt. Aber er könnte es durch mich tun. Warum nicht?*

Lehrer? Das Einzige, was dieser Kerl anderen beibringen könnte, wäre, wie man als Wahnsinniger lebt.

*MIKE10: Ich kann nicht glauben, dass Gott will, dass Sie Menschen umbringen.*

*TEECH1: Er geht geheimnisvolle Wege.*

*MIKE10: Was werden Sie als Nächstes tun?*

*TEECH1: Hach! Das wüssten Sie wohl gerne. Das habe ich schon den Polizisten gesagt, und jetzt sage ich es auch Ihnen: Stellen Sie sich mir*

*nicht in den Weg. Ich weiß, Sie meinen, Sie müssten mich schnappen, aber das würde ich mir an Ihrer Stelle noch mal gründlich durch den Kopf gehen lassen, Bennett. Wenn Sie oder sonst jemand mir in die Quere kommt, schwöre ich bei Gott, dass ich Sie umbringe, bevor Sie auch nur einmal blinzeln können.*

Heiliger Strohsack! Er wusste, wer ich war! Das musste er über den *New-York-Times*-Artikel herausgefunden haben. Warum hatte Calvin nicht gleich meine Privatadresse mit abdrucken lassen, wenn sie schon mal dabei war?

*MIKE10: Ich denke, ich muss es zumindest versuchen.*

*TEECH1: Das ist gefährlich, was Sie denken. Genau das dachten die beiden Polizisten in der U-Bahn auch, bevor ich ihr Leben auslöschte. Wann werden meine Leitlinien veröffentlicht?*

Ich fuhr mir mit den Händen durch das Haar und trieb mein verwirrtes Hirn an, schneller zu denken. Seine Botschaft der Welt mitzuteilen war ihm offenbar sehr wichtig. Vielleicht bot mir dies einen Ansatzpunkt, um an ihn heranzukommen.

*MIKE10: Das können wir nicht zulassen. Zumindest nicht, solange wir nichts als Ausgleich bekommen.*

*TEECH1: Wie wär's damit, dass ich Sie leben lasse? Das ist mein letztes Angebot.*

Ich hatte meine Wut ziemlich gut in Zaum gehalten, doch jetzt war der Bogen überspannt. Ich hatte genug von diesem blasierten Polizistenmörder. Bevor ich es verhindern konnte, ging der Gaul mit mir durch.

*MIKE10: In diesem Fall wird Ihr schwachsinniges Manifest nicht auf der Titelseite landen, sondern in meiner Ablage. Ist klar, was ich meine, Sie Penner mit Ihren Illusionen?*

*TEECH1: Sie kosten einem anderen Menschen das Leben, Bulle. Ich werde zwei Menschen pro Tag töten, wenn die Leitlinien nicht veröffentlicht werden. Sie haben nicht die leiseste Ahnung, auf wen Sie sich hier einlassen. Die Welt wird meine Leitlinien erfahren, selbst wenn sie mit Ihrem Blut geschrieben werden müssen. Bis später. IEF!*

Fassungslos starrte ich auf den Bildschirm. Bis später? Und was hatte IEF zu bedeuten?

Ich hob den Blick zum Fadenkreuz auf dem Gesicht des Lehrers an der

Wand und stellte mir vor, wie mein Finger den Abzug betätigte.  
O ja, Lehrer, bis später! Aber »in ewiger Freundschaft« kannst du dir  
abschminken.

## **Dritter Teil**

Fürs Leben gelernt



Der Lehrer saß in seinem abgedunkelten Wohnzimmer, warf seinen Palm Treo aufs Sofa und kippte den letzten Schluck seines Daumas.

Das leichte Brennen in seinem Magen brachte ihn zum Grinsen. Er schaltete den Fernseher ein und zappte durch die Kanäle. Nicht nur New York 1, sondern alle nationalen Sender berichteten über die Morde im Hotel und in der U-Bahn.

Die Leute auf der Straße wirkten ernst, sogar paranoid. Gott, war das ein Spaß. In ihren Köpfen herumzuspucken machte süchtig. Er begann zu lachen, als ein sehr besorgt dreinblickender Polizist interviewt wurde.

War er MIKE10? Der Depp, der so trottelig versucht hatte, ihn aufzuhalten?

Voller Überschwang hielt er sich den Bauch vor Lachen, Tränen traten in seine Augen.

»Das ist besser als Disney World am vierten Juli«, sagte er zum Bildschirm gewandt, während er sich eine Freudenträne fortwischte. Er schaltete mit der Fernbedienung den Fernseher aus und kippte die Rückenlehne nach hinten, während er über die Französin nachdachte, die er getötet hatte. Sie war attraktiver als jedes Model gewesen – kurvenreicher, wenig Plastik, beinahe kultiviert. Sie hatte den Raum mit ihrer Sexualität und Weiblichkeit zum Leuchten gebracht.

Jetzt war sie so tot wie die Typen in den Pyramiden. So tot wie die dunkle Seite des Mondes. Tot und für immer und ewig fort. Amen.

Das geschah ihr verdammt noch mal recht, ihr genauso wie den anderen, die dachten, sie könnten auf ihrem Aussehen und ihren Bankkonten durchs Leben schlittern. Hochmut kommt vor dem Fall. Und der Fall bestand für ihn darin, dass er den Abzug betätigte. »Irregeleiteter Spinner«, hatte der Polizist geschrieben. Hm, das klang doch etwas hart. Was für den einen ein irregeleiteter Spinner war, war für den anderen der Racheengel, der Bote der Gerechtigkeit – was er tat, war endgültig und kam blitzschnell und wie aus heiterem Himmel.

In den Spätnachrichten wurde ausschließlich von den Morden berichtet. Sowohl die Sprecher als auch die Reporter schienen die Art zu kritisieren, wie die Polizei den Fall behandelte. ABC fragte sogar die Leute auf der Straße, ob sie glaubten, dass die Polizei genug unternähme. Ein dürrer Steuerzahler, der auf den Bus wartete, grinste höhnisch und hielt den Daumen nach unten. »Alles Nieten«, antwortete er. »Meine vierjährige Tochter hätte diesen Kerl schon längst geschnappt.« »Worauf warten wir also?«, brummte ich den Bildschirm an. »Dann soll doch jemand dieses Kind herholen.« Ich knüllte mein Sandwich-Papier zusammen, zielte damit auf den nörgelnden Wichser und rieb mir kräftig die Augen, während ich mich abwandte.

Ich hatte bereits die Leitlinien und unseren Online-Chat zu Agent Tom Lamb geschickt, um zu sehen, ob die Dokumentationsabteilung des FBI ein paar neue Einblicke gewinnen konnte, doch bis jetzt waren sie mir noch eine Antwort schuldig. Gabrielle Monchecourt, die Stewardess und Kollegin von Martine Broussard, wollte sich die Mitarbeiterfotos der Luftfahrtgesellschaften ansehen. Dadurch hofften wir, dass sie in dem Lehrer einen der Piloten erkannte, den sie auf einer Party gesehen hatte. Doch wir warteten immer noch auf die Fotomappen, während bereits für den nächsten Morgen ihr Flug nach Paris geplant war.

Und falls der Mörder seiner Geschichte treu blieb, würde der Tag nicht nur mit einem Sonnenaufgang beginnen. Die Zeit war ein wesentlicher Faktor, wie meine Lehrerin aus der siebten Klasse, Schwester Dominic, uns oft erinnert hatte.

Dann beschloss ich, meine Strategie von proaktiv zu schonungslos zu ändern. Als Erstes schickte ich zwei Polizisten los, um Mademoiselle Monchecourt abzuholen und zum Kennedy Airport zu bringen.

Anschließend rief ich die Sicherheitsabteilungen der verschiedenen Fluggesellschaften an, mit denen ich bereits x-mal telefoniert hatte. Diesmal allerdings machte ich deutlich, dass wir, falls die Fotomappen nicht rechtzeitig zur Verfügung stünden, davon ausgehen würden, dass jemand von ihnen den Mörder schützen wollte, und wir den Betrieb dieser Fluggesellschaft bis zur endgültigen Klärung einstellen würden.

Das funktionierte. Um Mitternacht riefen mich meine Jungs vom Kennedy Airport aus an und berichteten, unsere Zeugin gehe bereits die Fotos durch.

Ich beschloss, einem Zusammenbruch zuvorzukommen und eine Pause einzulegen. Mein Mobiltelefon bleibe eingeschaltet, versicherte ich meinen Kollegen. Dann machte ich mich auf den Weg nach Hause, um nach den Kranken zu sehen.

Ich kam gerade rechtzeitig zu Hause an, um zu beobachten, wie sich Seamus einen Whiskey in einen Kinderplastikbecher einschenkte.

»Schäm dich, Monsignore«, schimpfte ich. »Im Schrank über dem Kühlschrank stehen Erwachsenengläser. Mir kannst du auch einen einschenken, wenn du schon dabei bist.«

»Sehr lustig«, erwiderte Seamus. »Der ist doch gar nicht für mich. Die Kehle von dem armen Ricky ist so rau, dass ich ihm etwas Medizin verabreichen wollte. Nichts geht über warme Milch mit Zucker und einem Schuss Whiskey.«

Ich glaubte, meinen Ohren nicht zu trauen. »Bist du die Altarstufen heruntergefallen?« Ich nahm ihm die Flasche aus der Hand. »Dein kleines Allheilmittel wird uns vors Familiengericht bringen. Ich kann nicht glauben, dass ich das überhaupt extra sagen muss: Kinder bekommen keinen Whiskey!«

»Tja, dann«, wehrte sich Seamus mit verletzter Würde und schnappte sich seinen Mantel. »Spiel du ruhig weiterhin den Narren. Sag Ricky, er soll es wie ein Mann ertragen. Seamus ist raus aus dem Geschäft.«

Widerwillig beschloss ich, lieber nichts zu trinken, und stellte den Whiskey beiseite, bevor ich mich bei meinen Detectives am Kennedy Airport meldete. Die Air-France-Stewardess hatte bereits die Fotomappen von Delta Airlines und Aer Lingus durchgesehen, aber niemanden erkannt.

British Airways sträubte sich immer noch. Sie hatten das Pilotenbuch zwar schon bereitgelegt, warteten aber immer noch auf die endgültige Entscheidung ihres CEO, der irgendwo in den italienischen Alpen seinen Urlaub verbrachte.

»Ja, klar«, sagte ich. »Heute fahren sie alle auf die italienische Seite. St. Moritz ist nicht mehr in. Sagen Sie ihm, wenn wir das nächste Opfer zu beklagen haben, werden wir ihm die Tatortfotos zusammen mit seinem

Morgenespresso in seine Suite hinaufschicken.«

Nachdem ich aufgelegt hatte, erteilte ich mir den Befehl, zu bleiben und unter meinem eigenen Dach zu schlafen. Ich ging ins Badezimmer, um mir eine rasche, aber wohltuende Dusche zu gönnen. Doch als ich den Vorhang zurückzog, traf mich beinahe der Schlag.

Meine fünfjährige Tochter Shawna schlief in der Wanne.

»Was machst du hier, mein Gänseblümchen?«, fragte ich sie, während ich sie heraushob. »Seit wann dient Badewannenspielzeug als Kopfkissen?«

»Ich wollte nur nicht, dass du noch mehr Dreck von mir aufwischen musst, Daddy«, krächzte sie.

Sie begann zu zittern, als ich sie in ihr Bettchen legte. Während ich auf sie hinabblickte, stellte ich mir die Frage, die sich mir im letzten Jahr immer wieder aufgedrängt hatte: Was würde Maeve tun? Ich schnappte mir eine Taschenlampe aus der Kammer, ging zurück in Shawnas Zimmer und las ihr flüsternd eins ihrer Lieblingsbücher vor, bis sie wieder eingeschlafen war.

»Und, wie stelle ich mich an, Maeve?«, fragte ich, nachdem ich auf den Flur hinausgetreten war. »Du darfst aber ruhig ein bisschen lügen.«

Nachdem ich geduscht hatte, ging ich in die Küche, wo Mary Catherine Bettwäsche aus dem Trockner nahm. »Um Himmels willen, Mary, es ist ein Uhr nachts«, wunderte ich mich.

»Das muss doch erledigt werden«, erwiderte sie, bemüht, so forsch wie immer zu klingen. Ihre Müdigkeit allerdings konnte sie nicht vollständig verbergen.

Während ich ihr half, die Laken zusammenzufalten, ging sie die Krankenliste durch.

»Im Moment scheinen alle stabil zu sein«, begann sie. »Die Kotzerei hat, Gott sei Dank, offenbar ein Ende genommen, doch jetzt steigen die Viren in ihre Lungen und Nasen auf. Ich vermute, bis Mittag sind uns die Taschentücher ausgegangen.«

»Hab ich notiert«, meldete ich. Am Morgen würde ich Seamus losschicken, um eine Wagenladung zu besorgen. Puh, unser Portier freute sich immer wie ein Schneekönig, wenn er so etwas auf sich zukommen sah.

Als die Wäsche erledigt war, nahm ich Mary Catherine den Korb ab.

»Warum gehst du jetzt nicht ein bisschen schlafen?«, fragte ich sie.

Doch ich konnte sie nicht überzeugen zu gehen. Sie bestand darauf, auf einem Sessel im Wohnzimmer zu schlafen, falls jemand sie brauchte. Zu müde, um mich dagegen zu wehren, zog ich mir die Jacke aus und ließ mich in den Sessel gegenüber fallen. Scheiß drauf, so war ich schon für den nächsten Tag angezogen. Ich würde einen knittrigen Detective abgeben – und Cathy Calvins Missfallen ernten –, doch ich musste jederzeit einsatzbereit sein.

Ich spürte jeden Knochen in meinem Körper und war so erschöpft, dass meine Augenlider trotz des Stresses, des Adrenalins und der Vorahnungen wie Blei nach unten sanken.

»Ich wusste, dass es sich bezahlt machen würde, nach Amerika zu kommen«, sagte Mary Catherine nach einer Minute. »Diese vielen süßen kleinen Kotzbrocken. Ist das übrigens Kinderkotze, die ich rieche, oder gibt es neue Duftkerzen, die ich noch nicht kenne?«

»Weder – noch, Mädchen.« Ich lächelte mit geschlossenen Augen. »Das

ist das erfrischende Aroma meiner Schweißsocken, die ich nicht in den Wäschekorb geworfen habe. Ich hatte dir ja geraten, wieder abzureisen, als du noch die Gelegenheit dazu hattest. Gute Nacht.«

Der Lehrer schreckte aus dem Schlaf, setzte sich mit rasendem Herzen kerzengerade auf und schnappte nach Luft. Friedlich zu schlafen war für ihn bisher nie ein Problem gewesen, doch jetzt hallte dieser Satz des Polizisten – »dein schwachsinniges Manifest« – unaufhörlich wie ein Gong durch seinen Kopf, sobald er wegdriftete.

Bennett verarschte ihn nur, dachte er. Doch Zweifel mischten sich in seine Gedanken, fachten seine Angst an und ließen ihm keine Ruhe. Hatte er seine Botschaft nicht deutlich genug formuliert? Mit dröhnendem Kopf kam er zu keinem Schluss. Als er auf den Wecker blickte, biss er die Zähne zusammen. Ein Uhr morgens. Wie sollte er am nächsten Tag Leistung bringen, wenn er sich die ganze Nacht über Sorgen machte?

Wieder ließ er sich aufs Kissen fallen und schloss die Augen, drehte sich von einer Seite auf die andere auf der Suche nach einer bequemen Stellung. Fünf Minuten lang konzentrierte er sich auf seine Atmung, aber vergeblich.

Dieser gottverdammte Polizist hatte ihn ganz schön fertiggemacht. Schließlich stieg er aus dem Bett. Irgendwie musste er seine negative Energie abbauen.

Durch das Südfenster im Wohnzimmer sah er das Empire State Building, an dem rote Lichter strahlten. Auf der anderen Straßenseite war in der Modelagentur eine Party in vollem Gange. Draußen herrschte reges Treiben, das viele Möglichkeiten bot, Druck abzubauen.

Vielleicht ein Spaziergang, überlegte er. Ein kleiner Bummel um den Block.

Er zog sich an und drehte gerade am Türknauf der Wohnungstür, als ihm einfiel, dass er etwas vergessen hatte – seine Waffen. Unglaublich! Wie verwirrt er doch war.

Er ging in sein Arbeitszimmer, lud beide Colts und schraubte die Edelstahl-Schalldämpfer auf. Schweizer Arbeit der Branchenführer Brügger & Thomet. Die Waffen schnallte er sich um die Hüfte und zog einen Mantel an.

Gefährliche Welt da draußen, dachte er, als er eilig die Treppe zur Straße

hinunterging.

Man weiß nie, wem man begegnet.



Pierre Lageux, ein außergewöhnlicher Modefotograf, kam sich vor wie eine freudig tanzende Seifenblase, als er die Hintertreppe der West-Side-Modelagentur hinabging.

Nein, nicht wie eine Seifenblase. So high, wie er vom Ecstasy war, fühlte er sich wie ein elegantes Champagnerbläschen.

Es war beinahe ungerecht, wie sich sein Leben gestaltete, sinnierte er. Erst 27 Jahre alt und schon reich. Gutaussehend, heterosexuell, französisch und sehr, sehr talentiert als Fotograf. Den schwierigsten Teil daran, der zu sein, der er war – der Gedanke ließ ihn kichern –, stellte das Aufwachen dar.

Er habe wirklich ein Auge, erzählte man sich. »Man« bedeutete: die Leute aus der Modewelt, die zählten. Trotz seiner Jugend flüsterte man sich das Wort »Ikone« zu. Sein Name fiel zusammen mit denen von Ritts, Newton und Mapplethorpe. Tut mir leid, Jungs, rückt ein Stück zur Seite, es gibt ein neues *Enfant terrible* in der Stadt.

Das Beste von allem waren die Partys. Dieser Abend war jetzt schon traumhaft, hatte aber eben erst begonnen. Wie viele würden noch folgen? Er sah sie praktisch in einer endlosen Reihe vor sich. So lang, elegant und dunkel wie die Reihe der Designeranzüge im sporthallengroßen Schrank seines Loft unten auf der Broome Street.

Und die Welt um ihn herum war einfach nur schön. Ja!

Er trat auf die Straße. Der Abend war noch jung – genauso, wie er seine Damen mochte. Wie die knapp volljährige, neue Ford-Nordic-Blondine, die er gerade auf der Hintertreppe »getroffen« hatte. Er könnte sich direkt in sie verlieben, wenn er sich nur an ihren Namen erinnern würde. »Pierre?«, rief eine Frauenstimme.

Er reckte sein Stoppelgesicht der Stimme entgegen. Sie war es, seine neue namenlose Liebe auf der Feuerleiter über ihm. Oder war sie eine fliegende Walküre? So high, wie er war, ließ sich das nicht sagen.

»Fang!«, forderte sie ihn auf.

Etwas Dunkles, Durchsichtiges kam auf ihn zugesegelt und landete auf seiner ausgestreckten Hand. Es war so leicht, dass er es kaum spürte. Die Feder eines Engelsflügels? Nein, besser! Ein Stringtanga. Was für ein

wundervolles, amerikanisches Abschiedsgeschenk!

Er warf ihr eine Kussand zu, zog das seidene Taschentuch aus der Brusttasche seines Kaschmir-Sportjacketts von Yves Saint Laurent und schob stattdessen den Tanga hinein. Vergnügt tänzelte er weiter zur Tenth Avenue, um ein Taxi zu seiner nächsten Soiree anzuhalten.

Er ging gerade den Straßenblock auf der Ostseite entlang, als er einen Mann sah, der allein auf der Brücke stand, die über die Schienen führte. Auch ein Nachtschwärmer, war Pierres erster Gedanke, bis er das ernste Gesicht des Mannes sah.

Pierre schaute dem Mann unverfroren entgegen. Er war immer auf der Suche nach einem passenden Motiv, ließ seinen Blick immer umherwandern. Dies war vielleicht der Grund dafür, dass er unsterblich sein würde. Und dieser Mensch hatte etwas Tragisches, wie er vor der dunklen, ansonsten völlig leeren Straße stand. Ein vollkommenes Bild *noir*. So hopperesque.

Doch die Augen dieses Mannes drückten etwas ganz Besonderes aus. Etwas Sehnsüchtiges. Wegen seiner Faszination bemerkte Pierre erst gute 30 Sekunden später die beiden Pistolen mit Schalldämpfer, die der Mann in seinen Händen hielt.

Was war denn das?

Pierres drogenvernebelter Kopf bemühte sich, die Situation zu begreifen. Das Mädchen im Treppenhaus, war sein erster Gedanke. Hatte er es hier mit einem wütenden Rivalen zu tun?

»Warten Sie!«, rief Pierre und hob besänftigend die Hände. »Sie hat gesagt, sie hätte keinen Freund. Bitte, Monsieur, das müssen Sie mir glauben. Oder sind Sie vielleicht ihr Vater? Sie ist jung, ja, aber sehr wohl eine Frau ...«

Der Lehrer schoss ihm mit der .22er zweimal in den Schritt, mit der .45er einmal in die Kehle.

»Noch nicht einmal annähernd getroffen, Pommes-Fresser«, antwortete er und beobachtete wortlos den Hedonisten, der vornüber aufs Pflaster stürzte.

Der Lehrer kniete sich neben den Mann und zog dessen Haar aus der Stirn. Mit den Zähnen zog er die Kappe eines Filzstiftes ab und begann zu schreiben.

Als der Lehrer zu seinem Haus zurückkam, war das Letzte, was er erwartete, die kleine attraktive Blondine, die sich hastig von den Stufen erhob.

»Endlich hab ich dich gefunden, du Schwein!«, schrie sie.

Heiliger Bimbam! Der Lehrer geriet in Panik. Die Frau war seine Agentin aus einem früheren Leben – dem Leben, das er vor zwei Tagen, mit dem Beginn seiner Mission, urplötzlich hinter sich gelassen hatte.

»Wendy«, versuchte er sie zu besänftigen. »Ich wollte mich doch bei dir melden.«

»Wie galant von dir«, fauchte sie. »Wenn man bedenkt, dass ich dich 36 verflixte Male angerufen habe. Niemand erscheint einfach nur so nicht bei einer *Today*-Sendung! Du hast dich selbst ruiniert! Schlimmer noch, du hast mich ruiniert!«

Er blickte sich nervös um. Hier draußen zu streiten war unangebracht. Falls der tote Franzose nicht bereits entdeckt worden war, würde es jeden Moment passieren.

Doch schließlich bemerkte er, dass sie blutunterlaufene Augen hatte und sturzbetrunkener war. Und sofort hatte er einen perfekten Plan parat.

»Ich kann dir das alles erklären und es mehr als wiedergutmachen.« Er setzte sein bezauberndstes Lächeln auf. »Ich habe eine E-Mail erhalten. Du wirst von den Socken sein, wenn du sie liest.«

»Es mir wiedergutmachen? Wie kannst du mein Geschäft wieder aufbauen? Weißt du, wie hart ich gearbeitet habe, um dich in der Sendung unterzukriegen? Eine zweite Chance bekomme ich nicht mehr. Ich bin erledigt.«

»Ich rede von Hollywood, Schatz. Ich habe gerade von der *Tonight Show* gehört«, log er. »Leno ist ganz scharf darauf, mich in der Sendung zu haben. Das wird alles wieder richten, Wendy. Das verspreche ich. Hey, komm mit nach oben. Ich mache dir ein leckeres Frühstück. Das letzte Mal hat es dir doch so gut geschmeckt. Wie wär's mit frischen belgischen Waffeln?«

Sie wandte sich von ihm ab in dem Versuch, wütend zu bleiben. Doch es gelang ihr nicht, und sie begann ehrlich wie eine Betrunkene vor sich

hinzulallen.

»Du weißt nicht, wie sehr ich dich vermisst habe. Nach unserer gemeinsamen Nacht. Und dann hast du mich nicht angerufen, und ...«  
Der Lehrer legte ihr einen Finger auf die Lippen. Nach ein paar weiteren Sekunden Widerstand nuckelte sie an seinem Knöchel.

»Heute Nacht wird es noch besser«, versprach er. »Wenn du wirklich gut bist – oder sollte ich ›wirklich böse‹ sagen? –, werde ich sogar den Sirup warm machen.« Sein Killerlächeln wurde noch breiter.

Schließlich lächelte sie zurück. Sie zog einen kleinen Spiegel aus ihrer Handtasche, um ihr Haar und ihre Schminke zu richten. Dann ergriff sie seine Hand und ging mit ihm hinauf in seine Wohnung.

Er verschloss die Tür hinter ihnen.

»Was willst du zuerst?«, fragte er. »Essen oder E-Mail?«

»Machst du Witze? Natürlich will ich zuerst die E-Mail lesen.«  
Aufgeregt schleuderte sie ihre Stöckelschuhe von den Füßen. »Ich kann's kaum erwarten.«

»Hier geht's lang. Komm mit.«

Als sie durch die Tür des leeren Zimmers traten, huschte ihr Blick über die Leiche auf dem Bett. Nach zwei weiteren Schritten erstarrte sie kurz, um, anscheinend plötzlich nüchtern, einen zweiten Blick darauf zu werfen.

»O mein Gott«, keuchte sie. »Was ist das? Was geht hier vor? Das verstehe ich nicht.«

Unhöflich, wie der Lehrer war, schoss er ihr mit seiner gedämpften Kaliber .22 in den Hinterkopf, zerrte sie in den Flurschrank, warf ihre Manolo Blahniks hinterher und schloss die Tür.

»Tja«, sagte er und wischte sich die Hände ab. »Das ist eine lange Geschichte.«

Als er sich aufs Bett fallen ließ, fühlten sich seine Augenlider an wie Gullydeckel, und er begann, mit der gewohnten Ruhe zu atmen.

Wer braucht schon warme Milch, dachte er, als er in den Schlaf hinüberglitt.

Ich brauchte eine Sekunde, um das Klingeln meines Mobiltelefons von den permanenten Würgegeräuschen im Lazarett der Familie Bennett unterscheiden zu können. Als ich wie benommen nach dem Telefon tastete, sah ich, dass es erst kurz nach drei war. Entgegen all meinen Hoffnungen hatte ich nur zehn Minuten richtig geschlafen.

»Ja, Mike, hier ist Beth Peters. Tut mir leid, wenn ich Sie wecke, aber wir haben Neuigkeiten. Ein Modelfotograf, auf der Straße in Hell's Kitchen erschossen. Sieht nach wie Sie-wissen-schon-wer aus.«

»Ich warte nur auf eine Gelegenheit, diesen Sie-wissen-schon-wen auf direktem Weg zum Sie-wissen-schon-wohin zu jagen«, erwiderte ich wütend. »Gibt's Zeugen?«

»Ich glaube nicht. Aber einer der Polizisten sagte, der Mörder habe eine Art Nachricht hinterlassen. Was genau, habe ich nicht verstanden.

Möchten Sie, dass ich hinfahre, oder ...«

»Nein, Sie hüten den Laden«, unterbrach ich sie. »Ich bin näher dran. Wie lautet die Adresse?«

Nach meinem Telefonat mit Beth rief ich Chief McGinnis in der Hoffnung an, ihn zu wecken, um ihm die frohe Botschaft übermitteln zu können. Leider wurde ich vom Anrufbeantworter abserviert.

Unglaublich, dachte ich und legte das Telefon beiseite. Der Mörder schien einen Zahn zuzulegen, er schien die Intervalle zwischen seinen Morden zu verkürzen, so dass wir weniger Zeit hatten, um ihm auf die Schliche zu kommen. Das war das Letzte, was wir im Moment gebrauchen konnten.

»Jetzt sag nicht, du musst wieder los«, stöhnte Mary Catherine im Sessel mir gegenüber.

»Diese Stadt schläft nie, offenbar ebenso wenig wie ihr neuester Psychopath.« Ich wuchtete mich aus dem Sessel und tastete im dunklen Zimmer nach meinem Schlüssel, bevor ich aus dem Sicherheitsfach im Schrank meine Glock holte.

»Meinst du, du kommst zurecht?«, fragte ich sie. Eine ziemlich dumme Frage. Was würde ich tun, falls sie mit Nein antwortete?

»Wir kommen zurecht. Pass du lieber auf dich auf.«

»Glaub mir, wenn ich auch nur in die Nähe dieses Kerls komme, gebe ich ihm nicht die Chance, mir was anzutun.«

»Aber auch beim Fahren«, ermahnte mich Mary Catherine. »Ich mache mir Sorgen. Du siehst aus, als wärst du aus einer Gruft gestiegen.«

»Ui, danke für das Kompliment. Wenn es ein Trost für dich ist, ich fühle mich noch viel schlechter.«

Den Beweis lieferte ich prompt – und rannte mit der Nase gegen die Wohnungstür, bevor ich mich erinnerte, dass man sie auch öffnen musste.

Doch im Fahrstuhl nach unten konzentrierte ich mich nur noch auf die angenehmen Seiten. Zumindest diesmal hatte der Mörder die Güte gehabt, jemanden in der West Side umzubringen, so dass ich nicht weit zu fahren brauchte.

Die Ermittler vor Ort waren noch dabei, gelbe Bänder um den Tatort zu spannen, als ich die 83rd Street erreichte.

»Hübsche Arbeit«, lobte ich. »Das Band sieht echt scharf aus. Wie seid ihr an eine neue Rolle gekommen?« Den Spaßvogel für die wartenden Polizisten und Ermittler zu spielen wird vom eintreffenden Detective der Mordkommission erwartet, und so bescheuert, wie ich mich fühlte, kam ich dieser Pflicht gerne nach.

»Man muss nur die richtigen Leute kennen«, brummte ein stämmiger Bursche mit Schnurrbart zurück. »Hier entlang, Detective.« Er hob das hüfthohe Plastikband, damit ich nicht auch noch Limbo tanzen musste.

»Na, so was nenne ich doch einen Tatort«, schwärmte ich. »Müll auf der Straße? Liegt vor. Lebloser Bürger? Liegt vor ...«

»Neunmalkluger Detective? Liegt vor«, rief Cathy Calvin hinter der Absperrung.

»Intrigante Reporter? Anwesend und abgehakt«, fuhr ich fort, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Ein Amtrak-Zug, der nach sonst wohin unterwegs war, nur nicht nach Hell's Kitchen, tutete, als er unter der Fußgängerbrücke hindurchfuhr, auf der wir standen. In einem plötzlichen Impuls wollte ich von der Brücke springen – schon immer hatte ich davon geträumt, auf dem Dach eines Zuges mitzufahren.

»Wie stimmungsvoll, dieser *Film-noir*-Effekt.« Ich nickte den Ermittlern zufrieden zu. »Wisst ihr, wie viel ein Hollywood-Studio für eine so authentische Szene ausgeben müsste? Ihr habt euch echt selbst übertroffen. Ehrlich, mehr hätte ich nicht verlangen können.«

Auf dem Weg über die Brücke erfuhr ich von Beth Peters, dass das Opfer ein schweres Kaliber in der Modebranche gewesen war. Ich fragte mich, ob dieser Fall mit dem Gianni-Versace-Mord zu tun hatte und ob der Lehrer ein Idiot am Rande der Welt der Reichen und Berühmten war, der beschlossen hatte, seine Viertelstunde Ruhm auf die harte Tour zu erlangen.

Auf die harte Tour für andere Menschen.

Ich ging in die Hocke und betrachtete die Leiche. Plötzlich sprang ich

auf und stolperte erschrocken – und nun auch völlig wach – rückwärts.  
»Für dich, Mike, IEF!«, stand mit Leuchtstift auf der Stirn des Toten geschrieben.

Als ich die dunkle Straße hinauf- und hinunterblickte, merkte ich, dass meine Hände zitterten. Sie wollten meine Glock ziehen und dieses Schwein umbringen. Ich ballte sie zu Fäusten, um sie stillzuhalten. Ich blickte zu dem jungen Mann zurück, der tot auf dem Bürgersteig lag, zuckte zusammen, als ich seinen blutdurchtränkten Schritt sah.

Ich verfluchte mich, weil ich den Lehrer provoziert hatte, beruhigte mich aber wieder. Er hätte ohnehin jemanden umgebracht. Er brauchte nur einen billigen, hässlichen Vorwand, um mir die Schuld aufzuladen.

Ich wollte warten, bis ich von Angesicht zu Angesicht vor ihm stünde. Dann würde ich meiner Wut freien Lauf lassen.



Als ich zu Hause ankam, merkte sogar der Portier, dass mit mir nicht zu spaßen war. Mein harter Gesichtsausdruck musste mich verraten haben. In der Wohnung prüfte ich, ob alle Fenster und Türen verriegelt waren, bevor ich ins Schlafzimmer ging.

Man würde Riechsalz brauchen, um mich am Morgen zu wecken, doch das war mir egal. Die Zähne putzte ich mir auch nicht, hatte ich doch kaum die Energie, mir die Schuhe auszuziehen. Ich würde ins Bett fallen und schlafen, bis mich jemand mit aller Gewalt hinauszerren würde. Ich hatte gerade mein geliebtes Kissen an mich gedrückt, als jemand auf der anderen Bettseite loskicherte.

Nein, flehte ich. Bitte, lieber Gott, mach, dass das nicht wahr ist! Mein Kissen wurde fortgezogen. Shawna lag neben mir und strahlte mich mit breitem Lächeln an.

»Süße, das ist nicht dein Bett«, wies ich sie sanft zurecht. »Das ist auch nicht die Badewanne. Willst du ein Pony, Shawna? Daddy besorgt dir eine ganze Herde, wenn du ihn ein bisschen in Ruhe lässt.«

Kopfschüttelnd ließ sie sich auf dieses Spiel ein. Mir war nach Heulen zumute. Ich war verdammt, das wusste ich. In einer großen Familie ist es einfacher, Dinge für kleine Kinder zu erledigen, statt sitzen zu bleiben und ungeduldig zu warten, bis sie es selbst tun. Instinktiv wissen sie das. Sie spüren die leeren Drohungen genauso, wie Polizeihunde Sprengstoff aufspüren. Widerstand ist zwecklos. Man wird gefangen genommen. Während mir diese Gedanken durch den Kopf gingen, kicherte noch jemand, der am Fußende in mein Bett krabbelte. Ich musste nicht nachsehen, um zu wissen, dass Chrissy die Bühne betrat. Sie und Shawna hingen zusammen wie Pech und Schwefel.

Als Nächstes zogen winzige Hände an meinem rechten Fuß den großen und den Nachbarzeh auseinander.

»Zehenempfindlichkeitstraining«, schrien meine Töchter übermütig, während sie mit ihren Fingern zwischen meinen Zehen rieben.

Als ich es nicht mehr aushielt, setzte ich mich auf, um ihnen zu sagen, dass sie in ihr eigenes Bett gehen sollten. Doch ich besann mich eines anderen, als ich ihre unverfälschte Freude sah. Ach, was soll's.

Zumindest kotzten sie nicht.

Abgesehen davon, wie konnte man mit einem Lichtstrahl und einem Engel streiten?

»Also gut, ich zeige euch, was Zehenempfindlichkeitstraining heißt«, warnte ich sie zum Spaß.

Mit ihrem fröhlichen Quieken drohten sie die Glühbirnen zu zersprengen, als ich versuchte, bei beiden gleichzeitig den vulkanischen Nervengriff anzusetzen.

Ein paar Minuten später, nach einem ausgeklügelten Ritual, bei dem Stofftiere und Quietschkissen angeordnet wurden, hatten sich meine Töchter neben mich gelegt.

»Erzähl uns eine Geschichte, Daddy«, verlangte Chrissy, als ich mich ins Kissen fallen ließ.

»Okay, Schatz«, erwiderte ich mit geschlossenen Augen. »Es war einmal ein armer Detektiv, der in einem Schuh lebte.«

»Bennett! Sind Sie da?«

Erschrocken richtete ich mich auf und tastete nach meiner Dienstwaffe, während eine schrille Stimme ein Loch in mein Trommelfell bohrte. In meiner Verwirrung war mir nicht klar gewesen, dass ich in meinem von der Sonne erleuchteten Schlafzimmer lag, ohne von einem düsteren Albtraum heimgesucht zu werden. Mein Mobiltelefon lag aufgeklappt neben dem Kissen. Eins meiner Kinder musste das Gespräch angenommen und in zuvorkommender Weise neben den Kopf ihres schlafenden Papas geschoben haben.

Ich hob das Telefon mit leicht zitternder Hand an mein Ohr. »Ja?«, meldete ich mich.

»Besprechung um neun Uhr im Plaza, und ich meine nicht das Eichenzimmer«, schnauzte der Chief of Detectives, McGinnis, und legte ebenso brüsk auf, wie er gesprochen hatte.

Ich schaffte es nicht nur in genau zehn Minuten, in meinem Dienstwagen zu sitzen, sondern hatte sogar geduscht und mich angezogen. Während ich losfuhr, kramte ich im Handschuhfach nach dem Elektrorasierer, den ich dort für Notfälle aufbewahrte. Ich hatte das Gefühl, gestorben und im Himmel zu sein, nachdem ich fast fünf Stunden am Stück tief und fest geschlafen hatte.

Kaum zwei Minuten vor Beginn der Besprechung betrat ich die Eingangshalle des One Police Plaza und fuhr mit dem Fahrstuhl in den elften Stock in denselben überfüllten Konferenzraum, an dem das erste Treffen stattgefunden hatte. Dieselben müden, abgespannt aussehenden Polizisten saßen dort. Ich schenkte mir einen Kaffee ein, schnappte mir einen Schoko-Donut und setzte mich zu den anderen.

Pünktlich auf die Sekunde stürmte McGinnis den Konferenzraum. Über dem Kopf hielt er eine Ausgabe der *Post* mit der Überschrift »Haben Sie diesen Mann gesehen?«. Darunter befand sich das Bild des Lehrers aus der Überwachungskamera.

»Die Antwort lautet Ja«, verkündete McGinnis und pfefferte die Zeitung auf den Konferenztisch. »Vor einer Stunde hat eine Stewardess der Air France den Mörder für uns erkannt.«

Spontaner Applaus erfüllte den Raum. Gott sei Dank, dachte ich. Beth Peters, die neben mir saß, und ich knufften die Fäuste gegeneinander. Ich war so selig, dass ich McGinnis die Verwendung des Wörtchens »uns« durchgehen ließ, ohne dass er genau gesagt hatte, wen er damit meinte. Unsere Spur hatte zu einem Erfolg geführt. Endlich konnten wir uns gezielt an dieses Tier heranschleichen.

»Der Verdächtige heißt Thomas Gladstone«, fuhr McGinnis fort und teilte Blätter aus. »Er war früher Pilot bei British Airways und lebt in Locust Valley draußen auf der Insel.«

Locust Valley. War dies nicht der Ort, an dem Leute wohnten, die nach Thurston J. Howell III. klangen? Piloten verdienten zwar recht gut, befanden sich jedoch in der Nahrungskette relativ weit unten. Vielleicht erklärte dies einige seiner hochgestochenen Ziele. Vielleicht war Gladstone bei Ralph Lauren und im 21 Club hochnäsig abserviert worden und hatte sich gedacht, weniger Trinkgeld zu geben würde seine Unzufriedenheit nicht in angemessener Weise ausdrücken.

»Wir haben auch ein auslösendes Ereignis«, erklärte McGinnis.

»Gladstone sollte letzte Woche von Heathrow nach New York fliegen, war aber betrunken und wurde vor die Tür gesetzt. Und wir haben auf dem Penderparkplatz von Locust Valley seinen Wagen gefunden, der mit Strafzetteln übersät ist.«

Ich nickte heftig. Endlich ging es weiter. Auf der Liste, warum Menschen ausrasteten, stand der Verlust einer Arbeitsstelle ganz oben.

»Gibt es bereits einen Haftbefehl?«, erkundigte ich mich.

»Den werden wir haben, wenn wir dieses jämmerliche Schwein schnappen«, antwortete McGinnis. »Die Fahrzeuge der Spezialeinheit warten unten. Wer hat Lust auf eine kleine Fahrt an die Goldküste?«

Grinsend sprang ich ebenso wie meine Kollegen vom Stuhl auf. Ich fühlte mich völlig erfrischt, obwohl ich meinen Kaffee nicht angerührt hatte.

Der Marktplatz von Locust Valley schien nur von schiefergedeckten Antikläden, Boutiquen und vornehmen Geschäften umgeben zu sein. Unser Treffpunkt war ein Parkplatz auf der Forest Avenue hinter einem Laden, der mit »Rundumpfleger für Fahrzeug und Motor« beschildert war. Vielleicht war ich ja ein Banause, doch das Ganze sah mir verdächtig nach einer gewöhnlichen Werkstatt aus.

Die Spezialeinheit des Nassau County und sogar einige Einsatzkräfte des Suffolk County warteten bereits auf uns. Wenn man es mit einem Polizistenmörder zu tun hat, ist die Kooperation zwischen den Behörden mehr als eine Selbstverständlichkeit.

»Morgen, Jungs«, grüßte ich und rief sie zu einer Lagebesprechung zu meinem Wagen.

Die Nassauer Mannschaft hatte bereits Wachen rund um Gladstones Grundstück postiert. Dort gab es keine Anzeichen von Aktivität, und niemand war hineingegangen oder herausgekommen. Anrufe wurden vom Anrufbeantworter entgegengenommen. Gladstone hatte eine Frau namens Erica und zwei studierende Töchter, die aber noch nicht ausfindig gemacht werden konnten, wie ich erfuhr.

Tom Riley, der Lieutenant der Nassauer Spezialeinheit, warf auf die Motorhaube meines Chevy einige digitale Fotos von der Vorder- und Rückseite von Gladstones weitläufigem Haus mit überdachter Terrasse und Swimmingpool. Die Außenanlage war tadellos – japanischer Ahorn, Chrysanthemen, Schmuckgräser. Eindeutig nicht die Art von Haus, die man mit einem durchgeknallten Mörder in Verbindung bringen würde. Wir überlegten, wie wir das Haus stürmen könnten. Zu verhandeln stand nicht zur Debatte. Wir hatten einen Haftbefehl, das reichte. Doch in Anbetracht von Gladstones Schießwut plus der Tatsache, dass er bereits eine Polizistin auf dem Gewissen und einen Polizisten ins Koma befördert hatte, waren keine Vorsichtsmaßnahmen zum Schutz des Täters vorgesehen.

Wir beschlossen, dass ein Einbruchsteam die Eingangstür stürmen sollte, während Heckenschützen die niedrigen Fenster deckten.

Würde Gladstone sein Gesicht an einem dieser Fenster zeigen, wäre er

erledigt.

Da dies mein Fall war, beanspruchte ich die Ehre, gleich hinter dem Einbruchsteam das Haus zu betreten, um die obere Etage zu durchsuchen.

»Diese Tür sieht ziemlich stabil aus«, stellte ich fest. »Was wollt ihr verwenden? Einen Rammbock?«

Ein junger, muskulöser Sergeant der New Yorker Sondereinheit hob ein abgesägtes Schrotgewehr an und ließ den Schieber ratschen.

»Hab meinen Dietrich mitgebracht.« Ein Klumpen Tabak glänzte in seinem Mund, als er lächelte. Er schien seinen Spaß zu haben. Ich war froh, dass er auf meiner Seite kämpfte.

Als das Team zum Aufbruch bereit war, griff ich in meine Jackentasche und ließ ein Foto auf die Motorhaube fallen. Es war ein Bild von Tonya Griffith, der jungen Polizistin, die umgebracht worden war.

»Nur eine kleine Erinnerung daran, warum wir heute Morgen so früh aufgestanden sind, meine Herren«, sagte ich. »Braten wir diesem Schwein eins über.«

Gladstones Haus lag drei Straßenblocks entfernt an einer von Bäumen gesäumten Straße, dem Lattingtown Ridge Court. Unsere Fahrzeuge verließen den Parkplatz mit ausgeschalteten Sirenen und ohne Blaulicht. Als wir eintrafen, gab ich über Funk grünes Licht. Im beinahe selben Moment bogen zwei Transporter der Sondereinheit in die Einfahrt und fuhren quer über den Rasen. Ein halbes Dutzend Polizisten sprang heraus. Innerhalb weniger Sekunden hörte ich zwei scharfe Explosionen – die Angeln an der Haustür waren durchgeschossen worden.

Während die Polizisten die Tür mit der Schulter aufdrückten, Rauchgranaten hineinwarfen und schreiend das Haus stürmten, drückte ich meine Wagentür auf und rannte hinter ihnen hinein. Ich nahm, meine gezogene Waffe in der Hand, zwei Stufen auf einmal. Mein Herz raste wie ein Stroboskop.

»Polizei!«, schrie ich und trat die erste geschlossene Tür auf, an der ich vorbeikam. Es war ein Badezimmer. Leer. Niemand drin. Metallringe klimperten, als ich den Duschvorhang herunterriss. Nur ein Gestell voller Duschgel und Haarwaschmittel.

Verdammt! Ich rannte auf den Flur zurück und schwenkte meine Pistole von einer Seite zur anderen.

Gerahmte Fotos mit gut gekleideten, lächelnden Menschen klapperten an den Wänden, als ich den Flur in der oberen Etage entlangrannte.

»Polizei!«, rief ich noch einmal. »Widerstand ist zwecklos, Gladstone. Hier ist die Polizei!«

Eine Tür am Ende des Flurs war angelehnt. Ich spannte meinen Finger am Abzug meiner Glock und rammte meine Schulter gegen die Tür. Dahinter lag ein großes Elternschlafzimmer. Zuerst schaute ich in die Ecken, dann auf das Bett ...

Schockiert riss ich den Kopf zurück, als hätte mir jemand einen Faustschlag verpasst. Meine Waffe fiel mir beinahe aus der Hand, bevor ich sie in das Halfter schieben konnte. Dann bedeckte ich meine Nase und meinen Mund mit einer Hand, um mich vor dem kupferigen Gestank von Blut zu schützen.

Wir waren zu spät. Dieser Mistkerl.

»O mein Gott«, keuchte Beth Peters auf dem Flur hinter mir.

*Dieser Mistkerl.*

Ich trat auf den Flur und zog mein Funkgerät heraus.

»Hier oben«, meldete ich mit schwacher Stimme. »Erster Stock.«

»Haben Sie ihn?«, rief McGinnis.

»Nein«, antwortete ich. »Ihn nicht.«

Was wir hatten, war eine gefesselte, halbnackte Frau auf dem blutdurchtränkten Bett. Durch die offene Badezimmertür sah ich den Fuß einer Frau, der über den Badewannenrand hing. Eine andere Frau, oder vielmehr fast noch ein Mädchen, lag mit dem Gesicht neben der Toilette, Hände und Füße hinter dem Rücken mit einem Lampenkabel zusammengebunden.

Kopfschüttelnd näherte ich mich den Leichen. Die beiden Frauen im Badezimmer, beide nackt, waren kaum über zwanzig, die Frau im Schlafzimmer war älter – vielleicht die Mutter, Erica Gladstone. In einer Ecke lag ein Hochzeitsfoto mit zerbrochenem Glas. Ich hob es auf und hielt es neben das leblose Gesicht. Es war so entstellt, dass ich eine ganze Minute brauchte, um zu erkennen, dass sie es wirklich war. Ich konnte es nicht glauben: Gladstone hatte seine Frau und seine zwei

Töchter erschossen. Sein eigen Fleisch und Blut.

Andere Polizisten drängten ins Zimmer, blickten schockiert auf das Gemetzel. Ich blieb stehen, wo ich war, und starrte auf die blutdurchtränkten Teppiche und Matratzen.

Dies war das Schlimmste, das ich je gesehen hatte, eine Gräueltat, ein Verbrechen gegen die Menschheit. Ich sehnte mich danach, meine Glock auf diesen Kerl zu richten.



Um halb elf Uhr morgens hielt der Lehrer vor einem Elektronikladen an der Ecke 51st Street und Seventh Avenue. Alle Fernseher im großen Schaufenster waren auf Fox News Channel geschaltet.

»Neues zum Amokläufer«, lief über den oberen Rand, unten »Live aus Locust Valley, Long Island«.

Hey, den Ort kenne ich, dachte er lächelnd und beobachtete, wie Polizisten auf der Rasenfläche vor dem Haus umherschwärzten.

Ein Punkt für die Schnüffler! Sie hatten tatsächlich seine Fährte aufgenommen. Er hatte sich schon gefragt, ob sie es jemals schaffen würden.

Aber es war eigentlich egal. Jetzt musste er etwas vorsichtiger sein, war aber immer noch in der Lage, seine Arbeit zu erledigen. Sie spielten Dame, während er Schach wie ein Großmeister spielte.

»Mami, Mami! Guck mal!«, rief ein kleines indisches Kind, das sein Gesicht gegen die Scheibe presste. »Pokémon, Pikachu und Squirtle!« Seine mit einem Sari bekleidete Mutter klopfte ihm auf den Rücken, bevor sie ihn fortzerre.

Den beiden hinterherblickend, erinnerte sich der Lehrer an den Tag vor langer Zeit, als er mit seiner Mutter losgezogen war, um ihre letzten Sachen aus dem schäbigen Reihenhauses zu holen, in dem er aufgewachsen war. Sein Vater hatte mit einer Flasche Bier in der Hand in der Tür gestanden und den kleinen Bruder des Lehrers zurückgehalten, der sich schreiend gewehrt hatte, weil er mit seiner Mutter gehen wollte.

»Nein, Kumpel«, hatte sein Vater gesagt. »Du bist jetzt Papas Junge, weißt du? Du wirst bei mir bleiben. Das ist in Ordnung so.«

Doch es war nicht in Ordnung gewesen, dachte der Lehrer.

Ungläubig schüttelte er den Kopf, als er sich erinnerte, wie er auf dem Beifahrersitz des Umzugswagens gesessen hatte. Zuerst war es ihm peinlich gewesen, weil die Nachbarn zusehen konnten, bis ihm klar wurde, dass sie nicht mehr seine Nachbarn waren. Anschließend war er tatsächlich glücklich gewesen. Bisher hatte er ein Zimmer mit seinem dummen kleinen Bruder teilen müssen, doch jetzt würde er allein bei

seiner Mutter sein und ein eigenes Zimmer haben. Sein Bruder war schließlich ein Baby, das war der Schluss, zu dem er am Ende gekommen war.

Die Wangen des Lehrers blähten sich auf, als er kräftig den Atem ausstieß.

Nein, es war nicht in Ordnung gewesen, dachte er und schüttelte die Erinnerung ab. Doch langsam wurde alles besser. Bald würde alles so in Ordnung sein, wie es nur sein konnte.

Er betrachtete sein Spiegelbild im Schaufenster. Er war an diesem Morgen glatt rasiert, trug einen hautengen Armani-Blazer über seinem drahtigen Körper. Das Hemd war am Kragen aufgeknöpft, die enge Dolce & Gabbana-Jeans wölbte sich im Schritt – ein echt geil aufgemotztes, nach Sex und Geld stinkendes Bürschchen. Ein echter Tom Ford.

Scheiß auf dieses Gesicht mit dem Stoppelbart, dem nach Unabomber aussehenden Kerl auf dem Titelblatt der *Daily News* und der *Post*, dachte er. Die einzigen Leute, die ihn am Morgen auf den Bürgersteigen zweimal angeschaut hatten, waren geil aussehende 40-jährige Damen und noch geiler aussehende Schwule gewesen.

Nichts hatte sich geändert. Alles würde glattlaufen.

Er zog seinen Palm Treo heraus, überprüfte sein nächstes Ziel und rückte seine Pistole hinten im Hosenbund zurecht, bevor er sich wieder unters Volk mischte. Sein nächstes Ziel war richtig gut – jemand, der schon seit einiger Zeit dringend auf seine wohlverdiente Strafe wartete.

Mit etwas mehr Schwung ließ sich der Lehrer von der schützenden Menge mitziehen.

Innerhalb einer halben Stunde nachdem wir Gladstones Haus gestürmt hatten, standen mehr Fernsehübertragungswagen auf dem Lattingtown Ridge Court als Range Rover. Entlang der Absperrungen zählte ich mindestens vier Nachrichtenheinis, die ihre Kameras wie Raketen auf das Haus richteten. Am liebsten hätte ich Verstärkung aus der Luft angefordert. Schließlich wurden wir belagert.

Dankbar übergab ich das Schlafzimmer der Spurensicherung.

»Dann stimmt es also? Ein Dreifachmord hier bei den Stinkreichen?«, fragte einer von ihnen kopfschüttelnd. »Dacht ich mir doch, dass der Typ draußen am Briefkasten einer von diesen Starreportern ist.«

Unten standen die Polizisten in Grüppchen zusammen und rauchten, tranken Kaffee und klopften Sprüche wie schlechte Gäste bei der schlechtesten Cocktailparty der Welt.

Ich ging im Wohnzimmer zwischen ihnen hindurch, während ich die Fotos an der Wand betrachtete. Drei der Bilder nahm ich ab, die mir für die Suche nach Gladstone geeignet erschienen. Er sah wie ein Pilot aus – attraktiv, schlank, stahlblaue Augen. Selbst sein Grinsen wirkte kraftvoll wie das eines Menschen, der immer bekam, was er wollte.

»Hey, du krankes Dreckschwein«, sagte ich zu ihm.

Auch die anderen Fotos musste ich mir ansehen. Kleine Mädchen beim Picknick, Jugendliche am Strand, junge Damen beim Highschool-Abschluss. Die Gladstone-Töchter waren schön gewesen, aber nichts im Vergleich zu ihrer Mutter Erica. Mit ihren schwarzen Haaren, den hellen Augen und den hohen Wangenknochen sah sie aus wie eine Märchenkönigin.

Dumm nur, dass der Kühlergrill ihres Lincoln Navigator durch die zertrümmerte Wand neben ihrem Porträt ins Zimmer ragte.

Und schade, dass Sophokles in letzter Minute gekommen war und das Märchen zur Tragödie umgeschrieben hatte.

Das Arbeitszimmer lag hinter einer Schiebetür an der Vorderseite des Hauses. Von dort aus schickte ich die Bilder per Fax an die Pressestelle und setzte mich an den antiken Schreibtisch, wo ich die Schubladen öffnete.

Gleich in der obersten stapelten sich die Kreditkartenabrechnungen. 400 Dollar für den Friseur, 3000 Dollar für Modekram. Mrs. Gladstone hatte für ihre Hautpflege mehr gezahlt als ich für die Schulausbildung meiner Kinder. Offenbar war Reichsein extrem teuer.

Nach ein paar Minuten fand ich endlich, wonach ich suchte – Abrechnungen für den 21 Club und das Ralph-Lauren-Geschäft. In der unteren Schublade lag auch etwas, das auf den ersten Blick wie eine Urkunde aussah. Und siehe da – es *war* eine Urkunde. Ein Scheidungsurteil.

Bingo! Damit erklärten sich einige Dinge. In der Regel werden Menschen aus zwei Gründen wild: Scheidung und Kündigung. Gladstone hatte innerhalb kurzer Zeit beides erlebt.

Doch ich brauchte etwas, das mir verriet, wo sich Gladstone versteckte und wo er als Nächstes zuschlagen würde. Also suchte ich weiter. Zwanzig Minuten später entdeckte ich auf einem der Einbauregale ein Album mit Ausschnitten vor allem der lokalen Zeitungen. Erica bei Wohltätigkeitsveranstaltungen, manchmal mit, doch meistens ohne Prinzgemahl. Das letzte Bild zeigte Erica in Satinkleid mit Tüll und Diamanten geschmückt auf einer Wall-Street-Aids-Benefizgala im Manhattan's Customs House.

Ein grauhaariger Mann hielt ihre fast nackte Taille umfasst. Sein Name, wie in der Bildunterschrift stand, lautete Gary Cargill.

In weniger als einer Sekunde hatte ich begriffen, dass Cargill auch der Name im Briefkopf der Scheidungspapiere war.

Ein weiterer vernichtender Schlag für Gladstones Ego. Seine Frau hatte etwas mit ihrem Scheidungsanwalt angefangen.

Erschrocken riss ich die Augen weit auf. Wenn ich so verrückt und zurechtgestutzt worden wäre wie Gladstone, wen würde ich dann abservieren wollen?

Ich ließ das Album fallen und wirbelte herum, um nach dem Telefon zu greifen.

»Welche Stadt und welcher Eintrag, bitte?«, fragte der Informationsrechner der Telefongesellschaft mit dankenswert ruhiger Stimme.

Meine war wesentlich hektischer.

»Manhattan!«, rief ich. »Ein Anwalt namens Cargill!«

»Sie haben also beschlossen, dass es Zeit für Sie und Ihre Frau ist, getrennte Wege zu gehen«, stellte der Prominentenanwalt Gary Cargill mit der Feierlichkeit fest, die der Aussage und seinem Beratungshonorar von 500 Dollar angemessen war.

»Aber von meinem Hedgefonds möchte ich mich nicht trennen«, erwiderte Mr. Savage, Cargills neuester Mandant. In seinen lässigen, verwegenen Designerklamotten sah er stinkreich aus wie ein echter Siegertyp. Gary glaubte, er hätte dieses Gesicht schon irgendwo gesehen. Vielleicht im *Fortune*?

Ach, Hedgefonds, dachte Gary. Eines der schönsten Wörter der modernen Sprache.

»Deswegen kam ich zu Ihnen«, fuhr Savage fort. »Ich habe gehört, Sie seien der Beste. Die Kosten spielen keine Rolle, solange diese Nutte keinen Heller bekommt.«

Nachdenklich lehnte sich Gary in seinem mit Kaschmirwolle bezogenen Stuhl zurück. Sein bis in alle Einzelheiten durchgestyltes, holzvertäfeltes Büro sah aus wie die Bibliothek eines englischen Landguts mit Sonderausstattung. Einen Unterschied allerdings gab es: Landgüter gestatteten gewöhnlich keinen Blick aus dem 40. Stock durch bis zum Boden reichende Fenster auf Gebäude wie das von Chrysler oder der MetLife oder auf das Empire State Building.

»Ich kann Ihnen versichern, dass Sie hier genau richtig sind«, sagte er. Stirnrunzelnd bemerkte er das Blinklicht an der Gegensprechanlage. Er hatte der Sekretärin von der Zeitarbeitsfirma lang und breit seine wichtigste Regel erklärt – ihn niemals, wirklich niemals zu unterbrechen, wenn er mit einem Mandanten ein erstes Gespräch führte. Angesichts des Geldes, das diese Fische einbrachten, durfte er nicht durchblicken lassen, dass er noch andere Mandanten hatte. Kapierte diese Tussi nicht, dass er hier einen Wal an der Angel hatte? Er erschrak, als plötzlich der Blackberry an seinem Gürtel vibrierte. Was war denn jetzt los?

Missmutig blickte er nach unten.

Die Sekretärin hatte eine Nachricht mit dem Betreff »SOS« geschrieben. »Es tut mir furchtbar leid, Mr. Savage«, sagte er. »Ich habe Anweisung

gegeben, nicht gestört zu werden.« Er verdrehte die Augen – ein wohlhabender, wichtiger Mann, der bei seinesgleichen den Unmut über die Qualität der Aushilfen kundtat, mit denen man sich heutzutage abgeben musste. »Wenn Sie mich nur einen Moment entschuldigen würden.«

Er klappte seinen Blackberry auf und überflog die Nachricht.

*Polizei hat angerufen. Ihr Mandant könnte der Mörder sein! Hauen Sie ab!*

Er hörte ein seltsam bellendes Geräusch, bevor ihm plötzlich der Blackberry aus der Hand fiel.

Während Gary Plastik und Glassplitter aus seinen Augen wischte, versuchte er, Mr. Savage anzublicken. Sein Mandant war aufgestanden und schob eine lange Pistole in seinen Gürtel, drehte sich und hob den schweren Beistelltisch an. Er musste mindestens fünfzig Kilo wiegen, doch Savage holte aus und warf ihn mühelos durch eins der großen Fenster. Gary sank, erschrocken vom ohrenbetäubenden Lärm, auf die Knie und suchte Schutz hinter seinem Schreibtisch.

»Kommen Sie schon, Gary, sagen Sie nicht, Sie haben geglaubt, Sie würden ungeschoren davonkommen«, rief Mr. Savage über dem Lärm des Windes, der durchs Büro fegte. Wie gelähmt schaute Gary seinen Papieren hinterher, die auf die Park Avenue hinabwirbelten.

»Nein!«, rief er und versuchte verzweifelt fortzurennen. Er kam aber nur bis zur Kante seines Schreibtisches. Dort nämlich schoss ihm der Lehrer mit der Kaliber .22 beide Kniescheiben in Stücke.

Der Schmerz war schlimmer, als Gary je für möglich gehalten hätte. Er torkelte zum Rand des glaslosen Fensters und stürzte beinahe hinaus, schaffte es aber noch, einen Arm um den Metallrahmen zu legen. Sich an sein Leben klammernd, starrte er 120 Meter in die Tiefe.

»Kommen Sie, ich reiche Ihnen meine Hand«, bot der Lehrer an und trat auf ihn zu. »Ach nein, vergessen wir das. Nehmen wir lieber den Fuß.« Mit voller Wucht trat er mit dem Absatz seines Prada-Schuhs gegen Garys zitterndes Kinn.

»Nein!«, schrie Gary, als er sich nicht mehr halten konnte und nach unten stürzte.

»Das hast du schon mal gesagt, du Arsch«, lachte der Lehrer und sah dem Anwalt hinterher, der trudelnd und Purzelbäume schlagend die

letzten Sekunden seines Lebens hinter sich brachte.

Der Aufprall hörte sich eher an, als würde ein Fernseher auf dem Asphalt aufschlagen.

Der Lehrer ging zur Tür und öffnete sie schwungvoll. Auf dem Flur ergriffen einige Mitarbeiter panisch die Flucht, während andere zitternd wie Hasen in der Falle hinter ihren Schreibtischen sitzen blieben.

Mit der Waffe in der Hand ging er zur Treppe. Würde jemand so dumm sein, sich ihm in den Weg zu stellen?

Selbst nach der rasanten Fahrt zurück in die Stadt konnte ich es nicht glauben. Gladstone war tatsächlich in Gary Cargills Büro gewesen, als ich Cargill angerufen hatte. Nur wenige Sekunden hatten gefehlt, um Gladstone aufzuhalten.

Mit quietschenden Reifen hielt ich vor dem Bürogebäude in der Park Avenue. Hinter der Absperrung lagen sehr viele Glasscherben und ein sehr toter Anwalt.

»Hat ihm zuerst die Kniescheiben durchschossen, dann muss er ihn aus dem Fenster geworfen haben«, erklärte Terry Lavery, als ich eintraf.

»Ich bin zwar auch kein großer Fan von Anwälten, aber so was?« Ich folgte seinem Blick die Glasfront hinauf, wo fast ganz oben eine rechteckige Öffnung klaffte.

»Gibt es schon einen Anhaltspunkt, wie er entkommen ist?«, fragte ich.

»Ist die Hintertreppe runtergegangen. Wir haben im Treppenhaus einige Kleidungsstücke gefunden. Er konnte sich den Ausgang aussuchen. Es gibt sieben vom Keller und vier von der Eingangshalle aus. Er muss sich umgezogen haben und verschwunden sein, bevor die ersten Polizeiwagen eintrafen. Ich frage mich, wie lange seine Glückssträhne noch anhält.«

Beth Peters trat zu uns. »Habt ihr schon das Neueste gehört?«, fragte sie.

»Gladstone wurde in der letzten Stunde Dutzende Male gesehen. Von Queens bis Staten Island. Einige Frauen haben sogar behauptet, er hätte an der Freiheitsstatue in der Schlange vor ihnen gestanden.«

»Ich habe auf 1010 WINS gehört, dass ein paar Clubs drüben auf der 27th Street in Chelsea gestern Abend geschlossen blieben, weil die Leute Angst hatten auszugehen«, berichtete Lavery. »Und dann gab's noch einen Kellner im Union Square Café, der einen Kunden niedergestochen hat, weil er dachte, er wäre der Mörder.«

Beth Peters schüttelte den Kopf. »Seit Dinkins' Zeiten als Bürgermeister Anfang der 90er ist diese Stadt nicht mehr so nervös gewesen.«

Wieder klingelte mein Telefon. An der Nummer erkannte ich, dass es McGinnis war. Tief Luft holend klappte ich es in der Vermutung auf, dass mir das, was er mir zu sagen hatte, nicht gefallen würde.



Ich hatte Recht.

Die Stoßzeit war in vollem Gange, als der Lehrer Hell's Kitchen erreichte. Irgendwie mitleidig hatte er den zähflüssigen, lärmenden Verkehr vor dem Lincoln-Tunnel beobachtet.

Der Anblick war kaum zu ertragen. Die trägen Gesichter hinter den Windschutzscheiben. Die grellen Reklametafeln, die über der Straße hingen wie Karotten vor dummen, vor Karren gespannten Eseln. Die schwachen Hupen der Hondas und Volkswagen, die sich in der verschmutzten Luft anhörten wie das Blöken von zum Schlachthaus geführten Schafen.

Wie eine Szene, die Dante nachempfunden war, dachte er traurig. Oder, schlimmer noch, aus einem Roman von Cormac McCarthy.

»Wisst ihr nicht, dass ihr zu Größe geboren seid?«, hatte er ihnen zurufen wollen, während er an den Kunststoffstoßstangen und den überhitzten Kühlergrills der Geländewagen vorbeiging.

Als er die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg, trug er die blaue Arbeitskleidung, die er sich vor der Flucht angezogen hatte. Er wusste, die Verkleidung taugte nicht viel, doch sie brauchte nicht perfekt zu sein. Eine Stadt mit Millionen von Menschen und Ausgängen und Eingängen und U-Bahnen und Bussen und Taxis ließ sich von der Polizei nicht überwachen.

Die Polizei hatte bereits mit quietschenden Reifen auf dem Platz vor dem Bürogebäude gehalten, als er das Treppenhaus verlassen hatte. Er war einfach durch die an die Eingangshalle grenzende Bank gegangen und von dort auf die Seitenstraße getreten.

Er seufzte. Ihm wurde schwindlig, wenn er daran dachte, wie leicht er davongekommen war.

In seiner Wohnung zog er den Liegesessel zum Fenster und setzte sich. Er war auf angenehme Weise müde nach seinem Marsch – erschöpft wie ein Mann, der anständige Arbeit geleistet hatte.

Die über dem Hudson untergehende Sonne, die ihr goldenes Licht über die blassen Häuser und Lagerschuppen ergoss, weckte Erinnerungen in ihm.

Über Maschendrahtzäune klettern. Die Hitze des Asphalts unter seinen

Sportschuhen. Stickball und Basketball. Sein Bruder und er, wie sie auf einem der verrotteten Plätze am Rockaway Beach spielten.

Es waren Erinnerungen an sein altes Leben, an sein echtes, aus dem er gerissen worden war, als ihn seine Mutter entführt hatte, um ihn an der Fifth Avenue vermodern zu lassen.

Die Unwiderruflichkeit dessen, was ihm passiert war, spürte er wie eine heiße Nadel, die sich durch sein Fleisch bohrte. Es gab kein Zurück, keinen Neuanfang. Sein vertracktes Leben, das ihn eigentlich hätte glücklich machen sollen, war vollends sinnlos.

Er weinte.

Nach einer Weile wischte er sich die Augen trocken. Er hatte noch einiges zu tun. Im Badezimmer drehte er den Wasserhahn auf, ging ins dritte Zimmer und hob die Leiche vom Gästebett.

»Noch ein Mal«, flüsterte er liebevoll. »Wir sind fast fertig.« Mit zärtlichem, sorgenvollem Lächeln trug er die Leiche ins Bad und legte sie in die Wanne.

Eine halbe Stunde später holte der Lehrer eine Flasche Canadian-Club-Whiskey aus dem Küchenschrank über der Spüle. In feierlicher Manier ging er ins Esszimmer zurück.

Die Leiche lag in ehrerbietiger Weise auf dem Tisch. Der Lehrer hatte sie gebadet, ihr sogar das Haar gewaschen, das mit Blut und Hirnmasse verklebt gewesen war. Anschließend hatte er die Leiche sorgfältig gekämmt und in einen Matrosenanzug samt Krawatte gesteckt.

Auch der Lehrer hatte sich, passend für eine Beerdigung, einen Anzug in geschmackvollem Schwarz angezogen. Die Flasche schob er dem Toten in die Innentasche seiner Jacke.

»Es tut mir so leid«, flüsterte er und beugte sich hinab, um die blasse, leblose Stirn zu küssen.

In der Küche nahm er seine Pistolen vom Schrank, lud sie und schob sie in die Halfter. Die Polizei könnte jeden Moment eintreffen.

Aus dem Schrank unter der Spüle nahm er einen vollen Benzinkanister, mit dem er ins Esszimmer ging. Starker, süßlicher Geruch erfüllte die Wohnung, als er die Leiche mit dem Benzin in der Form eines Kreuzes tränkte, beginnend an der Stirn bis zum Schritt, dann von einer Schulter zur anderen.

»Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes«, sagte er feierlich.

Er warf einen langen letzten Blick auf das Gesicht, auf die traurigen blauen Augen, auf die wie in leichtem Missfallen gekräuselten Lippen.

Leise schluchzend ging er rückwärts zur Wohnungstür, während er großzügig das restliche Benzin über den Holzboden goss.

Das Feuerzeug, das er aus seiner Tasche zog, war mit den Insignien der Marine verziert. Tief durchatmend, wischte er seine Wangen trocken und legte das kühle Metall des Feuerzeugs an seine Stirn. Hatte er etwas vergessen?

Er schleuderte den leeren Kanister Richtung Esszimmer und ließ das Feuerzeug aufflammen, das er geschickt und siegesgewiss hinterherschnippte wie eine gute Spielkarte.

Nichts vergessen, dachte er.

Der Luftdruck, der gleichzeitig mit dem lauten, wummernden Geräusch entstand, ließ seine Haare zurückflattern, als ein Feuerball wie ein Meteor durch die Wohnung schoss. Das Esszimmer ging in Flammen auf wie eine Packung Streichhölzer.

Ein paar weitere Sekunden blickte er gebannt auf den pechschwarzen Rauch, der mit der Wucht eines Güterzugs durch die Wohnung fauchte. Dann zog er die Tür hinter sich zu, nahm die Schlüssel aus der Tasche und schloss ab.

Anzug und Hut des Portiers der 1117 Fifth Avenue waren in genau demselben Jagdgrün gehalten wie die Markise über der Tür.

»Kann ich Ihnen helfen, Sir?«, fragte er, als ich die Eingangshalle betrat.

»Detective Bennett«, erwiderte ich und zeigte ihm meine Dienstmarke.

»Ich muss zu Mr. oder Mrs. Blanchette.«

Erica Gladstone, die ermordete Ehefrau in der Villa in Locust Valley, gehörte zu *den* Blanchettes. Ihr Vater Henry war Inhaber der Blanchette Holdings, der Private-Equity- und Übernahmefirma, die Unternehmen und selbst Hedgefonds erzittern ließ.

Ich war hier, um sie über Ericas Tod zu unterrichten und vielleicht einen Hinweis zu erhalten, der mich zu ihrem Amok laufenden Schwiegersohn führte.

Eine schicke Holztäfelung und ein Kristallleuchter zierten den Fahrstuhl zu ihrer Penthouse-Wohnung. Sogar ein Butler öffnete die Tür, allerdings im Bademantel. Hinter einer Terrassentür stieg Dampf aus einem Swimmingpool mit Olympiamaßen auf, dessen Rand mit den Bäumen des zwanzig Etagen tiefer liegenden Central Park zu verschmelzen schien.

»Mr. und Mrs. Blanchette werden sogleich herunterkommen, Detective«, meldete der aalglatte Butler mit englischem Akzent. »Wenn Sie mir ins Wohnzimmer folgen würden.«

Ich betrat ein mit Seide tapeziertes Zimmer in der Größe eines Flugzeughangars. Bilder, die eine Galerie füllen könnten, hingen an über zwei Stockwerke reichenden Wänden, davor standen Designermöbel und Skulpturen. Mein Blick wanderte von einem Pollock, der so groß wie ein Spielfeld war, zu einem chinesischen Steindrachen, der auf keinen Fall in den Fahrstuhl gepasst haben konnte.

Diese Wohnung wäre bereits ohne Pool die schickste, opulenteste und luxuriöseste Wohnung gewesen, die ich je gesehen hatte. Und ich las *Architectural Digest*. Nun ja, zumindest jedes Mal, wenn ich einen Zeitschriftenladen betrat.

»Ja? Sie sind Detective Bennett? Henry Blanchette. Wie kann ich Ihnen helfen?« Ich wurde von einem kleinen, lebenswürdigen Mann in kurzer

Sporthose und schweißnassem T-Shirt begrüßt. Ich war angenehm überrascht, dass er eher wie ein freundlicher Buchhalter als wie der Gordon-Gekko-Typ aussah, auf den ich mich gefasst gemacht hatte.

»Um was geht's?«, fragte mit strenger Stimme eine attraktive platinblonde Dame, die um die fünfzig Jahre alt zu sein schien. Sie stolzierte, mit einem kurzen Schminkumhang über einem melonenfarbenen Morgenmantel aus Seide bekleidet, hinter ihrem Mann ins Zimmer. Mrs. Blanchettes Erscheinung und Auftreten entsprachen eher meinen Erwartungen.

Ich holte tief Luft, um mich zu wappnen. Es ist nie leicht, jemandem mitzuteilen, dass sein Kind tot ist.

»Es gab eine Schießerei«, begann ich. »Ihre Tochter Erica wurde getötet. Sie starb sofort. Es tut mir furchtbar leid.«

Henry riss Mund und Augen weit auf und starrte mich verwirrt an, während er rückwärts gegen die Kante eines bequem aussehenden Sessels stolperte. Seine Frau sank sprachlos auf eine antike Chaiselongue.

»Was ist mit den Mädchen?«, fragte Henry leise. »Ich habe sie seit Jahren nicht gesehen. Sie müssen schon erwachsen sein. Wissen sie es bereits?«

»Jessica und Rebecca wurden ebenfalls umgebracht«, musste ich ihnen eröffnen. »Ich kann Ihnen nicht sagen, wie leid es mir tut.«

Seine Frau keuchte, Tränen traten in ihre Augen. Henry hob die Hand, als wollte er etwas sagen, ließ sie aber wieder sinken.

Ich ließ die dritte und letzte Bombe fallen, brachte es hinter mich, so schnell ich konnte. »Leider kommt es noch schlimmer. Wir glauben, dass Ihr Schwiegersohn, Thomas Gladstone, der Mörder ist. Und dass er auch für die Mordserie verantwortlich ist, die sich derzeit in der Stadt ereignet.«

Mrs. Blanchettes Tränen versiegten, als würde jemand einen Hahn abdrehen. Die Wut stand ihr ins Gesicht geschrieben.

»Ich habe es dir doch gesagt!«, schrie sie ihren Mann an. »Ich habe dir gesagt, wenn sie diesen Mistkerl heiratet, dann ...« Wieder sank sie in sich zusammen, unfähig, weiterzusprechen.

Mr. Blanchette ließ den Kopf sinken und starrte den Orientteppich zwischen seinen Schuhen an, als versuchte er etwas in dem Muster zu

lesen.

»Wir hatten eine Auseinandersetzung«, sagte er.  
Er schien mit sich selbst zu sprechen.



»Das ist nicht fair, Henry«, wimmerte Mrs. Blanchette. »Nach all meinen ... womit haben wir das verdient?«

Es fiel mir schwer zu glauben, was ich hörte. Die Menschen verarbeiten ihre Trauer auf unterschiedliche Weise.

»Haben Sie eine Ahnung, wo sich Ihr Schwiegersohn verstecken könnte?«, fragte ich. »In einer anderen Wohnung in der Stadt? In einem Ferienhaus vielleicht?«

»Eine andere Wohnung! Haben Sie eine Ahnung, wie viel wir für Ericas Haus in Locust Valley bezahlt haben?«

In ihrer Vorstellung hatte ein Mensch wie ich natürlich keinen blassen Schimmer, was solche Dinge betraf. Ich wandte mich an ihren Mann.

»Worum ging es bei der Auseinandersetzung?«, wollte ich von ihm wissen.

Mrs. Blanchette sprang auf wie ein Boxer nach dem Rundengong. »Was geht Sie das denn an?«, fauchte sie.

»Sie sehen, meine Frau ist ziemlich aufgebracht, Detective«, stellte Mr. Blanchette fest, ohne den Blick vom Teppich zu nehmen. »Das sind wir beide. Könnten Sie uns später befragen? Vielleicht nachdem wir etwas Zeit hatten, um ...«

»Natürlich.« Ich legte meine Visitenkarte auf die Anrichte. »Wenn Ihnen etwas einfällt, das uns weiterhelfen könnte, oder Sie weitere Informationen benötigen – egal, was ich für Sie tun kann –, rufen Sie mich bitte an.«

Als ich im Erdgeschoss aus dem Fahrstuhl trat, unterhielt sich der Portier mit einem Dienstmädchen auf Spanisch.

Sie schwiegen, als ich auf sie zuing und dem Portier erneut meine Dienstmarke zeigte.

»Detective Bennett, erinnern Sie sich? Dürfte ich Ihnen ein paar Fragen stellen? Es dauert nicht lange.«

Das Dienstmädchen trat zur Seite, der Portier zuckte mit den Schultern.

»Klar. Ich heiße Petie. Was kann ich für Sie tun?«

»Kennen Sie Erica Gladstone?«, fragte ich.

»Ich kannte sie schon als kleines Mädchen.«

»Was ist zwischen ihr und ihren Eltern passiert?«

Peties Gesicht nahm die Farbe seiner Jacke an. »Ach, darüber weiß ich nichts, *amigo*«, antwortete er. »Das müssen Sie sie schon selbst fragen. Ich arbeite nur hier.«

Ich legte meine Hand auf seine Schulter, um ihn zu beruhigen. »Schauen Sie, ich verstehe, dass Sie diskret sein und nichts über die Bewohner erzählen möchten. Aber seien Sie beruhigt. Ich brauche von Ihnen keine Zeugenaussage vor Gericht. Sie müssen mir nur helfen, diesen Spinner festzunageln, der in der Stadt sein Unwesen treibt. Wir gehen davon aus, dass es Ericas Ehemann ist, Thomas Gladstone.«

»*Chingao!*«, erwiderte der Portier mit weit aufgerissenen Augen. »O mein Gott! Meinen Sie das ernst?«

»Sehr ernst. Kommen Sie, Petie. Schnappen wir uns diesen Kerl.«

»Ja, klar! Erica, also gut, schauen wir mal. Sie war ein wildes Kind. Richtig wild. Drogen. Ein paar Therapien. Da war sie noch keine sechzehn. Wenn sie vom Internat nach Hause kam, hatten wir die Anweisung, sie nicht in die Wohnung zu lassen, wenn niemand zu Hause war.

Dann schien sie wieder klar im Kopf zu werden. Sie heiratete einen blaublütigen Jungen aus der Firma ihres Vaters und bekam zwei Töchter. Doch plötzlich ließ sie sich scheiden und heiratete ihren zweiten Mann, diesen Gladstone. Er flog, wie ich gehört habe, den Firmenjet ihres Vaters. Die Eltern drehten durch, besonders die Gutsherrin, wie wir sie nennen. Sie sorgte dafür, dass Gladstone gefeuert wurde, und drehte Erica den Geldhahn ab.« Der Portier schüttelte wissend den Kopf. »Es ist eine Sache, sich als 13-Jährige mit Drogen vollzupumpen, aber wenn man mit einem Bediensteten schläft, ist man geliefert.«

»Kamen Gladstone und Erica jemals hierher?«, fragte ich.

Er blickte auf das marmorne Schachbrettmuster am Boden. Sein Gesicht verriet, dass er darauf nur ungern eine Antwort gab, während er nickte.

»Einmal an Thanksgiving. Ich weiß nicht, vielleicht vor drei Jahren. Sie und die Töchter kamen völlig aufgebrezelt und breit lächelnd mit Champagnerflaschen hier an. Ich dachte, sie wären eingeladen gewesen, und ließ sie nach oben. Fünf Minuten später kamen sie wieder herunter, die Mädchen heulten wie Babys. Dann versuchte die alte Hexe sogar, mich rauswerfen zu lassen, weil ich nicht vorher angerufen hatte. Mein

Fehler, dass ich dachte, man möchte seine einzige Tochter und seine Enkel an Thanksgiving sehen.«

Ich nickte. »Danke, Petie. Sie haben mir genau das erzählt, was ich wissen wollte.«

Hier würde Gladstone als Nächstes zuschlagen. Er hatte sich die Blanchettes aufgespart, besonders die Mutter. Er würde es ihnen heimzahlen, würde dafür sorgen, dass sie seine Existenz zur Kenntnis nahmen.

Ich war nervös, ob mein Gedanke gerechtfertigt war, hatte Angst, die Sache zu vermasseln, doch ich war mir ziemlich sicher, dass ich es endlich geschafft hatte, dem Mörder einen Schritt voraus zu sein.

Draußen rief ich Beth Peters an.

»Gute Nachrichten«, meldete ich. »Verständigen Sie die Sondereinheit. Die ganze Bagage soll zur Elf-Siebzehn Fifth Avenue kommen. Es ist Zeit für eine polizeiliche Überwachung.«

Als der Lehrer auf der Suche nach einem Taxi die Tenth Avenue entlanglief, kam er an einer Bar vorbei, an deren Fassade ein nachgemachtes Eisenbahnrad hing. Daneben parkte eine Reihe Harleys. Das traurige irische Lied »The Streets of New York« drang durch die Tür. Noch immer vom Schmerz über die »Beerdigung« erfüllt, beschloss er einzutreten.

Vielleicht war dies genau das, was er brauchte – etwas zu trinken. Die junge Frau hinter dem verkraatzten Kiefernholztresen hatte Arme wie ein Football-Spieler, in verschiedenen Teilen ihres Gesichts steckten Metallringe.

Der Lehrer bestellte ein Budweiser mit einem Whiskey und nickte einer Gruppe Stahlbaumonteur zu, die im düsteren Hinterraum den Abschied eines in Rente gehenden Kollegen feierten.

Den Whiskey kippte er als Erstes. Auf dich, Kumpel, dachte er und kämpfte gegen die Tränen an.

Bei seiner zweiten Runde wurde im Fernseher von dem Mörder berichtet. Er überlegte, ob er die Kellnerin bitten sollte, den Ton lauter zu drehen, entschied sich aber dagegen. Unnötig die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen war nicht gut.

»Diese verdammten Polizisten«, schimpfte eine mufflige Stimme neben ihm. Der Lehrer wandte sich einem riesigen Arbeiter zu, dessen Augen so rot wie sein langes Haar waren. »Ich hab eine Idee für euch, ihr Bullen. Wie wär's, wenn ihr eure Köpfe aus euren fetten Ärschen nehmt und diesen kranken Mistkerl einfach schnappt?«

»Krank?«, fragte der Lehrer nach. »Ich würde eher draufgängerisch sagen. Er räumt nur reiche Yuppie-Arschlöcher aus dem Weg. Er ist wie ein Heckenschütze. Tut der Stadt einen Gefallen. Also, was ist schon dabei?«

»Heckenschütze? Wer bist du? Sein PR-Agent?« Der Arbeiter funkelte ihn wütend an. »Du durchgeknalltes Arschloch. Ich rück dir dein Gesicht wieder zurecht. Du scheinst ja so krank zu sein wie er.«

»Meine Güte, was rede ich da?« Verärgert klatschte der Lehrer seine Hände vors Gesicht. »Ich komme gerade von einer Beerdigung.

Vermutlich bin ich noch ganz fertig. Du hast Recht. Es tut mir wirklich leid. Man darf über eine solche Tragödie keine Witze reißen. Komm, ich lade dich zu einem Bier ein.«

»Eine Beerdigung?« Der Hüne wirkte besänftigt. »Das ist hart.«

Der Lehrer bestellte bei der Herrin der Ringe zwei weitere Biere. Als er eine der Flaschen vor den Arbeiter stellte, tat er so, als stolperte er ungeschickt, und ließ einen Barhocker auf den Boden kippen.

»O nein«, stöhnte er. »Tut mir leid. Ich fürchte, ich hab ein bisschen zu viel getrunken.«

»Ja, du solltest lieber mal etwas lockerer werden, Kumpel«, tröstete ihn der Arbeiter und bückte sich, um den Hocker wieder aufzuheben.

Der Lehrer zog ihm eine Flasche über den Hinterkopf, so dass der Mann zu Boden knallte, die zweite Flasche schlug er ihm ins verblüffte Gesicht. Der Mann hatte kaum Zeit zu stöhnen, als der Lehrer dessen Arm über die Fußstütze aus Messing zog und mit einem kräftigen Fußtritt brach. Es klang, als würden zwei Billardkugeln aneinanderstoßen.

So viel dazu, keine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, dachte er, als er sich zum Ausgang zurückzog.

»Sprich mir nach, du Karotten-Heini«, rief er an der Tür. »Nicht krank, sondern draufgängerisch.«

Die Sondereinheit brauchte nur fünf Minuten bis zu dem Haus, in dem die Blanchettes wohnten. Steve Reno und ich sahen uns zunächst die Ein- und Ausgänge an, dann beschlossen wir, einen Polizisten als Portier zu tarnen sowie einen weiteren in der Garderobe der Eingangshalle und eine Truppe in einem Zivilfahrzeug auf der anderen Straßenseite neben dem Tor zum Park zu positionieren.

Nachdem wir alles dreimal kontrolliert hatten, übergab ich Reno die Verantwortung und beschloss etwas zu tun, was mir schon seit langem auf dem Herzen lag.

Die Sonne senkte sich über Jersey, als ich bei dem Riverside Park hinter meinem Haus hielt. Am Ende eines Weges überquerte ich einen verlassenen Ballspielplatz und ging auf einer Lichtung neben einem Eichenschössling mit Blick auf den Hudson in die Hocke. Ich warf ein paar Zigarettkippen und eine Wasserflasche, die unter dem Baum lagen, in eine mitgebrachte Plastiktüte und ließ mich auf dem Boden nieder.

Den Baum hatten ich und meine Kinder nach dem Tod meiner Frau gepflanzt. Sie war zwar auf einem Friedhof in Westchester beerdigt, doch wenn ich mich mit ihr unterhalten musste, was ziemlich oft vorkam, landete ich gewöhnlich hier. Die meiste Zeit saß ich nur hier, bis ich das Gefühl bekam, dass sie bei mir war – irgendwo hinter mir wie bei den zahllosen Picknicks, die wir hier mit unserer kunterbunten Bande abgehalten hatten.

Als ich nach hinten zu unserer Wohnung blickte, sah ich zwei meiner Kinder am Küchenfenster. Fiona und Bridget, vermutete ich. Vielleicht vermissten sie ihre Mutter ebenso wie ich. Ich wünschte mir, sie wäre hier, um sich um die Kinder zu kümmern, um sie aufzumuntern und die Dinge wieder zurechtzurücken.

Ich winkte zu ihnen hinauf. Sie winkten zurück.

»Wir schlagen uns so durch, Schatz«, sagte ich dem Wind. »Wir schaffen es gerade so, aber was sollen wir tun? Ich liebe dich trotzdem, wenn das ein Trost ist.«

An der Wohnungstür kam mir Mary Catherine entgegen. An ihrem

besorgten Blick merkte ich, dass etwas nicht stimmte.

»Was ist los?«, fragte ich.

»Seamus«, antwortete sie ernst.

Ich folgte ihr in mein Schlafzimmer. Seamus lag auf der Bettdecke, die Augen geschlossen, blasser im Gesicht als üblich. Eine Sekunde lang fürchtete ich, er wäre tot, bis sein schmaler Brustkorb unter seinem römischen Kragen in einem Hustenanfall zu zittern begann.

O Gott, dachte ich, das klingt nicht gut. Nun hatte auch er sich die Grippe eingefangen, was für einen über 80-Jährigen äußerst gefährlich war. Meine Güte, wie dumm war ich gewesen, ihn überhaupt in die Nähe meiner Familie zu lassen. Von Panik gepackt, überlegte ich, was ich ohne ihn nur anstellen sollte.

Doch irgendwann würde ich ihn ganz bestimmt verlieren, flüsterte eine leise, böse Stimme in mein Ohr.

Ich schüttelte den Gedanken ab und ging in die Küche, wo ich die Flasche Whiskey aus dem Schrank holte. Ein paar Fingerbreit davon schenkte ich in ein passendes Glas samt warmer Milch und Zucker.

»Gott liebt dich, mein Junge«, stöhnte er, nachdem er ein paar Schluck genommen hatte. »Jetzt hilf mir aus dem Bett, ich will zurück in mein Pfarrhaus.«

»Wag ja nicht, diese Wohnung zu verlassen, du alter Mann«, drohte ich.

»Bleib liegen und trink deine Medizin, sonst rufe ich einen Krankenwagen.«

Ich stand noch immer über Seamus gebeugt, als Brian, mein ältester Sohn, hereingerannt kam. Was war jetzt schon wieder los?

»Dad! Mary Catherine! In der Küche! Schnell!«

Ich rannte auf den Flur hinaus. In der Küche war alles dunkel. Das war das Letzte, was wir gebrauchen konnten – einen Stromausfall. Die verdammte Vorkriegselektrik war morsch wie alles andere in diesem Haus. Vielleicht drohte ein Kabelbrand. Ich schnupperte, ob irgendwo aus den Wänden Rauch austrat, und überlegte, wo ich die Sicherungen verstaute hatte.

»Buh!«, riefen alle meine Kinder, als das Licht anging.

Auf dem Küchentisch standen zwei Teller mit Pizza. Die Kinder hatten sogar Salat gemacht. Trent schenkte Diätcola ein, über den Arm ein Geschirrtuch gelegt wie ein Zwergenkellner.

»Hey, Moment mal. Ihr solltet doch im Bett liegen«, merkte ich an, als Mary Catherine und mir die Plätze zugewiesen wurden. »Und was ist mit dem dreckigen Geschirr passiert?«

Jane rückte den Stuhl für mich zurecht. »Ganz locker, Paps. Es ist für alles gesorgt. Uns geht's schon besser. Wir haben beschlossen, dass ihr beide entlastet werden müsst. Ihr arbeitet zu viel. Ihr solltet lernen, euch ein bisschen zu entspannen.«

Nach dem Essen kochten die Kinder Kaffee und führten uns ins Wohnzimmer.

Was dann passierte, war unglaublich. Der Staubsauger wurde eingeschaltet, eine Kette wurde gebildet, Spielzeug, Mal- und Bastelsachen erhoben sich auf wunderbare Weise vom Boden und den Möbeln und kehrten an ihre angestammten Plätze zurück. Einer meiner kleinen Witzbolde begann sogar »It's the Hard-Knock Life« aus *Annie* zu singen, während er mit einem nassen Papierhandtuch einen Kotzpfleck fortwischte. Der Rest der Bande stimmte in sein Lied ein.

Während ich auf meinem ramponierten Ecksofa saß und an meinem viel zu süßen Kaffee nippte, wurde es mir richtig warm ums Herz. Obwohl Maeve gegangen war, hatte sie doch ein Wunder vollbracht und das Beste, was sie besaß – ihren Sinn für Humor, ihre Liebe zum Leben, ihre



Gabe, auf andere Menschen einzugehen –, irgendwie auf meine dummen Kinder übertragen. Dieser Teil von ihr würde nie sterben. Dieser Teil würde bleiben.

»Dad, hör auf! Wir wollten dich fröhlich machen«, schimpfte Julia.

»Was redest du da? Ich bin ganz hin und weg«, korrigierte ich sie und wischte mein nasses Gesicht trocken. »Mir brennt nur das Putzmittel in den Augen.«

Es ging auf acht Uhr abends zu, als ich das Haus der Blanchettes an der Fifth Avenue erreichte. Meinen Wagen stellte ich an einem Hydranten auf der Central-Park-Seite ab, und bevor ich die Straße überquerte, klopfte ich zum Gruß an den gemieteten Partywagen, in dem die Sondereinheit Stellung bezogen hatte, um das Haus zu beschatten. Mein Kumpel Petie, der Portier, winkte mir zu, als ich unter die Markise trat. Grinsend erkannte ich seinen neuen Kollegen unter der lächerlich grünen Mütze. Es war Lieutenant Steve Reno von der Sondereinheit.

»Guten Abend, Sir. Darf ich Ihnen einen Spinner besorgen?«, fragte er und berührte die Krempe mit seinem weißen Handschuh.

»Ich wünschte, das wäre möglich«, erwiderte ich. »Noch keine Spur, hm?«

»Noch nicht, aber ich habe zehn Piepen Trinkgeld bekommen. Mike, wusstest du, dass diese Blanchettes heute Abend zu einer Wohltätigkeitsveranstaltung bitten? Und das, wo die einzige Freude unseres Typen darin besteht, stinkreiche New Yorker umzulegen.« Ich war wie vor den Kopf gestoßen. »Machst du Witze? Eine Wohltätigkeitsveranstaltung? Stimmt das, Petie?«

Er nickte. »Die wurde schon vor Monaten geplant. Zu spät, um sie abzusagen.«

Ungläubig schüttelte ich den Kopf.

»Welchen Teil der Geschichte vom durchgedrehten Schwiegersohn, der kommt, um sie abzuknallen, verstehen die Blanchettes deiner Meinung nach nicht?«, fragte ich auf dem Weg zum Fahrstuhl. Mal abgesehen davon, dass ihre Tochter und die Enkeltöchter brutal ermordet worden waren.

Als der Butler die Tür zum Penthouse öffnete, stand Mrs. Blanchette draußen am Swimmingpool, neben ihr ein Dienstmädchen. Am Beckenrand saß ein älterer Latino in Arbeitermontur, der dabei war, sich ins Wasser gleiten zu lassen.

»Was ist da draußen los?«, wollte ich wissen.

»Mrs. Blanchette hat einen Ohrring ins Wasser fallen lassen«, erklärte der Butler, als der Latino gerade untertauchte.

»Warum lässt man nicht einfach das Wasser ab?«, fragte ich.

»Die Zeit, um den Pool wieder zu füllen, reicht nicht, bis die ersten Gäste um neun Uhr eintreffen, Sir. Mrs. Blanchette besteht auf schwimmenden Teelichtern während der Cocktailstunde.«

»Natürlich«, erwiderte ich. »Die Teelichter. Wo war ich nur wieder mit meinen Gedanken?«

Der Butler verzog sein Gesicht, als hätte er Schmerzen. »Detective, vielleicht sollten Sie sich kurz mit Mr. B. unterhalten«, bat er. »Ich werde ihn holen, wenn Sie möchten.«

Ich nickte, fragte mich aber, um was es wohl gehen mochte. Während er forteilte, trat ich hinaus zum Pool, um Mrs. Blanchette zur Vernunft zu bringen.

»Ma'am?«, sprach ich sie an.

Als sie herumwirbelte wie eine glitzernde Kobra, spritzte der Martini aus dem Glas in ihrer Hand über das Kleid des Dienstmädchens. Ihre Augen und ihr Atem verrieten mir, dass sie bereits mehrere Gläser gekippt hatte. Vielleicht waren Trinken und Aktionismus ihre Art, mit ihrer Trauer fertigzuwerden.

»Hol mir einen neuen«, verlangte Mrs. Blanchette ungeduldig und schleuderte dem eingeschüchterten Dienstmädchen ihr Glas zu, bevor sie sich mir zuwandte.

»Sie schon wieder. Was ist denn jetzt noch?«, fragte sie.

»Vielleicht habe ich mich bezüglich der Gefahr, in der Sie und Ihr Mann sich befinden, nicht klar ausgedrückt«, erklärte ich. »Ihr Schwieger... ich meine, Thomas Gladstone hat es zweifelsohne auf Sie abgesehen. Die Zeit ist denkbar ungünstig für Gäste. Ich werde Sie bitten müssen, die Einladung zu verschieben.«

»Verschieben?«, fuhr sie auf. »Diese

Kongo-Aids-Hilfe-Benefizveranstaltung haben wir seit einem Jahr geplant. Steven kommt extra heute Abend von der Küste hergeflogen. Sumner hat seinen Urlaub abgebrochen. Muss ich noch weitere Namen nennen? Es wird kein Verschieben oder dergleichen geben.«

»Mrs. Blanchette, hier stehen Menschenleben auf dem Spiel.«

Statt auf meine Bedenken zu antworten, riss sie ein Mobiltelefon aus ihrer Tasche und klappte es auf.

»Diandra? Hi, hier ist Cynthia«, meldete sie sich. »Könntest du mir

Morty ranholen?«

Morty? Gütiger Himmel, ich hoffte, es war nicht der Morty, an den ich dachte. Diesen Namen wollte ich nicht hören, nicht einmal ganz leise. Schwatzend stapfte sie fort. Der Typ von der Hausverwaltung tauchte aus dem Wasser auf, um Luft zu schnappen, und murmelte auf Spanisch ein Wort, das in anständiger Gesellschaft besser unausgesprochen blieb. »Du sagst es, *amigo*«, pflichtete ich ihm bei.

Als Mrs. Blanchette kurz darauf zurückkam, streckte sie mir mit triumphierendem Blick das Telefon hin.

»Wer ist da?«, fragte mich ein Mann mit schroffer Stimme.

»Detective Michael Bennett.«

»Hören Sie gut zu, Bennett. Hier ist Bürgermeister Carlson. Ich will dieses wahnsinnige Gerede über eine Verschiebung dieser Veranstaltung nicht mehr hören. Wir können uns nicht dem Terrorismus ergeben.«

»Es geht hier nicht darum, sich dem Terrorismus zu ergeben, Sir.«

»Aber danach wird es aussehen. Abgesehen davon werden meine Frau und ich teilnehmen, also hören Sie auf. Rufen Sie den Commissioner an, und sagen Sie ihm, er soll die Sicherheit erhöhen. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Genau, eine gut sichtbare Polizeipräsenz wird unserer Falle sehr förderlich sein, wollte ich erwidern. Und was waren schon ein paar tote New Yorker Bürger im Vergleich zu den sich am Pool drängenden oberen Zehntausend?

Doch diese Art von Gedanken musste ich widerwillig für mich behalten.

»Ganz wie Sie wünschen, *Euer Ehren*«, erwiderte ich.

Als ich wieder hineinging, kehrte der Butler mit Henry Blanchette zurück. Nie zuvor hatte ich einen unglücklicher aussehenden Menschen gesehen.

»Ich bin sicher, Sie finden das Verhalten meiner Frau ausgesprochen seltsam, Detective«, sagte er.

»Dies zu beurteilen gehört nicht zu meinen Aufgaben.«

»Es fällt ihr schwer, mit Stress umzugehen«, antwortete er mit einem Seufzen. »Es gab Zeiten, in denen sie bei weit geringeren Anlässen durchdrehte. Sie leugnet, trinkt, nimmt Tabletten und ist unerträglich. Bald wird sie zusammenbrechen, dann bringe ich sie in eine Klinik, in der man sie gut kennt. Wenn Sie uns also noch einen kleinen Moment länger aushalten würden.«

»Ich werde mein Bestes tun.« Mir tat Henry wirklich leid. Zusätzlich zu seinem eigenen Schmerz und der Gefahr, in der er sich befand, musste er sich mit seiner verrückten Frau plagen.

In der nächsten halben Stunde folgte ich den Anweisungen des Bürgermeisters. Nach meinem Anruf bei Chief McGinnis trafen am Fahrstuhl beim Hintereingang innerhalb weniger Minuten gemeinsam mit der Cateringfirma ein Dutzend Polizisten und Detectives in Zivil ein. Ich luchste dem Butler die Gästeliste ab und postierte damit zwei Polizisten an der Wohnungstür, auch wenn sie bei den vielen zu erwartenden Hollywood-, Washington- und Wall-Street-Promis eigentlich keine Gesichtskontrolle durchzuführen brauchten. Weitere Polizisten mussten sich als Kellner verkleiden, einige postierte ich sogar draußen auf der Dachterrasse neben dem Pool. Schließlich hatten wir es mit einem Verrückten zu tun. Vielleicht versuchte er, wie Spider-Man an den Wänden hochzuklettern oder mit einem Drachen auf dem Dach zu landen.

Anschließend überprüfte ich alles noch einmal, auch im oberen Stock der labyrinthartigen Wohnung. Hier hätte ich bequem meine gesamte Familie unterbringen können, und noch immer hätten einige Zimmer leer gestanden. Ich ging am Schlafzimmer der Blanchettes vorbei, an marmornen Badezimmern, die selbst die alten Römer kitschig gefunden

hätten, und an einer weißen, im Stil eines französischen Château gehaltenen Bibliothek mit verzierter Decke. Hinter irgendeiner Ecke, vermutete ich, würde ich auf Gold und Juwelen stoßen, die wie ein Piratenschatz auf Teppichen ausgekippt worden waren.

Auf der Höhe eines weiteren Schlafzimmers hörte ich eine menschliche Stimme, wahrscheinlich die eines der zahllosen Dienstmädchen, doch ich wollte auf Nummer sicher gehen. Deshalb zog ich meine Glock, die ich seitlich nach unten hielt.

Doch es war kein Zimmermädchen, das dort auf einem kleinen Bett saß, sondern Mrs. Blanchette höchstpersönlich. Sie weinte. Ihr Mann trat hinter sie und umarmte sie. Auch seine Wangen waren nass. Sie schaukelte jammernd vor und zurück, zog mit geballten Fäusten am Bettüberwurf, während er etwas in ihr Ohr flüsterte.

Sie befanden sich im Zimmer ihrer Tochter, wurde mir klar, als ich die Waffe wieder einsteckte und all die negativen Gedanken bedauerte, die ich mir über die beiden gemacht hatte. Trotz ihres schroffen Auftretens ging die Frau durch die Hölle. Ein Ort, den ich nur allzu gut kannte.

Rasch zog ich mich wieder zurück. Oben an der Treppe entdeckte ich ein Foto von Erica mit, wie ich vermutete, ihrem ersten Ehemann. Sie gingen mit ihren Töchtern über einen strahlend weißen Sandstrand vor einem tiefblauen Meer. Sie lachten, und der Wind peitschte ihre Haare nach hinten. Mir fielen all die Bilder mit Maeve und den Kindern ein. All die glücklichen Momente, die auf immer und ewig auf Bildern erstarrt waren. Darum ging es doch, oder? Um das, was einem nie genommen werden konnte. Die Momente, die man gemeinsam mit seiner Familie und den Menschen erlebte, die man liebte.

Ich koordinierte die Sicherheitskräfte von der Grand-Hotel-Küche der Blanchettes aus – der abgelegensten Ecke, die ich finden konnte. Neben der Penthouse-Tür zu stehen, um mir, wenn der Bürgermeister eintraf, noch einmal den Marsch blasen zu lassen, war das Letzte, wonach mir der Sinn stand.

Trotz der kurzen Zeit, die uns zur Verstärkung der Sicherheitskräfte zur Verfügung stand, hatten wir hervorragende Arbeit geleistet.

Glücklicherweise hatten die Mitarbeiter der Cateringfirma schon auf UN-Veranstaltungen und Wohltätigkeitsveranstaltungen des Weißen Hauses gearbeitet, so dass wir vom FBI ohne viel Aufhebens die erforderlichen Infos bekamen.

Es waren die Gäste und Gastgeber, die uns Sorge bereiteten. Als wir auf Taschenkontrollen an der Tür bestanden, benahmen sich einige Gäste, als bräuchten sie eine Beruhigungsspritze. Einen Kompromiss erzielten wir, als uns das Strafgericht von Manhattan auf Geheiß von Mrs.

Blanchettes Freund, dem Bürgermeister, einen Metalldetektor lieh.

Den einzigen Höhepunkt verschaffte uns die Cajun-Oberkellnerin, Maw-Maw Josephine, als sie hörte, dass einer der Detectives nach dem Wirbelsturm Katrina als freiwilliger Helfer nach New Orleans gegangen war. Deshalb bekamen wir so viel Gumbo, Shrimps und Maisbrot vorgesetzt, wie wir in uns hineinstopfen konnten.

Während der ersten Stunde, in der auserwählte Gäste zu einem privaten Dinner eintrafen, herrschte unheilvolle Ruhe. Natürlich war ich froh, die Anwesenden in Sicherheit zu wissen, andererseits hoffte ich, Gladstone würde auftauchen, damit wir ihn dingfest machen konnten. Mit seinem unberechenbaren Verhalten schien er meine Magenwand zu verätzen.

Oder lag es an Maw-Maws Tabasco-Jambalaya?

Ich hatte zum hundertsten Mal per Funk die gelangweilte Sondereinheit auf der Straßenseite am Central Park überprüft, als mich Beth Peters anrief.

»Sie werden es nicht glauben«, begann sie aufgeregt.

»Was? Haben wir ihn?«

»Kommen Sie zur West 38th Street in der Nähe der Eleventh Avenue,

dann können Sie mir das vielleicht sagen«, antwortete sie.

Was hatte das nun wieder zu bedeuten? Und West 38th? Dies war die Gegend, in der der französische Fotograf umgenietet worden war.

»Kommen Sie schon, Beth, keine Spielchen«, bat ich. »Was ist los?«

»Ehrlich, ich bin mir dessen nicht sicher, Mike«, sagte sie. »Sie müssen einfach herkommen. Der Tatort ist leicht zu finden. Es ist das Gebäude mit den vielen Feuerwehrautos davor. Ach ja, und den Pferden.«

Den Pferden?



Das Obergeschoss des Wohnhauses in Hell's Kitchen brannte immer noch, als ich auf dem Bürgersteig hinter einem Rettungswagen parkte. Ungläubig die Augen zusammenkneifend stieg ich aus, während mir Beth Peters entgegenkam.

»Ich sagte doch, Sie werden es nicht glauben«, erinnerte sie mich. Sie hatte ihr Wort gehalten. Eine Herde erschrocken dreinblickender Pferde irrte auf dem Bürgersteig jenseits der Absperrung umher. Als wir einem mit einem Rauchvernichter ausgerüsteten Feuerwehrmann folgten, erklärte uns dieser, dass sich gleich nebenan ein Stall mit Pferden für die Central-Park-Kutschen befand.

Nun ja, warum nicht auch noch Pferde? Wir hatten bereits einen Gesetzlosen und einen Revolverhelden. Jetzt brauchte ich als Sheriff nur noch einen weißen Hut. Vielleicht könnte ich den von diesem geistesgestörten Straßenkünstler auf dem Times Square, dem »Naked Cowboy«, leihen.

Die Wände des obersten Stockwerks waren noch schwärzer als die Cajun-Schrimps, die ich kurz zuvor gegessen hatte. Beth unterhielt sich in einem der abgefackelten Zimmer mit den Technikern der Spurensicherung, bevor sie mir eine Atemschutzmaske reichte und mich zu einem Klumpen Asche in der Mitte des Zimmers führte.

Mein Magen zog sich zusammen wie eine Faust, als ich die übel verbrannte Leiche erblickte. Das Feuer hatte den Körper zu einer Figur aus einem Horrorfilm schmelzen und verkrusten lassen.

»Ich habe von den Technikern ein paar Gebissaufnahmen machen lassen. Und wir haben Thomas Gladstones Zahnarzt draußen in Locust Valley gebeten, uns dessen Röntgenaufnahmen zu schicken«, erklärte Beth.

»Der Gerichtsmediziner ist ziemlich sicher, dass die beiden übereinstimmen.«

Der Anblick der Pferde war bei weitem nicht so überraschend wie das hier. Fast hätte ich mir den Kiefer ausgerenkt. »Sie wollen mir erzählen, das hier ist Gladstone?«, fragte ich. »Der Gladstone, nach dem wir suchen?«

Ich weiß, Respektlosigkeit den Toten gegenüber gehört sich nicht, aber

ich konnte nicht leugnen, dass ich erfreut war. Dieser Magengeschwüre verursachende Fall war endlich vorbei. Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken und stieß einen langen Seufzer der Erleichterung aus. Ich hatte das Gefühl, als hätte man mir ein Klavier von den Schultern genommen.

»Was wissen Sie?«, fragte ich Beth. »Hat er sich vielleicht selbst umgebracht? Er ist also sprichwörtlich in einem Glorienschein untergegangen. Gott sei Dank ist es vorbei.«

Doch Beth schüttelte nur den Kopf. Ich war mit meinen Schlussfolgerungen zu voreilig gewesen.

Sie ging in die Hocke und deutete auf ein kleines, rundes Loch in der Schläfe der Leiche. Anschließend zeigte sie mir ein größeres Loch auf der anderen Seite des Kopfes, eine große, zerfetzte Austrittswunde.

»Sich selbst zu erschießen ist ziemlich einfach, aber sich zu erschießen und dann in Brand zu stecken, na ja, das erfordert ein bisschen mehr Geschick«, gab sie zu bedenken.

»Vielleicht hat er es andersherum getan«, merkte ich verzweifelt an.

»Hat zuerst die Wohnung angezündet und sich dann abgeknallt.«

»Was ist dann mit der Waffe passiert? Selbst wenn sie geschmolzen wäre, hätte sie Spuren hinterlassen, aber die Spurensicherung findet keine. Außerdem sagt Cleary, er habe im linken Oberarm Reste von Fliegenlarven gefunden, was heißt, dass der Typ hier seit zwei, vielleicht drei Tagen tot ist. Und das wiederum heißt ...«

»... dass Gladstone all diese Menschen nicht getötet haben kann«, beendete ich den Satz für sie. Ich drückte die Handballen gegen meine Augen.

»Tut mir leid, Mike, aber er ist nicht unser Mörder.«

Ich fluchte leise. Wenn der Mörder nicht Thomas Gladstone war, wer war es dann, verdammt noch mal?

»Das ist noch nicht alles.« Beth richtete sich auf und führte mich zu einem Schrank mit einer gegrillten Tür.

Beim Anblick der blonden jungen Frau, die dort hineingequetscht worden war, zuckte ich zusammen. Das Feuer hatte ihr nicht allzu sehr zugesetzt, trotzdem war sie ziemlich tot – ein Schuss in den Hinterkopf hatte sie zur Strecke gebracht.

»Wir haben ihre Handtasche gefunden. Die Frau hieß Wendy Stub. 26

Jahre alt. Auf ihrer Visitenkarte steht, dass sie Agentin bei Stoa Holdings war, einer angesehenen PR-Agentur an der Park Avenue South.«

Eine PR-Agentin? Was hatte sie mit dieser Sache zu tun?

Während im Hintergrund die Feuerwehrleute die Wände zu den anderen Räumen aufbrachen, fragte ich mich, ob die New Yorker Feuerwehr noch Mitarbeiter suchte. Ein Berufswechsel schien mir in diesem Moment wie gerufen zu kommen. Oder vielleicht wurde nebenan im Stall ein Pferdeflüsterer gebraucht, um den armen Tieren zu helfen, ihr Trauma zu verarbeiten.

Beth sah mich fragend an. »Und jetzt?«

»Woher soll ich das wissen?«, antwortete ich.

Die Stoßzeit war noch längst nicht vorbei, als das Taxi des Lehrers hinter einem Polizeiwagen hielt, das vor dem Pierre Hotel parkte. Es machte ihn etwas nervös, doch Vinny, der Portier, kam herbeigeeilt, um ihm die Tür zu öffnen, als wäre alles normal. Polizisten kamen nicht an solche Orte, um jemanden abzuholen. Sie kamen, um Menschen zu beschützen. Dennoch wandte der Lehrer den Blick ab und umfasste den Knauf seiner .45er.

»Willkommen zu Hause, Mr. Meyer!«, grüßte Vinny. »Wie war Ihre Reise? Paris, wenn ich mich recht erinnere?«

Dass er nach Paris fliegen würde, hatte er jedem im Pierre erzählt. Doch eigentlich war er unendlich weiter gereist. In andere Dimensionen. Jetzt war er nach Hause zurückgekehrt an den Ort, an dem er seit Jahren lebte.

»Es war großartig, Vinny. Besonders das Essen«, erzählte der Lehrer und lächelte ungewollt. Vinny war ihm gleich vom ersten Moment an, als er beschlossen hatte, in das weltberühmte Hotel zu ziehen, sympathisch gewesen. Das war kurz nach dem Tod seiner Mutter geschehen.

Er war der Alleinerbe des Ronald-Meyer-Vermögens in Höhe von 24 Millionen Dollar. Er hatte geschworen, es seinem Stiefvater heimzuzahlen, dem alten Sack, und alles bis auf den letzten Penny zu verprassen. Die Wohnung in Hell's Kitchen hatte er nur als Kommandozentrale behalten.

»Was macht der Polizeiwagen hier?«, fragte der Lehrer beiläufig.

»Jesses, wahrscheinlich haben Sie noch nichts davon gehört. Es gibt da so ein bescheuertes Arschloch – oh, verzeihen Sie –, der seit einigen Tagen durch die Stadt geistert und Menschen umbringt. Hat eine Stewardess in einem Hotel an der Sixth Avenue und einen Oberkellner im 21 Club umgebracht. Steht alles in den Zeitungen. Man geht davon aus, dass er es auf die Reichen abgesehen hat. Also stehen überall Polizisten herum, wo es Reiche gibt. Das heißt hier in der Gegend, denke ich. Mein Cousin Mario ist Sergeant unten in Village, er sagt, die Massen seien derart in Hysterie verfallen, dass sich die Psychofuzzis schon die Hände reiben, weil sie hoffen, ein Vermögen mit ihren Therapien zu verdienen.«

»Da könnten Sie wohl Recht haben, Vin«, pflichtete ihm der Lehrer bei und nahm die Hand von seiner Waffe.

»Hey, gibt es was Neues über diesen Kochsender? Ich habe diesen Emeril langsam satt.«

»Geduld, Vinny. Gut Ding will Weile haben.«

»Wenn Sie das sagen, Mr. Meyer. Heute kein Gepäck?«

»Eine Verwechslung draußen am Kennedy Airport. Ist ja nichts Neues. Wird später gebracht. Im Moment brauche ich nur etwas zu trinken.«

»Sie genauso wie ich, Mr. Meyer. Lassen Sie sich's schmecken.«

In der Eingangshalle wurde er von Michael, Vinnys Kollegen, ebenso freundlich empfangen. »Mr. Meyer, schön, dass Sie wieder da sind, Sir.« Der Lehrer mochte ihn genauso gern wie Vinny. Michael, ein kleiner, blonder, behutsamer Mann mit sanfter, zurückhaltender Stimme, konnte unglaublich hilfsbereit sein, ohne seinem Gegenüber in den Arsch zu kriechen – eine Eigenschaft, die einen wahren Menschen auszeichnete. Ohne viel Aufhebens ging Michael in den Raum hinter der Rezeption und holte die Post des Lehrers.

»Ach, bevor ich es vergesse, Sir. Barneys hat vor einer Stunde angerufen und gesagt, Sie könnten zur letzten Anprobe kommen, wann immer Sie wollen.«

Der Lehrer spürte einen kalten Schauer über seinen Rücken laufen, als würde eine Schlange an seiner Wirbelsäule nach unten gleiten. Sein Anzug war fertig.

Derjenige, in dem er sterben würde.

Das konnte man wahrhaftig als letzte Anprobe bezeichnen.

»Hervorragend. Danke, Michael«, sagte er und blätterte seine Post durch. Den großen Umschlag mit der eingepprägten Einladung sah er sich genauer an. »Mr. und Mrs. Blanchette« stand dort als Absender. Er nickte befriedigt. Jemand, den er aus seinem früheren Leben kannte, hatte ihn auf die Gästeliste setzen lassen. Die Blanchettes hatten keine Ahnung, wer Mr. Meyer war.

»Michael?« Er tippte mit dem Umschlag gegen sein Kinn, während er zum Fahrstuhl ging.

»Ja, Sir?«

»Ich bräuchte dringend einen Termin beim Hotelfriseur.«

»Schon erledigt, Mr. Meyer«, erwiderte Michael.

»Und würden Sie bitte eine Flasche Champagner nach oben schicken?

Ich denke, ein Rosé wäre gut.«

»Dom Pérignon oder Veuve Clicquot?«, erkundigte sich Michael, der die Lieblingsmarken seines Gastes kannte.

»Wie wär's mit beiden?« Der Lehrer warf ihm sein gewinnendstes Lächeln zu, das er sein Tom-Cruise-Spezial nannte. »Man lebt nur einmal, Michael. Man lebt nur einmal.«

Eindreiviertel Stunden später stand der Lehrer bei Barneys vor einem bodenlangen Dreifachspiegel.

»Gefällt dem Herrn, was er sieht?«, erkundigte sich der Verkäufer. Bei dem marineblauen Kaschmiranzug handelte es sich um einen Gianluca Isaia, hatte ihm der Stiefellecker mit einer Stimme verraten, die liebevoll und ehrfürchtig klang wie die eines Heiligen, der den Namen Gottes ausspricht. Zum Anzug hatte er ein Seidenhemd von Battistoni und Schnürschuhe von Bettanin und Venturi gewählt.

Der Lehrer musste zugeben, dass er verdammt gut aussah. Eine James-Bond-Erscheinung. Wie der Bond aus dem letzten Film, einschließlich dessen blondem Haar nach dem Schneiden und Färben.

»Dem Herrn gefällt, was er sieht«, bestätigte der Lehrer schließlich mit einem Grinsen. »Wie hoch war die Rechnung noch mal?«

Der Verkäufer tippte Zahlen in seine Kasse ein. »8826 Dollar«, verkündete er nach einer Minute. »Einschließlich der Socken.«

Oh, einschließlich der Socken. Ein Schnäppchen!

»Wenn die Ausstattung zu teuer ist, könnte ich Ihnen etwas anderes zeigen.« Die Stimme des Verkäufers klang eindeutig herablassend.

Aus dem Augenwinkel heraus sah der Lehrer, dass das makellos gekleidete kleine Arschloch sogar die Dreistigkeit besaß, die Augen zu verdrehen.

Diese Luxusladenverkäufer lernten ihre Lektion einfach nicht! Am liebsten hätte der Lehrer dieses abgestumpfte Stück Scheiße gefragt, wann er denn zum letzten Mal eine vierstellige Summe für einen Anzug bezahlt hatte. Dieser Kerl bettelte genauso wie viele andere um eine Kugel in den leeren Raum zwischen seinen Ohren.

Der Lehrer holte tief Luft. Beruhige dich, sagte er sich. Ja, genau so. Guter Junge. Jetzt, so nah am Ziel, so nah dran, die Dinge wieder ins rechte Licht zu rücken, war nicht der Zeitpunkt für einen dummen Wutausbruch.

»Ich nehme die Sachen so, wie sie sind.« Der Lehrer griff in seinen Vuitton-Koffer neben dem Spiegel und fuhr mit den Fingern über den stählernen Waffelmustergriff einer seiner beiden

50-Schuss-Intratec-Tec-9-Maschinenpistolen, die unter dem butterweichen Nappaleder wie zwei treue Freunde warteten. Widerwillig ließ er seine Hand weitergleiten und zog seine Brieftasche mit der schwarzen American Express Card heraus. »Einschließlich der Socken«, sagte er.



»Wie heißt denn das süße Hündchen?«, fragte der mit einem Turban bekleidete Taxifahrer, als er vor dem Metropolitan Museum of Art hielt. »I-Tüpfelchen«, antwortete der Lehrer, bezahlte den Fahrer und zerzte den platinblonden Malteser aus dem Taxi.

Er hatte den Hund auf dem Weg hierher in einer Haustierboutique gekauft. Er würde der Vorwand für seine Aufklärungsarbeit im Haus der Blanchettes sein. Ein extrem gut gekleideter Metrosexueller mit einem Schoßhündchen würde in diesem Teil der Upper East Side alles andere als auffallen.

Mit dem an seiner Leine zerrenden Hund ging der Lehrer die Fifth Avenue auf der Parkseite entlang. Einen Block südlich der Blanchettes blieb er stehen und betrachtete das rege Treiben vor dem Wohngebäude. Bentleys und Limousinen parkten in zweiter Reihe, Türsteher eilten hin und her, während gut betuchte Damen und Herren aus den Fahrzeugen stiegen und unter die Markise traten.

Eine Sache kam ihm seltsam vor. Er hatte viel mehr Sicherheitskräfte erwartet, doch außer den Türstehern sah er keine weiteren. Umso besser. Seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Sein Schicksal hielt, was es versprochen hatte. Er befand sich auf der Zielgeraden.

Sein Plan war, mit Hilfe der Einladung Zugang zum Haus zu erhalten. Sollte er gestoppt oder durchsucht werden, würde er die Tec-9er ziehen, die in den Halftern unter seinen Armen steckten, und das Feuer eröffnen. Sich den Weg zum Fahrstuhl über Leichen erobern. Nach oben fahren und alle umnieten, die so dumm wären, sich zwischen ihn und die Blanchettes zu stellen.

Auf eine Art hoffte er, dass es Widerstand geben würde. Die Blanchettes würden ihn hören und etwas zum Nachdenken haben, während er sich ihnen näherte.

Er wappnete sich gerade innerlich, als er an einem Kastenwagen auf der Parkseite der Straße vorbeikam und ein seltsames Rauschen hörte. Das konnte nur ein Funkgerät sein. Und zwar im Wagen einer Cateringfirma! Also überwachte die Polizei diesen Ort doch.

Wieder spürte er diesen kalten Schauer an seiner Wirbelsäule, und sein

Atem wurde schwerer. Von seiner Willenskraft angetrieben, ging er unbefangen weiter und zog seinen Hund hinter sich her wie jemand, der dies jeden Tag machte.

Was genau sollte er tun, wenn ihn die Polizei herausforderte? Schießen? Abhauen? Hier bot sich ihm vielleicht die letzte Chance, um die Blanchettes zu erledigen. Einfach mit gezogener Waffe über die Straße in die Eingangshalle rennen?

Er umfasste den kalten Griff der Tec unter seinem linken Arm und entsicherte sie mit dem Daumen. Was auch immer als Nächstes passieren würde, er würde nicht allein sterben. Verdammte Polizisten. Die fünf Minuten hätten sie auch noch warten können.

Mit einem raschen Blick über die Schulter vergewisserte er sich, dass ihm niemand folgte. Sein Atem wurde gleichmäßiger. Gott, welch ein Glück er gehabt hatte!

Zwei Straßen weiter nördlich bog der Lehrer nach links in den Central Park. Der Köter, den er hinter sich herzog, begann zu kläffen und ging ihm tierisch auf die Nerven.

Beruhig dich, ermahnte er sich, während er die Tec wieder sicherte. Hier bestand keine Gefahr. Jetzt musste er nachdenken. Die Situation hier war anders als vor dem Pierre Hotel, wo ein Polizeifahrzeug gut sichtbar am Straßenrand stand. Der offensichtliche Mangel an Sicherheit bei einem Ereignis dieser Größenordnung hätte ihn misstrauisch machen müssen. Diese Schweine stellten ihm eine Falle! Schuld hatte mit Sicherheit Mike Bennett, dieses Arschloch, der irgendwie die Pläne des Lehrers vorausgesehen hatte.

Doch der Lehrer hatte seinerzeit eine Menge Strategie- und Kriegsbücher gelesen. *Die Kunst des Krieges*, *Das Buch der fünf Ringe*, *Der Prinz*.

Alle rieten dasselbe, auch wenn die Sache äußerst simpel klang: herausfinden, welchen Schritt dein Gegner von dir erwartet, dann etwas anderes tun. Die Kunst der Kriegsführung liegt in der Täuschung.

Er hatte das Wasserreservoir bereits halb umrundet, als ihm die Eingebung kam. Ein geistreicher Plan, um Bennetts Falle zu umgehen – ein kleiner Endspurt. Genau das war's. Ja, ja, ja. Er drückte seine zitternde Hand auf seinen grinsenden Mund. Bingo. Sein Plan war perfekt, perfekter noch als sein ursprünglicher. Er hatte das große Los gezogen.

Er grinste noch breiter, als er sich Detective Bennetts dämliches Gesicht vorstellte.

»Du hattest deine Chance, Bennett«, flüsterte er.

Er ließ die Leine los und versetzte dem quietschenden Malteser einen Tritt.

»Jetzt bin ich dran.«

## **Vierter Teil**

### **Der Almosendieb**

Vater Seamus Bennett saß im dunklen Beichtstuhl und schnäuzte sich leise seine triefende Nase, bevor er das Diktiergerät an die Lippen hielt. »Überwachung der Almosenbüchse«, flüsterte er ins Mikrofon. »Tag zwei.«

Meine Güte, wie krank er war, dachte er schniefend. Noch nie in seinem Leben war er krank gewesen oder hatte im Bett bleiben müssen. Wusste Mike nicht, dass man in seinem Alter um jeden Preis der Welt vermeiden musste, im Bett zu bleiben?

Schließlich bestand die Gefahr, nicht wieder hochzukommen. Auf den Beinen zu bleiben und sich zu beschäftigen war die Lösung.

Abgesehen davon musste er eine Gemeinde leiten. Und diesen heimtückischen Almosendieb schnappen. Mittlerweile war klar, dass er die Sache selbst in die Hand nehmen musste. Die New Yorker Polizei jedenfalls hatte ihn im Stich gelassen.

Zwanzig Minuten später war er beinahe eingeschlummert, als er etwas hörte – ein schwaches Knarren. Sein Niesen unterdrückend, zog er vorsichtig den Samtvorhang des Beichtstuhls zur Seite.

Das Geräusch kam vom Vordereingang am anderen Ende des Mittelgangs! Die Tür öffnete sich langsam. Seamus' Herz raste, als jemand eintrat, der im schwachen Licht der Opferkerzen nicht zu erkennen war. Gebannt beobachtete er, wie der Dieb neben der letzten Reihe stehen blieb, seinen Arm zur Almosenbüchse hob und etwas herausholte.

Es war eine Art Umschlag, den er herauszog. So hatte dieser Dieb es also angestellt, dachte Seamus, während der Kerl Münzen und ein paar Scheine aus dem Umschlag in seine Hand gleiten ließ. Genial, die Idee mit dem doppelten Boden. Für einen Almosenbüchsenräuber ein Meisterstück.

Trotzdem ließ sich der Dieb auf frischer Tat ertappen, dachte Seamus, während er leise seine Schuhe auszog. Der Täter musste dingfest gemacht werden.

Auf Socken schlich er ins Seitenschiff hinaus und hinter den Dieb. Er war nur noch drei Meter entfernt, als er ein lästiges Kitzeln in seiner

Nase spürte. Es kam so schnell und heftig, dass er es nicht zurückhalten konnte.

Der Nieser klang in der Totenstille der Kirche wie ein Schuss.

Erschrocken wirbelte der Dieb herum, bevor er zur Tür stürzte. Seamus konnte noch zwei Schritte vorwärtsspringen, dann rutschte er auf seinen Socken aus und fiel mit ausgestreckten Armen nach vorn.

»Jetzt hab ich dich«, rief er und umklammerte den Dieb an der Hüfte.

Münzen klimperten über den Marmorboden, während die beiden miteinander kämpften. Plötzlich gab der Täter jeden Widerstand auf und begann ... zu weinen?

Seamus hielt ihn am Hemd fest, zerrte ihn zur Wand und schaltete das Licht ein.

Ungläubig betrachtete er sich seinen Gefangenen. Es war ein Kind. Aber nicht irgendeins.

Der Dieb war Eddie, Mikes neun Jahre alter Sohn.

»Bei aller Liebe, Eddie, wie konntest du?«, fragte Seamus mit gebrochenem Herzen. »Mit diesem Geld werden Lebensmittel für die Tafel gekauft, für arme Menschen, die nichts haben. Aber du – du wohnst in einer hübschen Wohnung mit allem, was du dir wünschst, und du bekommst ein Taschengeld. Sag mir nicht, du bist noch nicht alt genug, um zu wissen, dass man nicht stiehlt.«

»Ich weiß.« Eddie blickte zu Boden und wischte sich die Tränen aus den Augen. »Ich kann aber nichts dagegen machen. Vielleicht waren meine echten Eltern Verbrecher. Ich glaube, ich habe schlechtes Blut.

Räuberblut.«

Seamus schnaubte wütend. »Räuberblut? So ein Quatsch.« Er packte den Jungen am Ohr und zog ihn zur Tür. »Die arme Mary Catherine ist sicher krank vor Sorge um dich. Du solltest doch zu Hause sein. Du wirst einen grün und blau geschlagenen Räuberhintern haben, sobald dein Vater von dieser Sache erfährt.«

In der Wohnung der Blanchettes auf der Fifth Avenue war die Party in vollem Gange. Tanzmusik dröhnte mir entgegen, als ich den Fahrstuhl verließ. Im holzvertäfelten Foyer erblindete ich beinahe im Blitzlichtgewitter der Fotografen, die aalglatte Cheftypen mit ihren exotisch aussehenden Frauen für das *Who Is Who* knipsten. Das Leben eines Polizisten in dieser Stadt war einfach unglaublich. In zehn Minuten vom Fegefeuer in Hell's Kitchen zum *Fegefeuer der Eitelkeiten!*

Der Butler hatte verkündet, Mr. und Mrs. Blanche könnten wegen eines familiären Notfalls nicht anwesend sein, wünschten aber den Gästen dennoch viel Vergnügen. Sie nahmen ihn beim Wort. Schillernd und knapp bekleidete Angehörige der oberen Zehntausend schoben und drängten sich durch den nur von blitzenden Scheinwerfern beleuchteten Partyraum.

Mir begegneten eine lebende Statue, ein Transvestit, der Bettie Page verkörperte, eine Frau im Las-Vegas-Showgirl-Kostüm und ein Typ, der, als Vogel verkleidet, an mir vorbeiflatterte. Gehörte er zu der bedrohten Spezies, die man hier zu retten versuchte? Nein, diese Veranstaltung diente einem anderen Wohltätigkeitszweck, doch welchem, vermochte ich nicht mehr zu sagen.

»Zu welchem Dermatologen gehst du denn?«, rief jemand neben mir in der Menge. »Diese weißen Trüffel sind so komplex und doch so einfach«, sinnierte jemand anderes.

Ich drehte mich um, als mir jemand auf die Schulter klopfte. Es war ein Mann mittleren Alters in schwarzem Anzug und mit Spuren eines verdächtigen weißen Puders unter der Nase.

»Hey, ich habe Sie seit der Eröffnung nicht mehr gesehen«, sagte er.

»Wie war Mallorca?«

»Prima«, antwortete ich und zog mich Richtung Küche zurück.

Ich erblickte sogar die Redakteurin der *New York Times*, die ich beinahe verhaftet hätte. Sie unterhielt sich draußen am Pool mit einigen Männern in Anzügen. Wahrscheinlich um zu entscheiden, wie die Nachricht des nächsten Tages lautete.

Als ich es endlich bis in meine Kommando-Küchenecke geschafft hatte, setzte ich mich einen Moment hin und drückte meine Stirn gegen die kühle, wohltuende Granitarbeitsplatte.

Die neueste Enthüllung, die mir noch immer durch den Kopf ging, ergab keinen Sinn. Wie konnte es sein, dass Thomas Gladstone nicht der Mann war, nach dem wir suchten?

Gladstone lässt sich scheiden und verliert seine Arbeit, dann ermordet jemand anderes seine Familie? Und was ist mit unserer Augenzeugin, der Air-France-Stewardess, die ihn anhand eines Fotos erkannt hat? Log sie? Wenn ja, warum? Mussten wir sie noch einmal vernehmen?

Ich übergab meine Verwirrung und rief die Sicherheitstruppen an. Alles schien normal zu sein. Keine Aktivität auf der Straße, alle Türen und Fenster im Erdgeschoss waren mehrmals überprüft worden.

»Wir haben hier alles fest im Griff«, funkte Steve Reno aus der Eingangshalle nach oben.

»Gilt das auch für meine Nerven?«, funkte ich zurück.

»Gönn dir ein Glas Cristal, Mikey«, schlug Reno vor. »Oder kipp dir mit einer der Debütantinnen einen hinter die Binde. Wir verraten auch nichts. Jedenfalls musst du etwas tun, um dich zu entspannen.«

»Mich sinnlos zu besaufen ist echt verlockend«, rief ich ins Funkgerät.

»Aber eigentlich würde es reichen zu kündigen.«



Neben einem anderen Luxusgebäude kniete der Lehrer auf dem Bürgersteig und bearbeitete ein Gitter mit einem Brecheisen. Er hatte sich vergewissert, dass diese Gegend nicht von Polizisten überwacht wurde.

Nach fünf Minuten hatte er das Gitter geöffnet, sprang in den Schacht und schloss es leise wieder über seinem Kopf. Diese Art von Dreckarbeit behagte dem Lehrer überhaupt nicht, doch wenn man in eines der wie Fort Knox gesicherten Vorkriegsgebäude von Manhattan eindringen wollte, musste man Opfer bringen.

Der Strahl seiner kleinen Stableuchte, die zwischen seinen Zähnen klemmte, tanzte über den Betonboden, auf dem er in die Hocke gegangen war. Er steckte bis zu den Knöcheln seiner 300-Dollar-Socken im Dreck – Zigarettenkippen, Kaugummipapier, nasser, nicht erkennbarer Abfall, eine leere Crack-Ampulle.

Er schüttelte sich die Jacke von den Schultern, knüllte sie zusammen und hielt sie an das verdreckte Kellerfenster unter dem Gitter. Mit einem einzigen, kräftigen Schlag ging die Scheibe zu Bruch. Innehaltend, lauschte der Lehrer auf einen Alarm oder einen Schrei. Nichts. Er griff durch die Scheibe, schob den Hebel zur Seite und zwängte sich hindurch. Rasch ging er einen Flur entlang, der von verstaubten Verschlägen voll mit alten Skiern, Strandrädern, kaputten Rekordern und anderem Müll gesäumt war. Die oberen Zehntausend hoben denselben Quatsch auf wie alle anderen Idioten auch, dachte der Lehrer. Er ging langsamer, als er sich einer Tür näherte, hinter der spanische Musik gespielt wurde – mit Sicherheit die Wohnung des Hausmeisters. Leise schlich er an der Tür vorbei.

Er betrat einen altmodischen Fahrstuhl, der sich auf der rechten Seite befand, und schloss leise die äußere Tür, bevor er das Messinggitter zuzog.

Erst jetzt bemerkte er das Blut an seiner Hand. Rote Tropfen fielen von seinem Daumen auf das abgenutzte Linoleum.

Er schob den Ärmel hoch. Mist, er hatte sich, als er das Fenster eingeschlagen hatte, den Arm aufgeschlitzt. Na, so was! Er stand

dermaßen unter Strom, dass er es nicht bemerkt hatte.

Ach, was war schon dieses bisschen Blut? Er entsicherte seine Tec-9er und betätigte den Schalter. Der Fahrstuhl setzte sich in Bewegung.

Bald würde noch viel mehr Blut fließen.

Hüpfend setzte sich der Lastenfahrstuhl in Bewegung. Der Lehrer hielt den Atem an, lauschte, während das Brummen des Motors mit einem Klicken erstarb und der Fahrstuhl am Ende des Schachts stehen blieb. Immer noch nichts.

Hochstimmung breitete sich in seiner Magengegend aus, als hätte er einen Luftballon verschluckt. Wie viele Jahre seines Lebens hatte er damit verschwendet, davor davonzulaufen, und es geleugnet?

Er liebte es, mit seiner Umwelt Krieg zu führen. Der Nervenkitzel war besser als Sex, Drogen und Rock 'n' Roll in einem.

Jetzt aber schnell, dachte er und schob das Messinggitter leise zur Seite. Er betrat den schmalen Absatz einer Hintertreppe mit zwei Türen und einigen Mülleimern und legte ein Ohr an die am nächsten gelegene Tür. In der Wohnung lief Wasser, ein Topf wurde mit dumpfem Schlag auf den Herd gestellt, laute Stimmen, die nach denen von Kindern klangen, drangen bis auf den Flur heraus.

Er drückte mit dem Daumen seiner verletzten Hand auf den Klingelknopf. Schritte näherten sich. Er würde sagen, er habe ein Paket für die Familie Bennett. Oder er würde die Tür mit der Schulter aufdrücken, falls sie jemand mit vorgelegter Kette nur einen Spaltbreit öffnen würde.

Doch die Riegel klickten, und die Tür öffnete sich bereitwillig nach innen.

Ihr macht wohl Witze, dachte er. Nicht einmal ein »Wer ist da?«. Hatte man hier noch nichts von der steigenden Kriminalitätsrate gehört?

Sein Herz schlug Purzelbäume, als die Tür bis zum Anschlag aufschwang.

Als ich etwa zehn Minuten später meinen Kopf durch die Küchentür schob, hatte die Party noch einen Zahn zugelegt. Der Bürgermeister tanzte zu Techno-Musik mit der Trophäenfrau eines anderen, die wie eine Hyäne lachte. Die Gäste benahmen sich eher wie wilde Jugendliche, nicht wie würdige Erwachsene, die sie sicherlich tagsüber während ihrer Arbeit abgaben.

Ich wechselte einen verblüfften Blick mit einem der Detectives, der in die Rolle eines Kellners geschlüpft war.

»Ich denke, die Party erreicht ihren Höhepunkt, wenn der Kerl im Vogelkostüm vor dem Pollock tanzt«, sagte er.

Dann meldete sich jemand über meinen Kopfhörer.

»Mike? Äh, Mike? Kannst du hier mal reinkommen?« Er klang wie Jacobs, einer der Detectives von Midtown North.

»Wo ist ›hier‹?«

»In die Küche.«

»Was ist los?«

»Äh, komm einfach her, ja? Ich erklär's dir, wenn du hier bist. Over.«

Was war jetzt los? Ich kehrte in die Küche der Blanchettes zurück.

Jacobs hatte seltsam geklungen, sogar aufgebracht. Nun ja, bisher war alles glattgelaufen, vielleicht mussten wir jetzt Einschnitte hinnehmen. Ich eilte in die Küche.

Und blieb wie erstarrt stehen.

Jacobs stand neben dem Hintereingang über einen jungen Kerl gebeugt, der auf dem Küchenboden lag. Es war Genelli, ein Detective aus dem 19. Bezirk.

»O mein Gott«, sagte ich und ging auf die beiden zu. »Was ist mit ihm passiert?« Hatte ihn jemand zusammengeschlagen? War unser Mörder doch hier?

Genelli versuchte kurz, seinen Kopf zu heben, ließ ihn aber wieder auf den Boden plumpsen.

»Alles in Ordnung mit ihm«, erklärte Jacobs. »Dieser Schwachkopf hat aus Langeweile am Pool mit ein paar der eingeladenen College-Mädchen um die Wette gesoffen. Eine kommt schließlich rein und sagt, er sei

ohnmächtig geworden. Tut mir leid, aber ich wusste nicht, was ich tun soll. Wir können ihn nicht rausbringen, solange der Bürgermeister hier ist, sonst wird er gefeuert.«

Ich packte Genelli am Arm. »Nicht nur er. Ich auch. Mach die Hintertür auf und hol den Lastenfahrstuhl, bevor uns jemand sieht.«

Mary Catherine trocknete ihre Hände an einem Geschirrtuch ab, als die Klingel am Hintereingang ertönte. Sie vermutete, dass es ein Lieferant war, dem der Portier sein Okay gegeben hatte, was ziemlich oft vorkam. Jeder, der nach oben wollte, musste an ihm vorbei.

Doch ihr Geschirrtuch flatterte zu Boden, als sie den Mann anstarrte. Zuerst bemerkte sie das Blut an seiner Hand, dann schnellte ihr Blick zu den beiden übel aussehenden Waffen, die er auf sie richtete, und dann zu seinem breiten Grinsen.

»Die Wohnung der Bennetts, vermute ich«, sagte er und drückte die Mündung einer seiner Maschinenpistolen gegen Mary Catherines Nase. Blut lief nur wenige Zentimeter vor ihren Augen an seinem Handgelenk hinab.

O mein Gott, dachte sie, bemüht, ruhig zu bleiben. Was sollte sie tun? Schreien? Das könnte ihn in Wut versetzen, und wer würde sie schon hören? Heiliger Strohsack, das Schlimmste war, dass alle Kinder zu Hause waren!

Immer noch lächelnd, steckte er die bedrohliche Waffe zurück in seine Jacke.

»Willst du mich nicht hereinbitten?«, fragte er.

Sie trat widerwillig zur Seite. Eine andere Möglichkeit blieb ihr nicht. Er bedankte sich mit gespielter Höflichkeit.

Als er Shawna und Chrissy an der Kücheninsel sah, senkte er die andere Waffe und verbarg sie hinter seinem Bein. Wenigstens das tat er!

Die beiden beobachteten ihn mit verhaltener Neugier. In ihrem Alter gehörte das plötzliche Erscheinen eines Fremden genauso zu den geheimnisvollen Dingen des Lebens wie vieles andere auch. Die Grippe, die den Großteil der Bennetts an die Wohnung gefesselt hatte, hatte auch die regulären Zubettgehzeiten außer Kraft gesetzt.

»Hey, wer bist denn du?«, fragte Chrissy, die von ihrem Hocker rutschte und auf ihn zuging, um mit ihm Freundschaft zu schließen.

Mary Catherine schluckte und unterdrückte den Drang, zu Chrissy zu spuren und sie auf den Arm zu nehmen. Stattdessen ging sie nur auf sie zu, um sie aufzuhalten, und fasste sie an der Hand.

»Ich bin ein Freund von deinem Papa«, antwortete der Lehrer.

»Ich bin Chrissy. Bist du auch Polizist? Warum blutet deine Hand? Und was hast du da hinter deinem Bein?«

»Stopf der Göre eine Socke ins Maul«, wies der Lehrer Mary Catherine leise an. »Dieser ›Warum ist der Himmel blau‹-Scheiß geht mir echt auf den Sack.«

»Schaut euch jetzt den Film an, Mädchen«, verlangte sie.

Shawna warf ihr einen besorgten Blick zu. »Aber ich dachte, bei *Harry Potter* kriegen wir zu viel Angst.«

»Diesmal geht es schon in Ordnung, Shawna. Jetzt geht einfach. Sofort.« Von der strengen Stimme ihres Kindermädchens eher verängstigt als von dem Mann, der sie töten könnte, trippelten die Kinder davon.

Er schnappte sich ein Karottenstäbchen vom Schneidebrett und biss hinein.

»Geh ans Telefon und sag Mike, er soll sofort nach Hause kommen«, befahl er Mary Catherine, während er kaute. »Es wäre nicht gelogen, wenn du sagst, es handle sich um einen familiären Notfall.«

»Also gut, junger Mann, heute ist der Tag des Jüngsten Gerichts«, sagte Seamus, als er Eddie durch die Wohnungstür der Familie Bennett führte. Plötzlich riss ihm jemand von der anderen Seite die Tür aus der Hand.

»Hey, das ist aber eine nette Art, jemanden willkommen ...«, begann er entrüstet.

Seine Stimme erstarb, als er das Klicken an seinem Ohr hörte. Er schielte nach links, wo er eine Waffe sah. Eine große. Ein großer blonder Mann im Anzug drückte sie ihm an die Schläfe.

»Noch ein Kind?«, fragte der Mann mit Blick auf Eddie. »Wo sind wir hier? In einer Kindertagesstätte? Und einen Priester gibt es auch? Ja klar, jetzt verstehe ich, warum Bennett so viele Überstunden macht. Ich würde rund um die Uhr arbeiten, wenn ich in diesem Irrenhaus wohnen müsste.«

Seamus' Magen zog sich zusammen, als er eins und eins zusammenzählte. Apropos irre – das hier war der Serienmörder, den Mike zu schnappen versuchte. Er musste sich auf Mike eingeschossen haben.

Vielleicht konnte er diesen Mann beruhigen. Den väterlichen Freund spielen. Schließlich gehörte dies zu seiner Stellenbeschreibung.

»Ich sehe, dass es Ihnen nicht gutgeht, mein Sohn«, begann er, während ihn der Fremde ins Wohnzimmer führte. »Es gibt Möglichkeiten, die Sache wieder in Ordnung zu bringen, und dabei kann ich Ihnen helfen. Erleichtern Sie Ihr Gewissen, beichten Sie Ihre Sünden. Es ist nie zu spät.«

»Es gibt nur ein kleines Problem, du tatteriger alter Trottel – es gibt keinen Gott. Ich würde also die Sache mit den Sünden vertagen.«

Tatteriger Trottel? Seamus wurde wütend. Dann greifen wir eben zu Plan B, überlegte er.

»Schön und gut«, sagte er, während er dem Lehrer angriffslustig in die Augen blickte, ohne auf die Waffe zu achten. »Ich weiß, dass Ihr Weg schnurstracks in die Hölle führt.«

Die Kinder schnappten nach Luft.

»Hör gut zu, *padre*. Kinder zu erschießen verstößt nicht gegen meine



Religion. Das Gleiche gilt für Priester.«

»Für dich immer noch Monsignore, Arschgesicht.« Seamus funkelte ihn immer noch an, als stünden ihnen 15 Runden bevor.

Die Kinder schnappten noch lauter nach Luft, bis er voller Reue merkte, dass der Mörder Recht hatte. Er benahm sich wie ein alter Depp. Er musste sich zügeln und das Wohl der Kinder im Auge behalten.

Der Verrückte grinste.

»Mir gefällt dein Mut, Alter, aber wenn du mich noch mal so anfährst, wirst du die Mitternachtsmesse mit dem heiligen Petrus an der Himmelspforte feiern.«

Plötzlich stöhnte Fiona laut auf und beugte sich vor. Als der Mörder merkte, was geschah, sprang er zurück, aber nicht schnell genug – das Mädchen kotzte auf seine Schuhe.

Braves Mädchen, dachte Seamus.

Der Mörder verzog angewidert sein Gesicht, während er die Kotze von seinen schicken Schuhen schüttelte. Sein Ekel wandelte sich in Verwunderung, als er sah, dass Jane die Szene mit rasender Geschwindigkeit in einem Notizbuch festhielt.

»Ihr seid mir schon so eine Bande«, brummte er. »Bennett wird es mir danken, wenn ich ihn von diesem Elend befreie.«

Nachdem Genelli in Sicherheit gebracht worden war, ohne dass ihn maßgebliche Leute gesehen hätten, erhielt ich einen Anruf von Mary Catherine. Janes Zustand habe sich verschlimmert – 39 Grad Fieber und ständiges Erbrechen. Sie wisse nicht, ob sie Jane in die Notaufnahme bringen solle, und bat mich, gleich nach Hause zu kommen.

Ich hatte keine andere Wahl. Zum Glück war hier alles im grünen Bereich. Ich übertrug Steve Reno die Verantwortung und ging zur Tür. Der Bürgermeister, der einen Fototermin im Foyer wahrnahm, warf mir einen übellaunigen Blick zu, als ich an ihm vorbeiging. War er sauer, weil der Mörder nicht aufgekreuzt war?

Draußen wirkten die kalte Luft und der Mangel an Kopfschmerz verursachender Tanzmusik auf mich wie erfrischendes Tonic-Wasser. Tief Luft holend und den Nacken drehend, ging ich über die Straße zu meinem Impala. Ich ließ den Motor an und bog mit quietschenden Reifen auf die 85th Street.

Als ich durch den stockfinsteren Central Park Richtung West Side fuhr, ließ ich meine Gedanken wieder kreisen. Warum brachte jemand Thomas Gladstone, seine Familie und scheinbar wahllos eine Reihe anderer hochnäsiger New Yorker um?

Wahnsinn? Der Kerl war durchgeknallt, klar, aber er war auch organisiert und schlau und hatte alles ziemlich gut im Griff. Ich glaubte nicht, dass er die Morde zufällig, aus einem Impuls heraus beging. Er hatte einen Grund für das, was er tat. Rache? Vielleicht, aber wofür? Vermutungen anzustellen war zwecklos. Vielleicht traf beides gemeinsam mit weiß der Himmel was zu.

Einer Sache allerdings war ich mir sicher: Er musste in irgendeiner Weise mit Gladstone in Verbindung stehen.

Ich drehte den Polizeifunk leiser und schaltete das Radio ein, um meine Kopfschmerzen zu lindern. Ganz toll: 1010 WINS berichtete über den Serienmörder ebenso wie CBS 880. Also drehte ich den Knopf zum nächsten Sportsender.

Doch es gab kein Entkommen.

»Unser nächster Anrufer zum Spiel der Giants ist Mario aus Staten

Island«, verkündete der Sprecher. »Um was geht's, Mario?«

»Vor allem um meine Mutter«, antwortete der Anrufer. »Sie wohnt in Little Italy und hat Angst, ihre Tür aufzumachen. Wann wird die Polizei endlich diesen durchgeknallten Typen schnappen?«

»Ich arbeite daran«, sagte ich und schaltete die verdammte Quasselkiste ab, als mich Beth Peters auf meinem Mobiltelefon anrief.

»Mike, ich hoffe, Sie sitzen. Wir haben Neuigkeiten. Die Wohnung ist von einem Typen namens William Meyer gemietet. Er arbeitet für den Militärdienstleister Cobalt Partner. Sie wissen schon, die Firma, die den Amerikanern im Irak Sicherheit verkauft. Die Firma, die seit dieser Schießerei kürzlich so tief in der Scheiße steckt.«

Ich war mehr damit beschäftigt, Nachrichten zu erzeugen, als sie mir anzuhören, doch ich erinnerte mich vage daran, von der Geschichte gehört zu haben. Auf einen Konvoi mit Beamten des Außenministeriums waren Schüsse abgegeben worden, woraufhin die Jungs von Cobalt Partner in die Menge geschossen hatten. Elf Menschen waren ums Leben gekommen, darunter vier Kinder. Die Firma sollte angeklagt werden.

»Dieser William Meyer ist der Hauptverdächtige. Er hätte im Fernsehen in *Today* auftreten sollen, um sich zu verteidigen, ist aber ausgebüxt. Vor Cobalt war er bei den Marines, Spezialeinheit. Das würde eindeutig mit den militärtaktischen Fähigkeiten und seinen Schießkünsten übereinstimmen.«

»Haben Sie eine Ahnung, warum Gladstone in Meyers Wohnung war?«, fragte ich.

»Keinen Schimmer, Mike, aber zumindest haben wir jetzt wieder einen Namen. Wir versuchen, das Puzzle zusammenzusetzen. Wir kriegen ihn. Es ist nur eine Frage der Zeit.«

William Meyer, dachte ich, als ich mit dem Fahrstuhl zu unserer Wohnung hinauffuhr. Bei der Art, wie dieser Kerl andere Menschen erledigte, kam er mir eher wie Michael Myers vor, der Spinner aus *Halloween*.

Es gab so viele unbeantwortete Fragen. Waren Thomas Gladstone und William Meyer alte Freunde aus Soldatenzeiten? Ich hätte ja gern einen von Gladstones Freunden oder Verwandten gefragt, aber sie waren alle tot. Erschossen von Meyer, wenn unsere neueste Theorie stimmte. War Meyer auf Gladstone sauer? Und was war mit der Tatsache, dass Meyer als Gladstone identifiziert worden war? Ähnelten sie sich etwa?

Der Geruch nach Äpfeln hing vor meiner Wohnungstür in der Luft. Auf dem antiken Post-Tischchen, das wir mit unseren Nachbarn teilten, stand eine Silberschale mit Äpfeln, Flaschenkürbissen und hübschen Babykürbissen. Über der Tür unserer Nachbarn hing ein Kranz aus getrockneten, gold und karminrot gefärbten Blättern.

Während ich draußen unterwegs war, um einen Psychopathen zu jagen und mir verkohlte Leichen anzusehen, hatte Camille Underhill, der Martha-Stewart-Klon, unser Treppenhaus herbstlich aufgemotzt. Ich durfte nicht vergessen, ihr zu danken, wenn die Geschichte vorüber war. Dann erblickte ich mich im Spiegel über dem Tisch. Wie erstarrt blieb ich stehen. Ich war leichenblass, hatte Tränensäcke, so groß wie Reisetaschen unter den Augen und einen daumengroßen Rußfleck auf dem Kinn. Schlimmer noch, mein Gesicht hatte einen finsternen Ausdruck angenommen, der drohte, für immer dort zu bleiben.

Es wurde Zeit, mich um einen neuen Beruf zu kümmern. Je eher, desto besser. Ich betrat unsere Wohnung und ging den Flur entlang zu Janes Zimmer, bemerkte aber, dass im Wohnzimmer der Fernseher flackerte. Für die Kleinen war es zu spät, aber vielleicht hatte Mary Catherine die Größeren vor die Glotze gesetzt, damit sie sich ungestört um Jane kümmern konnte. Ich hörte weder Husten noch Würgen. War die Epidemie abgeklungen?

Als ich das Wohnzimmer betrat, schien ich mit meiner Vermutung Recht zu haben. Auf dem Bildschirm rannten Harry und Ron einen Flur auf

Hogwarts entlang, während meine Kinder auf dem Ecksofa und den Bohnensacksesseln saßen.

Doch schließlich wurde mir klar, dass alle Kinder hier waren, einschließlich der todkranken Jane. Noch seltsamer war, dass Mary Catherine und Seamus ebenfalls im Wohnzimmer saßen und mich eindringlich anstarrten.

»Hey, warum seid ihr alle noch so spät auf?«, fragte ich. »Hat J. K. Rowling schon wieder ein Buch rausgebracht? Los, ihr Rasselbande, ab in die Falle.«

»Nein, es ist Zeit, Ihre Waffe herauszuziehen und zu mir rüberzuschieben«, erklang eine Stimme hinter mir. Das Wohnzimmerlicht wurde eingeschaltet.

Erst jetzt sah ich das Lampenkabel, mit dem Seamus und Mary Catherine an die Esstischstühle gefesselt waren.

Was? Nein, nicht hier! O mein Gott! Dieses Dreckschwein!

»Ich sage es nur noch einmal. Ihre Waffe – ziehen Sie sie heraus und schieben Sie sie zu mir«, sagte die Stimme. »Ich schlage vor, Sie sind sehr vorsichtig. Sie wissen genau, wie gut ich schieße.«

Ich drehte mich um, um meinem Albtraum in die Augen zu blicken. Die Zeugin hatte gute Arbeit geleistet. Groß, athletisch, mit attraktivem, jungenhaftem Gesicht. Sein Haar war blond, aber offenbar gefärbt. Und er sah wie Thomas Gladstone aus. Klar, dass die Stewardess ihn identifiziert hatte. Dieser Kerl sah wie eine ältere, schlankere Version des getöteten Piloten aus.

Oder war er doch Gladstone? Oder Meyer? Könnte die Gebissanalyse der verbrannten Leiche falsch sein?

Nicht zu übersehen waren auch seine Finger, die den Abzug seiner Maschinenpistole sehr fest umklammerten. Er zielte genau auf mein Herz.

Ich hielt meine Hände so, dass er sie sehen konnte, während ich meine Glock aus meinem Gürtelhalter zog, sie auf den Boden legte und mit dem Fuß in seine Richtung schob. Er hob sie auf und steckte sie in seinen Hosenbund, wo sich eine weitere Waffe befand. Der Kerl war ja bis an die Zähne bewaffnet!

»Zeit für ein Gespräch unter Männern, Mike.« Er deutete mit dem Kinn Richtung Küche. »Wir beide haben eine Menge nachzuholen.«

»So, ihr stellt mir hier nichts Dummes an, Kinder. Bleibt einfach ruhig sitzen«, drohte der Kerl meiner Familie in forschem, herablassendem Ton. »Ich höre euch, und wenn ich etwas höre, das mir nicht gefällt, jage ich eurem Papa eine Kugel in den Kopf. Das würde ihm gehörig den Tag verderben.«

Die Kinder duckten sich, während Juliana versuchte, die kleine, weinende Shawna auf ihrem Schoß zu trösten. Solche Worte waren, nachdem ihre Mutter vor nicht einmal einem Jahr gestorben war, ungefähr das Letzte, was sie hören wollten. Wie gerne hätte ich dieses Schwein umgebracht – allein dafür, dass er in meine Wohnung eingedrungen war.

Mit der Waffe in meinem Rücken ging ich in die Küche und setzte mich so nah an den Messerblock wie möglich. Wenn ich ihn dazu bringen könnte, unachtsam zu werden, würde ich mir eins schnappen und auf ihn losgehen. Dass ich erschossen werden könnte, war mir gleich. Aber ich musste auf Nummer sicher gehen. Ein Patzer, und wir wären alle tot. Doch der Kerl blieb auf der anderen Seite des Raums äußerst wachsam stehen.

»Ich habe gehört, Sie suchen nach mir«, fuhr er in demselben blasierten Ton fort. »Also, hier bin ich. Was kann ich für Sie tun?«

In einem stillen Gebet dankte ich für meine Jahre als Unterhändler bei Geiselnahmen. Ich konnte trotz des Adrenalins, das meine Venen aufblähte, ruhig bleiben. Mögen meine Ausbildung und Erfahrung die Führung übernehmen, dachte ich. Vielleicht konnte ich meine Familie mit Worten retten.

Vielleicht? Was dachte ich da? Ein Vielleicht war keine Option. Ich musste. Eine andere Möglichkeit gab es nicht.

»Diese Sache regeln wir beide unter uns«, sagte ich ruhig. »Solange wir es so handhaben, bin ich mit allem einverstanden, was Sie wollen. Bringen Sie mich nur hier raus oder lassen Sie meine Kinder gehen. Ich werde ihnen auftragen, mit niemandem zu reden, und daran werden sie sich auch halten. Wie Sie schon sagten – meine Familie wird nicht wollen, dass mir etwas passiert.«

»Nun, diese Sache regle ich zwischen mir und demjenigen, den ich dazu bestimme«, stellte er klar. »Die Bennett-Bande bleibt hier.«

»Okay«, stimmte ich zu. »Dann lassen Sie uns beide gehen. Ich tue, was auch immer Sie sagen, und werde keine Tricks versuchen.«

»Ich werde darüber nachdenken.«

»Warum sagen Sie mir nicht, was ich für Sie tun kann?«, fragte ich.

»Möchten Sie abhauen? Das kann ich arrangieren.«

Mit sardonischem Grinsen schüttelte er den Kopf, bevor er meinen Kühlschrank öffnete und zwei Dosen Bier herausholte. Mit einem Plopp öffnete er eine Dose für mich, die andere für sich.

»Budweiser aus der Dose?« Er verdrehte die Augen. »Jesses, Mike, jetzt verraten Sie mir noch, wo Sie die Kartoffeln für Ihr siebengängiges irisches Menü aufbewahren.«

Er nahm einen Schluck und deutete auf meine Dose.

»Los, machen Sie es sich bequem, Mikey. Werden Sie etwas lockerer. Die Suche nach mir hat Sie bestimmt durstig gemacht. Ganz zu schweigen davon, wie anstrengend diese Rabauken da draußen im Wohnzimmer sind.«

»Wenn Sie darauf bestehen.« Ich nahm einen langen Schluck von dem kalten Bier. Es schmeckte verdammt gut.

»Sehen Sie? Wenn man lockerer ist, kommt man weiter im Leben. Ich wusste, dass wir Freunde werden und Sie derjenige sind, der mich verstehen wird.«

Ich nahm noch einen Schluck. So angespannt, wie meine Nerven waren, hätte ich ein Zwölferpack vertragen. Ich stellte die Dose auf den Tisch und blickte mein Gegenüber mit so viel Sorge und Verständnis an, wie ich aufbringen konnte. Als TV-Moderator hätte ich eine gute Figur abgegeben.

»Dann legen Sie mal los«, forderte ich ihn auf. »Ich wäre mehr als froh, zu hören, was Sie zu sagen haben, William. Das ist doch Ihr Name? William Meyer.«

»Ja, irgendwie«, antwortete er. »Früher hieß ich Gladstone, doch meine Eltern ließen sich scheiden, und die Familie trennte sich. Ich blieb bei meiner Mutter, mein Stiefvater adoptierte mich und änderte meinen Namen in Meyer.«

Ich schüttelte den Kopf. Deswegen hatten wir keine Verwandten von

Gladstone gefunden.

»Mehr oder weniger ging es genau darum«, fuhr Meyer fort. »Dass ich mich von meinem Namen und meinem Bruder abgewendet hatte.«

So sehr ich diesen durchgeknallten, kranken Polizistenmörder auf einem Obduktionstisch sehen wollte, der Unterhändler in mir behielt die Oberhand. Meyer wollte seine Geschichte erzählen, und je länger ich ihn reden ließ, desto mehr Zeit blieb mir und desto mehr würde er sich entspannen.

»Darf ich Sie Bill nennen?«, fragte ich in einem Ton, der jeden Therapeuten neidisch gemacht hätte. »Ich habe eine Million Fälle bearbeitet, aber so etwas habe ich noch nie gehört. Möchten Sie mir darüber erzählen?«

Ja, erzähl mir darüber, wie sehr viel schlauer du bist als der Rest der Welt, du widerlicher Wichser.



Genau wie ich mir gedacht hatte, brauchte Bill Meyer keine Extraeinladung zum Reden.

»Wie gesagt, ich war zehn, meine Eltern hatten sich scheiden lassen, und meine Mutter heiratete einen sehr reichen Finanzexperten. Ich ging mit ihr, doch mein kleiner Bruder Tommy blieb bei meinem Vater. Paps war ein netter Bursche, aber ein Trinker. Er putzte Züge für die Eisenbahngesellschaft, mehr Ehrgeiz entwickelte er nicht. Hauptsache, er hatte genug zum Saufen.«

Er nahm einen Schluck von seinem Bier. Gut, trink weiter! Vielleicht könnte ich ihn dazu bringen, den Whiskey aufzumachen. Er würde betrunken und ohnmächtig werden. Oder, noch besser, ich könnte ihm eins mit der Flasche überbraten. Lust dazu hätte ich, dachte ich.

»Mein Leben änderte sich völlig«, fuhr er fort. »Ich besuchte versnobte Colleges und dann das noch elitärere Princeton. Doch nach meinem Abschluss ging ich nicht an die Wall Street, wie mein Stiefvater wollte, sondern zu den Marines. Ich begann als einfacher Soldat und endete bei der Spezialeinheit. Ich wurde als Pilot ausgebildet, genau wie mein Bruder.«

Ohne Zweifel als Klassenbester, dachte ich, als mir sein effektiver Umgang mit der Waffe einfiel.

»Als ich aus dem Dienst ausschied, arbeitete ich für das multinationale Sicherheitsunternehmen Cobalt. Das war großartig. Irak war nur der Anfang. Es war wie bei der Spezialeinheit, nur besser. Eine Zeitlang war es toll. Cobalt ist das Unternehmen, wegen dem sich in letzter Zeit die Gemüter erhitzten. Verfolgen Sie die aktuellen Ereignisse, Mike?«

»Ich tue, was ich kann«, antwortete ich.

»Nun, das FBI wird sogar versuchen, mir dafür einen Mord anzuhängen. Natürlich habe ich diese Menschen getötet. Wer auf meine Männer schießt, bekommt es mit mir zu tun. Will uns das FBI etwa anklagen, weil wir am Leben geblieben sind? Scheiß drauf. Ich kam zurück, um diesen Quatsch zu bekämpfen. Um darauf hinzuweisen, dass wir uns in so was wie einem Kriegsgebiet befinden. Cobalt engagierte eine PR-Agentur, um unseren Ruf wiederherzustellen. Wir sollten in den

Morgenmagazinen auftreten und Klartext reden. Es war alles vorbereitet.«

Er legte eine Pause ein, um einen Schluck zu trinken.

»Ist nicht aufgegangen, die Rechnung?«

»Nun, das war, bevor ich hier in New York in meine Wohnung kam, um mein Gepäck abzustellen, und meinen Bruder fand.«

Meyer blickte plötzlich mit traurigem Gesicht zu Boden. Ich hätte nicht gedacht, dass er zu solchen Gefühlen fähig war.

»Mein Bruder hat sich das Hirn weggepustet. Es war auf den Wohnzimmertisch und über den Teppich gespritzt. Auf dem Tisch lag ein dreiseitiger Abschiedsbrief. Demnach hatte sich seine Situation völlig beschissen entwickelt, während ich fort war. Er hatte eine Affäre mit einer Stewardess, was seine Frau Erica herausfand. Sie reichte die Scheidung ein. Das große Geld, das schicke Haus – alles gehörte ihr, so dass er mit leeren Taschen dastand. Dann kam der letzte Schlag. Er wurde erwischt, als er sich vor einem Flug von London nach New York ein paar Gläser genehmigte. Und zack, war er auch den Job los.«

Diesmal nahm ich einen Schluck von meinem Bier, um meine Verwirrung zu überspielen.

»Ganz am Ende des Abschiedsbriefes befand sich eine Liste der Menschen, die ihm Böses angetan und ihn ›zu diesem Schritt getrieben haben‹, wie er sich ausdrückte.« Bill Meyer stieß einen tiefen Seufzer aus und winkte mit seiner waffenfreien Hand, als würde diese Geste alles erklären.

Ich nickte langsam, während ich mit meiner Mimik krampfhaft zum Ausdruck bringen wollte, dass ich jetzt alles begriff.

»Als ich über der Leiche meines Bruders stand, fügten sich alle Einzelteile zusammen. Ich hatte ihn verlassen, als wir Kinder waren. Ich hatte ihn nie angerufen, ihm nie geschrieben, ihn immer abgewiesen. Ich war ein egoistischer Wichser. Je mehr ich darüber nachdachte, desto klarer wurde mir, dass ich derjenige war, der ihn umgebracht hatte, so als hätte ich selbst den Abzug betätigt. Meine erste Reaktion bestand dann auch darin, die Waffe an meinen eigenen Kopf zu halten. Ich wollte mich ebenfalls umbringen, so durcheinander war ich.«

Wenn du deinem ersten Impuls nur gefolgt wärest, wollte ich sagen. Lange nachzudenken bringt nichts.

»In dem Moment fiel mein Entschluss. Scheiß darauf, mich öffentlich zu verteidigen. Scheiß auf meine Karriere, mein Leben und den ganzen Kram. Mein Leben lang hatte ich mich nur nach Kampfeinsätzen geseht. Jetzt wollte ich, dass meinem Bruder Gerechtigkeit widerfuhr, und das sollte mein letzter Einsatz werden. Ich wollte Tommy ein Abschiedsgeschenk machen. Vielleicht hatte ihm der Mut gefehlt, sich gegen die Menschen zu wehren, die sein Leben ruiniert hatten, aber ich war mutig genug. Also beschloss ich, die Gladstone-Brüder mit großem Trara in die Welt hinauszuschicken.«

Damit hatten wir also Recht gehabt, dachte ich. Die Opfer waren Menschen, die Thomas Gladstone Unrecht getan hatten. Allerdings hatte nicht Gladstone seine Feinde umgebracht, sondern sein Bruder. Wir hatten irgendwie die Reihenfolge vertauscht. Es handelte sich nicht um einen Mörder, der sich selbst umgebracht, sondern um einen Selbstmörder, der einen Mörder zu dessen Taten inspiriert hatte. »Dann war das Zeug, das Sie über die Gesellschaft geschrieben haben, alles Quatsch?«

»An die meisten meiner Leitlinien glaube ich. Aber damit wollte ich nur meine Spur verwischen. Es standen eine Menge Leute auf der Liste. Ich brauchte Zeit. Ich musste Sie im Glauben lassen, dass ich meine Opfer zufällig auswählte. Es funktionierte, bis Sie sich zwischen mich und die letzten beiden Opfer stellten, die auf dem Abschiedsbrief meines Bruders stehen.«

Er bedeutete mir mit der Waffe aufzustehen.

»Was mich daran erinnert, warum ich hier bin, Mikey. Sie wollten verhindern, dass ich Ericas Eltern umbringe. Das müssen Sie wiedergutmachen. Zum Glück habe ich einen Ersatzplan, bei dem Sie mir helfen werden. Also trinken Sie das Bier aus. Die Kneipe schließt. Wir haben eine kleine Fahrt vor uns.«

Gott sei Dank, war mein erster Gedanke. Wenn wir von hier verschwinden, wird meine Familie in Sicherheit sein. Mehr wollte ich nicht. Mit vorgehaltener Waffe führte er mich aus der Küche zurück ins Wohnzimmer. Dort allerdings riss er mit seiner freien Hand Chrissy nach oben, die in ihrem Barbie-Schlafanzug auf dem Sofa saß.

»Nein!«, rief ich, konnte mich aber aus Angst, dass er schießen würde, davon abhalten, ihn anzuspringen.

Es war Eddie, der sich nicht zurückhalten konnte. »Lass sie los!«, schrie er und versuchte, sich an Meyer zu klammern, flog aber wie eine Puppe zurück aufs Sofa, als Meyer ihm sein Knie in den Bauch ramnte.

»Passen Sie auf Ihre Hosenscheißer auf, Bennett, sonst werde ich das tun«, schnauzte Meyer mich an.

»Kinder, bleibt, wo ihr seid«, befahl ich ihnen und wandte mich wieder zu Meyer. »Bleiben Sie ganz ruhig, Bill. Ich habe doch schon gesagt, dass ich Ihnen helfe. Das Mädchen brauchen wir nicht mitzunehmen. Abgesehen davon ist sie krank.«

»Ihr Zustand wird sich noch erheblich verschlimmern, wenn Sie nicht tun, was ich sage. Das gilt für euch alle. Wenn ein Polizeifahrzeug auch nur in meine Sichtweite kommt, werden morgen früh zwei Familienmitglieder weniger am Frühstückstisch sitzen.« Mit meinem sich windenden kleinen Mädchen unter dem Arm winkte er mich mit seiner Waffe ins Wohnzimmer zurück. »Los jetzt, Mike. Wir nehmen den Lastenaufzug.«

Ich zögerte einen winzigen Augenblick, als wir am Messerblock vorbeikamen, ging aber weiter.

»Kluge Entscheidung, Kumpel«, lobte Meyer und drückte mir den Pistolenlauf ans Ohr. »Ich wusste, wir beide würden uns verstehen.«

Wir verließen das Gebäude auf der 95th Street. Keine Menschenseele war zu sehen, als er mich zu meinem Wagen führte. Dort musste ich mich hinters Lenkrad setzen, er nahm Chrissy mit sich auf den Rücksitz.

»Sie hat keinen Sicherheitsgurt, Mikey, ich an Ihrer Stelle würde also vorsichtig fahren. Richtung Broadway und nach Norden. Und tun Sie mir einen Gefallen und schalten Sie den Polizeifunk ein.«

Wir fahren Richtung Washington Heights.

»Hier nach links«, wies er mich an der Ecke zur 168th Street an. Über den Häuserspitzen erkannte ich den stählernen Gitterturm der George Washington Bridge.

»Jetzt nehmen Sie die Auffahrt stadtauswärts«, raunte Meyer in mein Ohr. »Wir überqueren die Brücke.«

Warum fahren wir Richtung Jersey? Auf keinen Fall, um billig zu tanken. Gehörte dies zu seinem Fluchtplan? Es war unmöglich, aus diesem kranken Hirn schlau zu werden.

Ich schaffte es, mit Chrissy im Rückspiegel Augenkontakt herzustellen. Sie wirkte verängstigt, hatte sich aber äußerlich so weit beruhigt, wie ich es mir gar nicht hätte vorstellen können. Ich hab dich lieb, Daddy, formte sie mit den Lippen. Ich dich auch, sagte ich lautlos zurück. Mach dir keine Sorgen.

Wenigstens einer Sache war ich mir sicher, als ich auf die Brücke fuhr. Dieses kranke Schwein würde meiner Tochter nichts antun.

Nach der Adoption unserer ältesten Tochter Juliana hatte ich einen schrecklichen, immer wiederkehrenden Albtraum. Darin fütterte ich sie auf ihrem Hochstuhl, als sie plötzlich anfang zu würgen. Ich schob einen Finger in ihren Hals, unternahm Wiederbelebungsversuche, aber nichts funktionierte. Schwitzend und keuchend war ich dann aufgewacht und hatte in ihr Zimmer gehen müssen, wo ich einen Spiegel vor ihre winzige Nase hielt, um zu kontrollieren, ob er beschlug. Erst dann konnte ich beruhigt wieder ins Bett gehen.

In meinem Traum erlebte ich die größte Angst, die Eltern haben können – hilflos und nicht in der Lage zu sein, etwas zu tun, wenn ihrem Kind Gefahr droht.

Ich blickte in den Rückspiegel zu Meyer, der neben meiner Tochter saß. Auf die schwere Automatikpistole, die er locker auf seinem Schoß hielt. Ich schluckte schwer. Meine trockene Kehle fühlte sich an, als wäre sie mit Staub verklebt. Mein gesamter Körper war von kaltem Schweiß überzogen. Das Lenkrad war bereits glitschig und rutschte mir fast aus den Händen.

Plötzlich wurde ich von einem Gedanken wie von einem Stromschlag erfasst: Wenn man lange genug lebt, werden auch die schlimmsten Albträume wahr.

Wieder schaute ich in den Spiegel und bemerkte den gequälten Blick in Chrissys Augen. Es war derselbe Blick wie damals, als ich ihr zum ersten Mal *Der kleine Kuschelhase* vorgelesen hatte. Langsam verstand sie den tieferen Hintergrund dieser Fahrt.

Sie durfte auf keinen Fall anfangen zu weinen, um die menschliche Zeitbombe neben ihr nicht zu verärgern. Auf der FBI-Akademie in Quantico hatte ich gelernt, mich bei einer Entführung so zurückhaltend und kooperativ wie möglich zu verhalten.

»Chrissy?«, fragte ich, bemüht, nicht ängstlich zu klingen. »Erzähl uns einen Witz, Schatz. Heute habe ich noch keinen von dir gehört.«

Der traurige Blick in ihren Augen verschwand, und sie räusperte sich theatralisch. Als Kleinste der Familie wusste sie, wie sie aufzutreten hatte.

»Wie nennt man ein Schaf ohne Beine?«, fragte sie.

Ich spielte den Dummen. »Ich weiß nicht, Schatz. Wie?«

»Eine Wolke!«, rief sie und begann zu kichern.

Ich lachte mit ihr, behielt aber Meyer im Blick, um zu sehen, wie er reagierte.

Seine Augen blieben ausdruckslos wie die eines Menschen, der eine Zeitung kaufte, im Fahrstuhl fuhr oder auf den Bus wartete.

Ich blickte gerade noch rechtzeitig wieder nach vorn, um zu sehen, dass vor uns ein Sattelschlepper plötzlich stehen geblieben war. Mein Herz setzte kurz aus, während die blutroten Bremslichter und die glatte Stahlwand auf uns zurasten. Die Reifen quietschten, als ich auf die Bremse trat.

Dass mein Wagen nur wenige Zentimeter hinter dem Sattelschlepper zum Stehen kam, bevor ich von der Heckklappe geköpft worden wäre, grenzte an ein Wunder. Offenbar hat der liebe Gott auch ein Auge auf hysterische Polizisten, dachte ich und wischte meine Stirn trocken.

»Immer schön aufpassen, Bennett«, warnte mich Meyer wütend. »Wenn Sie uns in Schwierigkeiten bringen, muss ich mir den Weg freischießen. Damit würde ich genau hier anfangen.«

Ja klar, mein Fehler, wollte ich zurückschnauzen. Ist ja auch gar nicht schwer, sich zu konzentrieren, wenn einem die Nerven durchgehen.

»Nehmen Sie die nächste Ausfahrt Richtung Westen«, befahl er. »So, wie Sie fahren, wird es ohnehin Zeit, diese Straße zu verlassen.«

Wir bogen auf die Route 46, eine heruntergekommene Straße durch ein Industriegebiet. Ich betrachtete die alten Motels und Lagerhäuser, zwischen denen sich verlassenes Sumpfland erstreckte, und überlegte, ob ich die langsamere Geschwindigkeit und den schwachen Verkehr als Vorteil für mich nutzen könnte. Ich könnte auf die Bremse treten und den Wagen schlitternd anhalten. Vielleicht würde Meyer dann lange genug außer Gefecht gesetzt werden, so dass ich mir Chrissy schnappen und abhauen konnte. Mit einer Handfeuerwaffe ist es schwer, ein Ziel anzuvisieren, wenn es sich bewegt.

Doch dieser Kerl leistete Unglaubliches mit seiner Pistole, dessen war ich mir absolut sicher. Mein Pech.

Abhauen oder kämpfen – zwei schlechte Möglichkeiten, aber die einzigen, die mir blieben. Hilf mir, lieber Gott, meine Tochter zu retten,

betete ich. Aber eine Idee, wie ich das anstellen sollte, hatte ich deswegen noch lange nicht.

»Daddy, da!«, rief Chrissy. Einen winzigen Moment lang wurde der Wagen von einem kräftigen Dröhnen erfasst. Ich befürchtete schon, diesmal wäre ich wirklich auf etwas aufgefahren. Sogar die Möglichkeit einer Straßenbombe kam mir in den Sinn.

Ich brauchte ein paar Sekunden, bis ich merkte, dass der Lärm von einem Flugzeug stammte, das tief von hinten über uns hinwegfegte. Es war ein kleiner, schlanker Firmenjet, der auf einem Flugplatz hinter einem Maschendrahtzaun landete. Ein Flugplatz? Hier? Newark lag mehrere Kilometer weiter südlich an der 95. Dann fiel mir ein, dass es sich um den kleinen privaten Flugplatz Teterboro handelte, den viele

Unternehmen und Jetsetter nutzten, wenn sie nach New York kamen.

Von hier zu fliegen kostete ein Vermögen, doch man brauchte nur etwa zwanzig Minuten bis in die Stadt, und es gab keine Warteschlangen.

»Fahren Sie langsamer und biegen Sie hier ab«, wies Meyer mich an, als wir uns einer Ampel näherten.

Vorsichtig bog ich ab und wischte mir erneut den Schweiß von der Stirn, der bereits in meinen Augen brannte. Was auch immer dieses Schwein vorhatte, dieser Flugplatz machte die Sache noch tausendmal schlimmer.



Die Zufahrt zum Flugplatz war von Firmen für Privatjets gesäumt – kleine, zweistöckige Gebäude mit Hangars dahinter und eingezäunten, bewachten Parkplätzen davor. In den Wachhäuschen saßen uniformierte Polizisten der Flughafenbehörde.

War dies die Gelegenheit für mich, zum Zuge zu kommen? Würden sie merken, was hier geschah, bevor Chrissy, ich und vielleicht die Polizisten hier am Flugplatz sterben mussten?

Wieder einmal kam ich nicht weiter, weil ich immer noch nicht wusste, was Meyer im Schilde führte.

»Hier anhalten«, befahl er am Ende der Straße. »Hören Sie mir gut zu, Bennett, weil Sie dazu nur einmal die Gelegenheit haben. Sie drehen jetzt um, dann biegen Sie zum ersten Hangar ab. Dort gibt es nur einen Wachmann. Sie werden hier Ihren Einfluss als Polizist spielen lassen. Zeigen Sie Ihre Dienstmarke und bringen Sie uns da rein. Deswegen habe ich Sie mitgenommen.«

»Was soll ich ihm sagen?«, fragte ich, während ich den Wagen wendete.

»Seien Sie kreativ, und machen Sie Ihre Sache gut. Das Leben Ihrer Tochter hängt davon ab.«

Der Polizist im Wachhäuschen, ein junger Asiate, lehnte sich aus dem Fenster, als wir vorfuhren.

»NYPD«, sagte ich und zeigte meine Dienstmarke. »Wir verfolgen einen Mordverdächtigen, der, wie wir glauben, über den Zaun an der 46th Street geklettert ist und sich auf diesem Gelände aufhalten könnte.«

»Was?« Der junge Polizist blinzelte mich an. »Davon habe ich bisher nichts gehört. Der Heimatschutz hat nach dem 11. September verlangt, dass wir den Zaun mit Sensoren ausrüsten. Die hätten den Kerl aufspüren müssen.« Sein Blick wanderte zu Meyer und Chrissy auf dem Rücksitz. Innerlich betete ich, er möge meine seltsame Bitte ablehnen oder sogar nach seiner Waffe greifen. Mein Wagen sah nach dem aus, was er war, ein ziviles Polizeifahrzeug. Ein Beifahrer auf dem Rücksitz hätte auch in einem normalen Wagen verdächtig ausgesehen, ganz zu schweigen von meiner vierjährigen Tochter neben ihm.

Meyer würde abgelenkt sein, und ich könnte nach hinten springen und

mich über Chrissy werfen. Zumindest würde ich ihr als Schild dienen und sie vielleicht sogar aus dem Wagen schaffen können. Wegrennen, egal wohin. Meine Gedanken waren alles andere als ein Plan, aber mehr hatte die Situation nicht zu bieten.

Der Polizist machte ein noch verdutzteres Gesicht.

»Wer ist das kleine Mädchen?«, wollte er wissen.

»Die Tochter des Ermordeten«, meldete sich Meyer hinter mir zu Wort.

»Jetzt hören Sie schon auf, uns mit Fragen zu bombardieren. Wir reden über Mord. Das hier ist Zeitverschwendung.«

»Unglaublich, dass ich nicht verständigt wurde«, sagte der Polizist kopfschüttelnd beinahe zu sich selbst. »Gut, kommen Sie rein. Parken Sie neben dem Hangar, ich funke in der Zwischenzeit meinen Vorgesetzten an.«

»Gute Arbeit, Mikey«, flüsterte Meyer, als sich die Schranke hob. »Ich bin Ihnen wirklich dankbar, deswegen werde ich Sie und Ihre Göre fünf Minuten länger leben lassen.«

Als wir die 20 Meter zum Hangar fuhren, musste Meyer heftig niesen, bevor er seine Nase mit der verwundeten Hand abwischte.

»Ihre bescheuerten Kinder haben mich angesteckt«, schimpfte er.

Wie auf Befehl bewegte sich etwas in meinem Magen. Ich beugte mich vor und kotzte auf den Boden vor dem Beifahrersitz. Also waren meine trockene Kehle und der kalte Schweiß nicht allein der alles lähmenden Situation geschuldet, wurde mir klar, als ich mir das Kinn mit dem Ärmel abwischte. Nun hatte auch mich die Grippe erwischt.

»Dann sind wir schon zu zweit«, stellte ich fest.

»Ja, aber ob krank oder nicht, die Show muss weitergehen. Los jetzt. Ich, Sie und das Mädchen steigen aus. Wenn Sie auf mich hören, kommen Sie beide vielleicht heil hier raus.«

Ich richtete mich auf, blickte Meyer über den Rückspiegel in die Augen und schüttelte den Kopf.

»Das wird nicht passieren«, sagte ich. »Wenn ich mit Ihnen gehen soll, in Ordnung. Aber sie bleibt hier.«

»Lass mich nicht allein, Daddy«, flehte Chrissy.

»Was sind Sie doch für ein schlechter Vater, Bennett!«, frotzelte Meyer.

»Sehen Sie, sie will mitkommen.« Meyers Selbstvertrauen schien noch gewachsen zu sein, nachdem er es bereits bis hierher geschafft hatte.

»Oder möchten Sie lieber, dass ich Sie beide gleich hier und jetzt erledige?«

»Sie reden, als wäre dieser Polizist da draußen der einzige auf diesem Flugplatz«, erinnerte ich ihn. »Betätigen Sie den Abzug, und er wird die Kavallerie gerufen haben, bevor der Lärm verhallt ist. Sie wissen verdammt gut, dass hier eine Mannschaft der Sondereinheit stationiert ist. M16er, Heckenschützengewehre, Rauchgranaten und eine Menge praktischer Übung. Sie sind gut, Bill, aber an denen kommen Sie nicht vorbei.«

Meyer schwieg einen Moment. »Ich gebe es ungern zu, Bennett, aber Sie haben da leider Recht«, pflichtete er mir schließlich bei. »Damit haben Sie mir noch einen Gefallen getan, deswegen tue ich Ihnen auch einen. Wir lassen sie da. Damit sind wir nur noch zu zweit.«

Draußen an der frischen Luft kam mir mein Schweiß noch kälter vor. Wahrscheinlich hatte ich Fieber. Zudem sagte mir mein Magen, dass er noch nicht alles von sich gegeben hatte.

Ein Flugzeug, das himmelwärts dröhnte, übertönte einige Sekunden lang alle anderen Geräusche. Nachdem der Lärm verebbt war, brach es mir beinahe das Herz, als ich Chrissy auf dem Rücksitz weinen hörte.

Der Polizist der Flughafenbehörde trat aus seinem Wachhäuschen und kam mit besorgtem Blick auf uns zu, die Hand auf den Pistolenknopf gelegt.

»Hab gerade mit meinem Vorgesetzten telefoniert«, berichtete er. »Er ist auf dem Weg hierher.«

Ich wollte gerade meinen Mund aufmachen, um dem Polizisten eine weitere Lüge aufzutischen, doch Meyer erschoss ihn. Ohne Hinweis, ohne Vorwarnung – einfach *bumm*. Die Kugel traf ihn in die Wange, Blut spritzte aus seinem Hinterkopf, und er fiel um wie eine Suppenterrine, die vom Tisch geschoben wurde.

»Nicht zu glauben«, sagte Meyer, der sich bückte, um die Handschellen aus dem Gürtel des Polizisten zu nehmen. »Was hat dein Chef gesagt?«

»Du Schwein!«, rief ich und sprang mit schwingendem Arm auf Meyer zu. Dümmer hätte ich mich nicht verhalten können, doch ich dachte nicht nach, sondern reagierte nur.

Ich schlug ihn so kräftig, wie ich noch nie jemanden geschlagen hatte, ein Haken mit der Rechten gegen sein Ohr, der ihn über die Leiche des Polizisten auf den Asphalt plumpsen ließ.

Verdammt! Er stand mit der Waffe in der Hand einfach wieder auf. Ich zitterte, während er die noch immer warme Mündung unter mein Kinn drückte. Doch er wirkte belustigt statt wütend. Ja, er grinste sogar.

»Nicht schlecht, Bulle, aber das ist die letzte Chance, die Sie kriegen«, sagte er. »Werden Sie sich jetzt benehmen? Oder muss ich nachsehen, wie es Ihrem kleinen Mädchen geht?«

»Tut mir leid«, murmelte ich und senkte den Blick.

»Tut es nicht«, widersprach er und versetzte mir einen fiesen Tritt in den Hintern, mit dem er mich zum Hauptgebäude des Flugplatzes lenkte.

»Aber das wird es noch.«

Der Empfangsbereich sah aus wie die Eingangshalle eines Vier-Sterne-Hotels. Glänzende Holzvertäfelung, Ledersessel, Marmortische mit *Fortune*, *Business Week* und *Vanity Fair*. Die Fenster boten einen Blick auf die Rollbahn.

Eine hübsche, schwangere Empfangsdame telefonierte gerade. Als sie uns sah, blieb ihr Mund offen stehen, das Telefon fiel ihr aus der Hand und schepperte über den Schreibtisch.

»Entschuldigung, dass wir hier unangemeldet reinschneien«, säuselte Meyer und richtete seine Waffe auf ihren dicken Bauch. »Wir gehen jetzt aufs Rollfeld. Kümmern Sie sich nicht um uns, dann kümmern wir uns nicht um Sie.«

Links lag ein leerer Warteraum, der ebenfalls mit Ledersesseln ausgestattet war. Auf einem 100 Zoll breiten Bildschirm plärrten die Top Ten.

Ich sprang fast an die Decke. Meyer hatte plötzlich die Waffe geschwenkt und ein Loch in den Bildschirm geschossen.

»Warum soll Elvis den ganzen Spaß haben?«, rief er und schob mich einen anderen Flur entlang. »Bei 57 Kanälen bringen die immer noch denselben Schwachsinn.«

Er trat mit dem Fuß eine Tür auf, an der ein Schild mit »Piloten-Lounge« stand. Wir gingen an Sportgeräten, Duschen und einer kleinen Küche vorbei.

Hinter einer weiteren Tür schlug uns in einem grell erleuchteten Hangar mit einem Steg und einer Treppe aus Stahl wieder die Kälte entgegen. Der Wind pffte durchs Gebäude. Werkzeugwagen, ein fahrbarer Kran und ein mobiles Gerüst standen herum, aber zum Glück waren keine Menschen zu sehen. Suchte er nach einem Flugzeug? Diese gab es hier – auch das zum Glück – ebenfalls nicht.

»Bewegen Sie sich, Bennett.« Er zerrte mich durch die riesige Doppeltür in Richtung des Streifens aus eingeschalteten Positionslichtern.

»Sie wollen da raus?«, fragte ich. »Sieht irgendwie gefährlich aus.«

»Ach, kommen Sie schon«, höhnte Meyer. »Zeigen Sie, dass Sie Mumm in den Knochen haben.«

Als wir eine Landebahn entlangrannten, näherte sich uns langsam ein Flugzeug aus einem der anderen Privathangars, eine kleine,

orange-weiße Cessna mit je einem laut surrenden Propeller an den Flügeln.

»Geben Sie mir schnell Ihre Dienstmarke«, verlangte Meyer. »Sie bleiben hier. Ein Schritt, und Ihre Tochter ist tot.«

Er riss mir die Dienstmarke aus der Hand und rannte aufs Rollfeld, schob aber seine Waffe in seinen Hosenbund. Er stellte sich vors Flugzeug und hielt die Dienstmarke hoch, während er mit der anderen Hand hektisch winkte wie ein wütender Verkehrspolizist. Im Cockpit saß ein junger Mann mit zotteligem blondem Haar, der verblüfft das Flugzeug anhielt. Meyer marschierte um den Flügel herum, woraufhin der Pilot die Tür öffnete, so dass Meyer einsteigen konnte.

Bei dem Lärm verstand ich nicht, was die beiden redeten, konnte aber erkennen, dass Meyer mit einer schnellen Drehung seines Handgelenks etwas aus seiner Tasche zerrte. In dem Moment schoss ein stählerner Teleskopschlagstock wie die Klinge eines riesigen Klappmessers heraus. Er musste ihn dem toten Polizisten von der Flughafenbehörde zusammen mit den Handschellen abgenommen haben. Er schlug dem Jungen zweimal seitlich mit einer Kraft gegen den Kopf, die ich beinahe selbst spürte. Dann löste er den Sicherheitsgurt, zerrte den bewusstlosen Piloten, dessen blondes Haar blutdurchtränkt war, aus dem Flugzeug und ließ ihn aufs Rollfeld plumpsen.

»Er sagt, wir können uns sein Flugzeug leihen!«, rief er mir zu. »Welch ein Glück. Schaffen Sie Ihren Arsch hierher.«

Im eisigen Wind der dröhnenden Propeller überlegte ich, ob ich zurück zum Wagen rennen und mit Chrissy fliehen könnte. Doch Meyer hielt bereits wieder seine Pistole in der Hand. Die Mündung blitzte auf, eine Kugel pfiff wie ein Peitschenhieb an meinem linken Ohr vorbei. Noch bevor ich blinzeln konnte, prallte eine weitere Kugel zwischen meinen Beinen von der Rollbahn ab.

»Los, Mikey, ich brauche ein bisschen Gesellschaft. Bitte, bitte.«  
Ich atmete tief durch, bevor ich zum Flugzeug ging.

In der Cessna war es eng wie in einem Sarg. Aber viel unbequemer, dachte ich, als ich meine langen Beine unter die scharfkantige Konsole neben dem Pilotensitz zwängte. Es half auch nichts, dass Meyer meine Handgelenke fesselte, bevor er mich mit einem Bauch- und einem Schultergurt stramm anschnallte.

Meyers Finger bewegten sich absolut sicher über die verwirrende Anordnung von Anzeigen und Knöpfen auf dem riesigen Armaturenbrett. Die Propeller schienen noch lauter zu dröhnen, als er einen der sechs Hebel am Boden nach vorne schob. Nachdem er den Hebel daneben in dieselbe Position geschoben hatte, rollten wir langsam vorwärts.

Wir bogen zum Rollfeld ab. Plötzlich brettete uns ein riesiger, leuchtend gelber Feuerwehrwagen mit eingeschaltetem Blaulicht und Sirene entgegen, um uns den Weg zu versperren. Er gehörte zum Luftfahrtrettungsdienst der Flughafenbehörde.

In einem der Seitenfenster des Feuerwehrwagens blitzte die Mündung eines Automatikgewehrs auf. Die Warnschüsse ließen Rauchwölkchen auf der Rollbahn vor uns aufsteigen.

Heilige Scheiße! Diese Jungs waren eine Mischung aus Feuerwehrleuten und Polizisten, die sowohl auf Flugzeugunglücke als auch auf Flugzeugentführungen spezialisiert waren.

Zielt auf den Piloten, wollte ich ihnen zurufen, während ich mich so tief wie möglich in den Sitz sinken ließ.

Dennoch hätte ich mich lieber erschießen lassen, wenn Meyer sich dadurch hätte aufhalten lassen. Er machte etwas mit den Fußpedalen, so dass wir nach einer raschen Wende zurück auf die Rollbahn kamen.

Dann preschten wir gefährlich nah an den Hangars vorbei, als er den Gashebel ganz nach vorn drückte.

Mir stockte der Atem – der Enteisungslaster stand quer vor uns auf dem Weg. An diesem würden wir nicht vorbeikommen. Angesichts unserer hohen Geschwindigkeit würden wir auch nicht wenden können, ohne dass sich das Flugzeug unkontrolliert im Kreis drehte.

Schweigend betete ich für meine Seele, als wir auf den Lastwagen

zurasten.

In der allerletzten Sekunde zog Meyer den Hebel zurück, und mit über den Laster kratzenden Reifen erhoben wir uns in die Luft.



In jedem Zentimeter meines Körpers spürte ich mein Herz schlagen, während wir wie eine Rakete nach oben schossen. Ich hatte während meiner Zeit beim Katastropheneinsatzkommando mehrere Flugzeugabsturzstellen gesehen, und ich wusste nur allzu gut, was mit einem menschlichen Körper passierte, der mit mehreren 100 Stundenkilometern auf dem Boden aufschlug.

Das Flugzeug schien auf dem Heck zu stehen und senkrecht nach oben zu steigen. Gelähmt vor Angst und Fieber, blickte ich hinunter auf die Lichter am Boden.

Auch meine Gedanken rasten. Was hatte Meyer geplant? Welches Ziel steuerte er an? Wollte er außer Landes fliehen?

Nicht dass das einen Unterschied für mich bedeutet hätte, doch mein Hauptgedanke galt Chrissy. Hoffentlich hatte sie nicht hingesehen, als Meyer den Polizisten erschossen hatte. Und ich hoffte, jemand hatte sie gefunden und bereits zu Hause angerufen.

»Wissen Sie, wie scheiße es war, meinen Bruder zu verlieren – nicht nur einmal, sondern noch ein zweites Mal?«, fragte mich Meyer über den Lärm der Motoren hinweg. Ich rüttelte mich selbst aus meiner Betäubung – und fühlte mich plötzlich frei. Ich hatte nichts mehr zu verlieren, weil ich ohnehin sterben würde. Und diesem Müll zuzuhören, den er von sich gab, war das Letzte, wozu ich Lust hatte.

»Ich hätte ja durchaus ein bisschen Mitleid für dich, du Arschloch«, schnauzte ich ihn an. »Aber auch anderen Leuten geht es schlecht, und die rennen nicht gleich rum und erschießen unschuldige, wehrlose Menschen oder entführen kleine Mädchen.«

»Den Scheiß kannst du dir sparen. Während der Fliegerausbildung sagte man mir: ›Junge, siehst du diese Menschen da unten in der Wüste, die aussehen wie kleine Ameisen? Also, wir wollen, dass du diese Geschosse in der Größe von Buttermessern 1000 Mal pro Minute auf sie abfeuerst. Mach dir keine Sorgen, dass hinterher überall Häufchen blutiger Lappen herumliegen, wo vorher Menschen waren. Kümmer dich einfach nicht drum.«

Aber man verlangt von mir, dass ich nach meiner Rückkehr auch die

echten Arschlöcher hier in den USA übersehe. Diejenigen, die dafür sorgen, dass sich andere Menschen schlecht fühlen, und denen es egal ist, wenn sie andere so schlecht behandeln, dass sie Selbstmord begehen – die selbstgerechten Wichser, die aus dieser Welt einen Dreckhaufen machen. Die soll ich in Ruhe lassen? Nein, das werde ich nicht.« Meyer schüttelte den Kopf. »Beides geht nicht. Sie haben mir gesagt, ich soll für unser Land töten, und das ist genau das, was ich jetzt tue. Aber diesmal nach meinen eigenen Regeln.«

Und ich dachte, mir wäre wegen des Fiebers schlecht geworden. Dabei war es Meyer, der meine Übelkeit verursachte, nur weil er ein Kriegsveteranentrauma als Entschuldigung für seine Bosheit nutzte.

»Kommt mir vor wie eine wirkliche Tragödie«, bestätigte ich.

»Für dieses Land zu töten?«

»Nein«, schrie ich in sein Ohr. »Dass du nicht für dieses Land gestorben bist.«

Ich rückte auf die andere Seite und starrte aus dem Fenster, um herauszufinden, wo wir waren. Zumindest wusste ich, dass wir in östlicher Richtung gestartet waren.

Der Flug war meinem Magen auch nicht förderlich. Dank Meyers eingerosteter Flugkünste zuckten wir alle paar Sekunden nach rechts oder links oder sackten ein Stück ab, bevor wir wieder steil nach oben flogen.

Doch nach ein paar Minuten hatte er den Bogen wieder raus.

»Okay, Bennett, ich bin bereit für den letzten Akt«, knurrte er in meine Richtung. »Es ist Zeit, das zu beenden, was ich begonnen habe, indem wir den Blanchettes einen kleinen Besuch abstatten. Mit 500 Stundenkilometern in ihr Schlafzimmer hineinfegen, und Sie sind dabei. Ich habe Sie gewarnt, mir nicht in die Quere zu kommen, Sie verdammter Idiot.«

Irgendwie hatte ich gewusst, dass er vorhatte, uns beide zu töten, doch ich hatte mich beharrlich geweigert, diese Tatsache für bare Münze zu nehmen. Jetzt blieb mir allerdings nichts anderes übrig, als mich in mein Schicksal zu fügen.

O doch, es gab noch etwas anderes, fiel mir ein.

Meine Handgelenke waren zwar gefesselt, doch meine Finger waren frei. Heimlich begann ich, meinen Bauchgurt zu öffnen.

Bereits nach fünf Minuten, in denen wir gefährlich tief und gefährlich schnell geflogen waren, näherten wir uns den riesigen, erleuchteten Türmen von Manhattan. Dazwischen erstreckte sich das dunkle Rechteck des Central Parks mit seinen mit Bäumen gesäumten Wegen und dem schimmernden Wasserreservoir.

Ich erschauerte, als ich unser Ziel erblickte – das Gebäude an der Fifth Avenue, in dem die Blanchettes wohnten. Es lag direkt vor uns, schien mit verblüffender Geschwindigkeit auf uns zuzurasen. In null Komma nichts waren wir so nah, dass ich die stimmungsvollen Teelichter erkennen konnte, die im Swimmingpool auf der Dachterrasse trieben.

Ich zerrte ein letztes Mal am Sicherheitsgurt, dann hatte ich ihn geöffnet. Anschließend ließ ich mich so weit nach links fallen, wie ich konnte, und

versetzte Meyer einen kräftigen Kopfstoß.

Sterne tanzten vor meinen Augen. Ich war mir sicher, dass ich ebenso viel eingesteckt wie ich ausgeteilt hatte, bis ich Meyers völlig platt gedrückte Nase sah, aus der Blut spritzte. Mit tiefem, animalischem Brummen griff er nach der Waffe auf seinem Schoß. Ich lehnte mich gegen meine Tür, riss die Beine nach oben und rammte Meyer meine Füße gegen das Kinn.

Ich traf ihn mit beiden Fersen. Sein Kopf schleuderte nach hinten, die Waffe flog irgendwohin auf den Rücksitz. Das Flugzeug spielte verrückt, wirbelte im Kreis und sackte nach unten. Es war mir egal. Immer wieder trat ich Meyer mit den Füßen gegen den Kopf, ins Gesicht, auf den Hals und in die Brust. Ich versuchte, ihn durch die Tür zu stoßen. Bei jedem Tritt schrie ich wie ein Wahnsinniger.

Vielleicht wäre mein Kampf von Erfolg gekrönt gewesen, hätte Meyer nicht irgendwie den stählernen Schlagstock in die Hände bekommen, den er mir mit voller Wucht zwischen die Beine knallte. Wieder schrie ich, diesmal allerdings vor Schmerzen, und wand mich mit verdrehten Augen.

Meyer bekam sein Flugzeug wieder in den Griff und lenkte es zwischen den Hochhäusern hindurch Richtung Central Park. Dann schlug er mir gegen die Stirn, was sich anfühlte, als hätte er mir den Schädel zertrümmert. Mein Kopf knallte so hart gegen die Tür, dass das Fenster zerbrach. Die Welt um mich herum wurde grau, als er mich wieder in meinen Sitz drückte. Lichter tanzten vor meinen Augen, Blut lief an den Innenseiten des Flugzeugs wie ein roter Vorhang hinab. Schließlich sackte ich in mich zusammen, und meine Augen schlossen sich von allein.

Ich war kurz davor, ohnmächtig zu werden, doch irgendwo in meinem Kopf kämpfte ein winziger Funke meines Bewusstseins darum, nicht zu erlöschen.

Bürgermeister Carlson hatte auf dem Laufband, auf dem er sich abends vor dem Schlafengehen noch die Beine vertrat, gerade seinen fünften Kilometer begonnen, als Patrick Kipfer, einer seiner leitenden Mitarbeiter, den Kopf durch die Tür des Sportstudios schob.

»Der Commissioner«, sagte er. »Ich habe das Gespräch auf Ihr Mobiltelefon weitergeleitet.«

Der Bürgermeister drückte die Pausentaste und schaltete den Fernseher leiser, bevor er zum Telefon griff.

»Commissioner?«, meldete er sich.

»Tut mir leid, wenn ich Sie störe, Mort«, antwortete Commissioner Daly.

»Es geht um eine Geiselnahme. Einer unserer Detectives bei der Mordkommission, Mike Bennett. Seine Familie berichtete, ein Mann sei in ihre Wohnung gekommen und habe ihn und seine vierjährige Tochter entführt.«

Bennett?, überlegte der Bürgermeister. War das nicht der Polizist, der bei den Blanchettes gewesen war? Derjenige, der die Party platzen lassen wollte?

»Sagen Sie nicht, dass es der Amokläufer ist.«

»Davon müssen wir leider ausgehen.«

Carlson wischte sich mit seinem T-Shirt den Schweiß vom Gesicht.

»Verdammt. Gibt es einen Hinweis, wohin sie verschwunden sind? Lösegeldforderung? Kontaktmöglichkeit?«

»Bisher noch nichts«, antwortete Daly. »Die Sache ist vor weniger als einer Stunde passiert. Sein ziviles Dienstfahrzeug wird vermisst, deswegen haben wir die Staatspolizei und unsere Jungs verständigt.«

»Ich weiß, Sie tun alles, was Sie können, Commissioner«, merkte der Bürgermeister an. »Wenn meine Unterstützung in irgendeiner Weise vonnöten sein sollte, geben Sie mir umgehend Bescheid.«

»Werde ich.«

Der Bürgermeister legte das Telefon beiseite und starrte auf die Pausentaste seines Laufbandes. Sollte er Feierabend machen? Nein, beschloss er und streckte die Hand aus, um das Gerät wieder einzuschalten. Keine Entschuldigung. Sein Cholesterinspiegel schwebte

in astronomischer Höhe, ganz zu schweigen davon, dass seine Anzüge wegen der zahlreichen Wohltätigkeits-Dinnerpartys viel zu eng saßen. Leg einfach los, ermunterte er sich. Abgesehen davon, welchen Nutzen hätte er für die Stadt, wenn er einem Herzinfarkt erliege?

Er arbeitete sich gerade wieder zu seiner normalen Geschwindigkeit hoch, als Patrick erneut seinen Kopf durch die Tür schob.

Diesmal drückte der Bürgermeister die Stopptaste, als er zu seinem Mobiltelefon griff.

»Wieder der Commissioner?«

»Diesmal der andere«, antwortete sein Stellvertreter. »Frank Peterson von der Flughafenpolizei.«

Der Bürgermeister warf ihm einen verwirrten Blick zu. Gott, wenn es regnete, dann gleich wie aus Eimern. Der Flughafen-Commissioner? Was wollte der denn jetzt?

»Frank? Hi. Was kann ich für Sie tun?«, begrüßte ihn der Bürgermeister.

»Einer unserer Polizisten, ein junger Kerl namens Tommy Wi, wurde gerade draußen in Teterboro erschossen«, berichtete Peterson in schwermütigem Ton.

Der Bürgermeister schüttelte ungläubig den Kopf, während er vom Laufband stieg. Zuerst eine Entführung und jetzt ein Mord?

»Das ist ...«, begann er, fand aber nicht die passenden Worte. »Was ist passiert?«, fragte er stattdessen.

»Kurz bevor Officer Wi erschossen wurde, rief er an und sagte, ein Detective des NYPD habe Zutritt zum Flugplatzgelände verlangt. Zwei Minuten später wurde eine zweimotorige Cessna von zwei Männern entführt. In der Nähe fanden wir ein ziviles Polizeifahrzeug, in dem ein kleines Mädchen saß. Sie sagte, ihr Papa sei Detective Mike Bennett.« Patrick betrat den Raum mit einem anderen Mobiltelefon in der Hand.

»Herr Bürgermeister, es ist sehr wichtig.«

Himmel, noch ein Anruf? Er hatte nur zwei Ohren.

»Entschuldigen Sie, Frank, können Sie kurz dran bleiben?«, bat er den Commissioner der Flughafenbehörde und tauschte mit Patrick die Telefone.

»Hallo, Bürgermeister Carlson«, meldete sich eine forsche Stimme. »Tad Billings hier, stellvertretender Direktor vom Heimatschutz. Haben Sie schon von der Flugzeugentführung in Teterboro gehört?«

»Man versucht gerade, mich zu unterrichten«, erwiderte Carlson kurz angebunden.

»Die Bundesluftfahrtbehörde hat über dem Hudson die Cessna aufgespürt. Sie fliegt stadteinwärts, Richtung Osten. Eine F-15 vom Luftwaffenstützpunkt McGuire in Süd-Jersey ist schon auf dem Weg.«

»Was? Eine F-15?«

»Das verlangen die gesetzlichen Bestimmungen des Bundesministeriums für Heimatschutz«, erklärte Billings. »Teterboro hat mit der Bundesluftfahrtbehörde gesprochen, die wiederum mit der Nordamerikanischen Luftabwehr. Die Luftabwehr hat einen Jet mobilisiert. Ich habe eben noch mit General Hotchkiss telefoniert. Der Jetpilot ist befugt, die Cessna abzuschießen.«

»Das können Sie nicht ernst meinen. Wir gehen davon aus, dass sich ein Polizist an Bord befindet, ein Detective der Mordkommission des NYPD. Er wurde als Geisel mitgenommen!«

»Die Luftwaffe weiß darüber Bescheid. Sie versucht Funkkontakt herzustellen. Wir müssen jedoch berücksichtigen, dass die Zeit sehr knapp und der Entführer äußerst unberechenbar ist. Es handelt sich um eine maßgebliche Bedrohung für die gesamte Stadt, Sir. So grausam es auch klingen mag und so ungern wir ein unschuldiges Leben aufs Spiel setzen möchten, müssen wir uns leider aufs Schlimmste vorbereiten.« Und er hatte sich wegen eines Herzinfarkts Sorgen gemacht? Ein Herzinfarkt wäre nichts im Vergleich zu diesem unübertreffbaren Wahnsinn.

»Wird unser Gespräch aufgezeichnet?«, fragte der Bürgermeister schließlich.

»Ja.«

»Dann lassen Sie mich für das Band festhalten, dass ihr alle ein Haufen herzloser Schweine seid.«

»Das nehmen wir in gebührender Weise zur Kenntnis«, erwiderte Billings, ohne zu zögern. »Ich Sorge dafür, dass Sie auf dem Laufenden gehalten werden.«

Die F-15 Strike Eagle war etwas mehr als einen Kilometer vom Luftwaffenstützpunkt McGuire entfernt, als der Pilot, Major James Vickers, die Nachbrenner aktivierte. Saphirblaue Flammen schossen aus den Düsen der Pratt-and-Whitney-F100-Motoren, während unter ihm New Jersey wie ein auf höchste Geschwindigkeit geschaltetes Laufband abrollte.

Dreißig Kilometer südlich von Trenton war der Luftwaffenstützpunkt McGuire hauptsächlich eine Flugzeugtankstelle für C-17-Frachtflugzeuge und KC-10-Tanker. Doch um nach dem 11. September alle zukünftigen Bedrohungen New Yorks in den Griff zu bekommen, war ein Kontingent des 336. Jagdgeschwaders unauffällig 80 Kilometer weiter in den Norden verlagert worden. Bei einer Höchstgeschwindigkeit von 1500 Stundenkilometern verpuffte die Entfernung zu einem Augenblinzeln.

Und genau das geschah einen Moment später, als die F-15 die Schallmauer durchbrach.

Als öffnete er eine Dose Kekse, dachte Vickers und schüttelte seinen von einem Flughelm bedeckten Kopf. Man weiß, gleich ploppt es, aber man ist trotzdem immer wieder überrascht.

»Okay, wir haben ihn«, meldete Captain Duane Burkhart, der Waffenoffizier, der direkt hinter Vickers saß. »Der Transponder der Cessna ist noch eingeschaltet. Sie leuchtet auf dem LANTIRN-Bildschirm wie ein Weihnachtsbaum.«

Das LANTIRN war ein infrarotgesteuertes Navigations- und Zielsystem für Tiefflugeinsätze bei Nacht. Da der Transponder des kleinen Flugzeugs noch immer in Betrieb war, könnten sie es, wenn sie wollten, bereits jetzt mit einer Rakete abschießen.

»Sie haben den Commissioner gehört«, erinnerte ihn Vickers. »Wir müssen zuerst Funkkontakt aufnehmen, und wir brauchen zumindest Sichtkontakt.«

»Ja, Sir.« Burkharts Stimme klang ungewöhnlich nervös. »Wollte es Ihnen nur sagen.«

Kein Wunder, dass Duane Bammel hatte, dachte Major Vickers. Er hatte



seit seinem Abschluss vor sechs Jahren an der Luftfahrtakademie viele Kampfeinsätze erlebt, aber keinen über dem Jersey Turnpike, einer der am meisten befahrenen Straßen in den Vereinigten Staaten.

»Das ist echt krass«, stellte Burkhart fest. Mit rasender Geschwindigkeit näherten sie sich der Skyline von New York, die auch in 7000 Fuß Höhe unverwechselbar war. »Diese Schweine, die in die Türme gerast sind, waren der Grund, dass ich mich verpflichtet habe.«

»Sie sind ein echter Patriot«, erwiderte Vickers sarkastisch. Er verringerte die Flughöhe und surrte an der Freiheitsstatue vorbei. »Ich habe mich wegen der kostenlosen Bowlingbahn in der Kaserne verpflichtet.«

»Jetzt müsste Sichtkontakt bestehen«, meldete Burkhart.

»Roger.« Vickers erblickte einen leuchtenden Fleck auf dem elektronischen Zielbildschirm. Die Cessna flog vielleicht sieben Kilometer vor ihnen mit hoher Geschwindigkeit über dem Hudson Richtung Süden. Der Abstand verringerte sich rasch.

Vickers drückte mit dem Daumen einen Schalter auf der Kuppe seines Schaltknüppels, woraufhin die AIM-Sparrow- und AIM-Sidewinder-Raketen, die unter den Flügeln positioniert waren, mit einem Brummen aktiviert wurden, das wie ein aggressiver Kampfhund an der Leine klang.

Noch während des Anschnallens hatte er den Schießbefehl erhalten. Er brauchte nicht zu wissen, wer oder was in der Cessna war, sondern nur, dass er sie vom Himmel pusten sollte.

»Cessna Bravo Lima sieben sieben zwei«, meldete sich Burkhart über Funk. »Hier spricht die Luftwaffe der Vereinigten Staaten. Kehren Sie nach Teterboro zurück, oder Sie werden abgeschossen. Dies ist die einzige Warnung.«

Die Stimme des Cessna-Piloten knackte im Funkgerät. »Verarsch mich nicht, du Depp. Ich bin auch schon eins dieser Dinger geflogen. Das kannst du nicht riskieren. Du würdest halb Manhattan auslöschen.«

»Auf dieses Risiko sind wir vorbereitet«, erwiderte Burkhart. »Ich wiederhole: Dies ist die einzige Warnung.«

Diesmal erhielt er keine Antwort mehr.

War der Kerl wirklich Kampfflieger gewesen? Wenn ja, wurde die Sache kniffliger.

Er drehte den Hals, als plötzlich die Sirene der automatischen Zielaufschaltung ertönte.

»Also, es kann niemand behaupten, wir hätten sie nicht gewarnt«, sagte er.

Unvermittelt bog die Cessna scharf nach links ab und verschwand zwischen den Hochhäusern. Die Sirene erstarb. Sie befanden sich irgendwo im Bereich der 80er-Straßen von Manhattan.

»Nein!«, schrie Burkhardt. »Verdammte Scheiße! Wir sind zu spät!«

»Behalten Sie Ihr Hemd an«, beruhigte ihn Vickers, der den Schalthebel zwischen seinen Knien nach links bewegte und den silberfarbenen Jet über die West Side lenkte. Den Central Park erreichte er den Bruchteil einer Sekunde später, nachdem die Cessna vor ihm über dem Columbus Circle wieder aufgetaucht und gleich darauf wieder verschwunden war. Die Wolkenkratzer von New York leisteten dabei hervorragende Dienste als Deckung.

Obwohl die Sirene der automatischen Zielaufschaltung erneut losplärrte, wusste er, dass er keine Rakete mehr auf ihren Weg schicken konnte.

Dieses Schwein in der Cessna hatte Recht. Wenn die Rakete ihr Ziel verfehlte, würde ein großer Teil von Manhattan Geschichte sein.

Vickers kniff unter seinem Helm die Augen zusammen und streckte den Finger nach dem Auslöser der 20-Millimeter-Gatling-Waffe aus. Dort behielt er ihn und wartete auf seine Gelegenheit.

Ich war hellwach, als ich Meyers Funkgespräch mit dem Kampfpiloten hörte, obwohl ich viel lieber bewusstlos gewesen wäre. Ich wusste nicht, was mehr wehtat, mein Kopf oder die Stelle zwischen meinen Beinen.

»Zum Teufel mit den Blanchettes.« Meyer führte Selbstgespräche, ohne auf mich zu achten, weil er annahm, ich wäre bewusstlos oder tot.

»Warum sollte ich wegen dieser Verrückten eine solche geniale Chance verpassen? Ich will dieses verkackte Land da treffen, wo es ihm am meisten wehtut, das, worauf New York besonders stolz ist. Dann werden sie mein ›schwachsinniges Manifest‹ schon lesen.«

Ich blieb reglos sitzen, öffnete aber die Augen ein Stück und sah, dass wir die Fifth Avenue Richtung Süden flogen.

Direkt auf das glitzernde, von Menschenhand geschaffene Empire State Building zu.

Der nächste Versuch, dachte ich und biss die Zähne vor Schmerzen zusammen. Ich würde ohnehin in einer wüsten Explosion sterben.

Vielleicht könnte ich andere davor bewahren, mit uns in den Tod gerissen zu werden.

Meyer hatte mich nicht wieder angeschnallt. Leise nahm ich einen langen, tiefen Atemzug.

Mit dem Rest meiner Kraft, die ich noch in mir fand, rammte ich meinen linken Ellbogen in Meyers Adamsapfel.

Er zuckte nach hinten und umklammerte seine Kehle mit einer Hand, während er mit der anderen mein Gesicht packte. Ich warf mich auf ihn, drückte ihn gegen die Tür und griff nach dem Steuer.

»Wir fliegen zur Bucht raus«, schrie ich in sein Mikrofon. »Schießt uns dort ab.«

In den nächsten Sekunden erlebte ich die Überraschung meines Lebens. Ich schaffte es, das Flugzeug in einem scharfen Bogen Richtung Westen zu lenken, so dass wir – wenn auch nur um Haaresbreite – am Empire State Building vorbeiflogen.

Meyer allerdings war stark und rappelte sich erneut auf. Er schlug mir ins Gesicht und versuchte, die Kontrolle zurückzuerhalten. Während das Flugzeug heftig von einer Seite zur anderen taumelte, kämpften wir wie

zwei Tiger im Käfig, fauchten und schlugen die Köpfe gegeneinander. Beide waren wir verletzt, beide verzweifelt auf Sieg aus. Und immer noch verloren wir drastisch an Höhe.

Doch jetzt befanden wir uns bereits über der Bucht. Ich umklammerte das Steuer mit aller Kraft, die mir geblieben war, um unseren Kurs zu halten, und wartete darauf, dass uns der Feuerball aus dem Kampfjet traf, der uns jeden Moment zu Asche verglühen lassen könnte.

»Vater unser im Himmel ...«, begann ich zwischen zusammengepressten Zähnen zu murmeln. Mit atemberaubender Geschwindigkeit rasten wir auf das dunkle Wasser zu, das Letzte, was ich in meinem Leben sehen würde.

Plötzlich hörte ich ein hohes, schrilles Pfeifen.

Gütiger Himmel, das war's dann jetzt, dachte ich.

Einen Moment später wurde das Flugzeug von einer lang andauernden, ohrenbetäubenden Reihe von Explosionen erfasst, die das Dach und das gesamte Heck des Flugzeugs wie von einer Pappschachtel abrissen.

Doch ich war immer noch da und am Leben. Wir zogen Flammen hinter uns her, die allerdings vom brennenden Benzin, nicht vom Flugzeug stammten.

Meine Gedanken überschlugen sich, als ich merkte, dass unsere Flughöhe nicht mehr nur langsam abnahm, sondern wir beinahe senkrecht nach unten stürzten. Die Schrauben meines Sitzes stöhnten.

Seltsamerweise wurde ich von einem Gefühl des Friedens erfasst. Nicht in der Art, dass ich ein Licht am Ende eines Tunnels sah, wie es Menschen beschrieben, die glaubten, beinahe gestorben zu sein. Ich spürte einfach nur Ruhe.

Einen Augenblick später knallten wir aufs Wasser wie eine zur Erde zurückkehrende Raumfähre.

Durch den Aufprall wurde ich im Cockpit umhergeschleudert, doch wir trafen so flach aufs Wasser auf, dass wir noch ein paar Sekunden über die Oberfläche glitten. Andernfalls wäre die Wasseroberfläche hart wie eine Betonmauer gewesen. Das und die Tatsache, dass Meyer, der noch angeschnallt war, wie ein Airbag vor mir lag, hatte mir wahrscheinlich das Leben gerettet.

In dem Bemühen zu glauben, dass ich noch lebte, spürte ich, dass etwas mit meinem Hals nicht stimmte. War ich gelähmt? Ich bewegte meine Finger. Sie rührten sich kaum. Der Grund allerdings war das gebrochene Handgelenk. Die Hälfte der Anzeigen auf dem Armaturenbrett lag in meinem blutenden Schoß. Doch offenbar war mein Hals nur verrenkt, alles andere war mehr oder weniger noch funktionstüchtig. Nachdem ich meine Arme überprüft hatte, bewegte ich auch meine Beine.

Wrackteile trieben um uns herum auf der dunklen Wasseroberfläche. Der Rest des Flugzeugs schien rasch zu sinken, meine Füße waren bereits von Wasser bedeckt.

Plötzlich blitzte der rechte Flügel in einem grellen, orangefarbenen Licht auf, und eine Hitzewelle erfasste mich. Pechschwarzer Rauch, der grässlich nach verbranntem Plastik stank, versengte mein Gesicht. Ein weiterer Tank musste in die Luft geflogen sein. Die Flammen fraßen sich rasch bis ins Innere des Flugzeugs vor. In wenigen Minuten würden sie es – und mich – verschlungen haben.

Meyer hing noch immer regungslos in seinem Sicherheitsgurt.

Ob ohnmächtig vom Aufprall oder tot, wollte ich nicht herausfinden.

Mit meiner unversehrten Hand und dem Rest an Kraft zog ich mich auf meiner Seite aus der türlosen Öffnung und ließ mich ins kalte Wasser fallen. Keuchend trat ich kräftig mit den Beinen wie ein handbetriebener Schneebesen, um mich so schnell wie möglich rückwärts vom Flugzeug zu entfernen.

Dann bemerkte ich durch den Rauch hindurch, dass sich im Flugzeug etwas bewegte. Nein! Es war Meyer.

Mit brennenden Kleidern ließ er sich durch dieselbe Öffnung rollen, aus der ich mich kurz zuvor gerettet hatte. Er und die Flammen tauchten mit

einem Zischen ins Wasser.

Und dann tauchte er direkt neben mir wieder auf! Ich zuckte zur Seite, trat nach ihm, während er mit seiner verbrannten Hand nach meinem Gesicht griff und Geräusche von sich gab wie ein kreischendes Tier.

Und dann geschah das Komischste, was mir je passiert war. Ich wurde von einer Euphorie erfasst, als stünde ich unter Drogen, und begann wie von selbst zu grinsen. Ich nahm Meyer von hinten in den Schwitzkasten, warf mich mit meinem ganzen Gewicht auf ihn und tauchte uns beide unter.

Die Geräusche der Welt erstarben in dem kalten, dunklen Wasser. Mit neu gefundener Kraft erhöhte ich den Druck und schnürte seine Kehle zu.

Es war fabelhaft.

In meinem ganzen Leben war ich nie so selbstsicher oder zielgerichtet gewesen wie in diesem Moment. Ich war absolut davon überzeugt, dass unser Kampf nur ein Ergebnis haben würde – dass dieser böse Mensch, den ich im Schwitzkasten hielt, dieses mörderische Schwein, das meine Familie bedroht und mich beinahe umgebracht hatte, nicht wieder in das Land der Lebenden auftauchen würde. Ich würde mit ihm untergehen, wenn es denn sein musste. Ich verlor jegliches Gefühl für Zeit, hatte keine Ahnung, wie viele Minuten verstrichen waren, als Meyer jeglichen Widerstand aufgab. Allerdings schwand auch meine Kraft, ebenso wie die Luft in meinen Lungen. Ich hielt Meyer umklammert, so lange ich konnte, bis er mir aus den Armen glitt.

Ich drehte mich im Wasser, ohne zu wissen, wo oben oder unten war.

Egal. Ich war erledigt, taub, zu schwach, um zu schwimmen. Meine brennenden Lungen schrien nach Luft. In wenigen Sekunden würde ich Salzwasser einatmen müssen.

Doch auch wenn ich den letzten Preis bezahlen musste, spürte ich immer noch den Frieden in mir.

Plötzlich erblickte ich vor mir eine blass leuchtende Gestalt, die auf mich zuschwebte. Es musste eine Halluzination sein. Schließlich hatte ich gerade ein Trauma erlebt, wie es ein Mensch kaum aushalten kann.

Erschrocken blickte ich der Gestalt entgegen, bis ich wusste, dass alles in Ordnung war.

Weil meine Frau Maeve auf mich zuschwebte.

Nun ergab alles einen Sinn. Sie war der Grund, warum ich den Absturz überlebt hatte. Sie war mein Schutzengel, der über mir wachte. Genau dafür hatte ich gebetet.

Doch als ich meine Hand nach ihr ausstreckte, schüttelte sie traurig den Kopf und verschwand.

Das Nächste, was ich noch weiß, ist, dass andere Gestalten um mich herumschwammen – große, dunkle Gestalten, die nichts Himmlisches hatten. Grobe Hände packten mich, etwas Gummiartiges wurde zwischen meine Zähne geschoben.

Damit konnte ich die Luft nicht länger anhalten. Der Damm brach, und meine gierigen Lungen begannen verzweifelt zu saugen.

Doch statt des Meerwassers war es reine Luft aus der Sauerstoffflasche eines Tauchers der Küstenwache, wie ich bald darauf erfuhr. Die Jungs waren uns mit dem Hubschrauber gefolgt, nachdem sie den Funkverkehr mitgehört hatten, und ins kalte Wasser gesprungen, um nach mir zu suchen.

Als mich die Helden an die Wasseroberfläche brachten, hatten sich bereits andere Hubschrauber und Boote der Küstenwache eingefunden, um das Feuer zu löschen und nach Überlebenden zu suchen.

Gott sei Dank war ich der einzige.

Die verrückten Ereignisse waren noch nicht ganz vorbei. Nachdem mich die Jungs der Küstenwache an Deck eines ihrer Boote gezogen hatten, stand ich auf und versuchte tatsächlich, wieder ins Wasser zu springen. Zwei Sanitäter waren nötig, um mich auf einer Trage festzuschnallen, weil ich mich schreiend und mit Händen und Füßen wehrte.

»Immer mit der Ruhe, Detective«, sagte einer von ihnen. »Der Pilot ist tot. Es ist vorbei.«

»Zur Hölle mit ihm!« Die Muskeln in meinem Gesicht und meiner Kehle fühlten sich an, als würden sie zerreißen, als ich den Mund aufriss.

»Maeve!«, schrie ich über das Wasser hinaus, auf dem noch die Flammen züngelten. »Maeve!«

## **Epilog**

Sonst wohin



Außer meinem Handgelenk hatte ich mir das eine Fußgelenk und drei Rippen gebrochen, was mir einen einwöchigen Krankenhausaufenthalt bescherte. New Yorker Polizisten verdienen nicht viel, doch unsere Krankenversicherung ist unschlagbar.

Major Vickers, der Pilot der F-15, der uns abgeschossen hatte, besuchte mich sogar am Abend vor meiner Entlassung, um sich zu entschuldigen. »Machen Sie Witze?«, tröstete ich den babygesichtigen 28-Jährigen und klopfte ihm auf den Rücken. »Bei diesem Spinner hätte ich schon viel eher Verstärkung aus der Luft anfordern sollen.«

Fast auf den Tag genau einen Monat später hoppelte ich, noch immer auf Krücken, in die Holy Name Church. Der Altar sah aus wie ein Garten. Die Orgel begann die *Wassermusik* von Händel zu spielen, Maeves Lieblingsstück.

Wir hatten beschlossen, ihren Gedenkgottesdienst vollkommen lebensbejahend und mit allem Drum und Dran zu gestalten. Wir hielten die Feier sogar an ihrem Geburtstag ab statt an ihrem Todestag.

Warum bloß wollte ich mit jeder Zelle meines Körpers anfangen zu schluchzen, als mich die Wucht der ersten Akkorde traf?

Hinter mir in der Vorhalle räusperte sich jemand. Es war mein Sohn Brian. Er trug ein weißes Messgewand, in der Hand hielt er ein Messingkreuz. Die beiden anderen Messdiener, Eddie und Ricky, standen mit brennenden weißen Kerzen hinter ihm.

Vater Seamus trat auf mich zu und blickte auf seine Armbanduhr.

»Wärst du dann so weit?«, fragte er mich.

»Ich fange an, wenn du anfängst«, sagte ich.

»Mike, einen Moment noch.« Seamus klang ernst, als er mich in die Nische mit dem Taufbecken führte.

Ich glaubte, die Gardinenpredigt bereits zu kennen, die er mir halten würde. Was für ein Schuft ich im vergangenen Jahr gewesen war. Wie sarkastisch, gehässig und sauer. Dass ich meine Wut abbauen musste, um nicht von ihr gefressen zu werden.

Wie Recht er damit hätte. Ich musste mich ändern. Das Leben war zu kurz. Wenn mir der Lehrer etwas beigebracht hatte, dann das.

»Mike, hör zu«, flüsterte Seamus, als er mir liebevoll einen Arm um die Schulter legte. »Es ist jetzt fast ein Jahr her, und ich wollte dir sagen, dass ich sehr stolz auf dich bin, wie du deine Familie zusammenhältst. Auch Maeve ist stolz. Das weiß ich.«

Was? Ich traute meinen Ohren nicht.

»Ab auf deinen Platz, mein Junge. Ich muss mit der Messe anfangen.« Ich eilte nach vorn, vorbei an den Reihen, in denen Freunde und Familienangehörige saßen.

Chrissy lächelte, als sie das tat, was sie »pfuscheln« nannte – sich an meine Hüfte kuscheln und meine »Pfote« halten. Ihr ging es gut. Am ersten Tag nach dem Vorfall war ihr Engels Gesicht häufig von Traurigkeit gezeichnet gewesen, besonders als die Rasselbande mich im Krankenhaus besucht hatte. Doch in letzter Zeit tat sie das, was Kinder normalerweise tun – weiterleben.

Etwas, das ich mir vielleicht zum Beispiel nehmen könnte.

Nach dem ersten Lied erhob sich Jane und las ein Gedicht von Anne Bradstreet, *Ihre Kinder betreffend*, das sie auf einem zusammengefalteten Zettel in einem von Maeves Kochbüchern gefunden hatte.

»Meine Mama hat uns genau das beigebracht, was Anne Bradstreet ihren Kindern beibringen wollte«, erklärte Jane mit einem Räuspern und begann zu lesen:

*»Was war gut, und was tat not?*

*Was rettete das Leben, was war der Tod?*

*Nein, der Tod vermag es nicht zu verhindern,*

*Dass ich bei euch bin, mit euch rede, meinen Kindern.*

*Lebt wohl, meine Vögel, und verzeiht,*

*Wenn ich glücklich bin, weil ihr auch ohne mich gedeiht.«*

Das war's dann. Ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten. Und ich war nicht der Einzige. Ich nahm Jane fest in meine Arme, als sie zur Bank zurückkehrte.

Nach der Feier überraschten mich die Mädchen mit einem Picknick im Riverside Park. Ich ließ meinen Blick über den Hudson schweifen, wo ich Maeve als strahlenden Engel im Wasser erblickt hatte. Eine Halluzination? Und wenn schon. Ich hatte nichts dagegen.

Doch ein Teil von mir, der beste, glaubte nicht an eine Halluzination.

Ich würde Maeve eines Tages wiedersehen. Zuvor hatte ich nur daran geglaubt. Jetzt wusste ich es.

Eddie und Brian kickten sich gegenseitig einen Ball zu. Der Arzt hatte mir zwar gesagt, ich dürfe mein Fußgelenk noch mindestens zwei Wochen nicht belasten, aber was wussten Ärzte schon? Ich ließ meine Krücken fallen und humpelte zu meinen Kindern, um einen Pass abzufangen. Chrissy und Shawna sprangen umgehend auf und machten sich über mich her. Und auf einmal lagen alle meine Kinder in einem Haufen auf mir. Selbst Seamus ließ sich nicht zweimal bitten und entriss mir den Ball, bevor er fröhlich lachend auf meiner Brust landete.

Als wir wieder nach Hause kamen, herrschte reges Treiben vor dem Eingang – irgendwelche Demonstranten, die vor einer News-4-Kamera im Kreis liefen, und andere Medienvertreter mit Mikrofonen.

Einer der Demonstranten hielt ein Schild hoch, auf dem »POLIZIST = MÖRDER« stand.

Was? Sollte es tatsächlich Leute geben, die wegen Meyers Tod wütend waren?

Ach so, stimmt, wir lebten in New York. Hier war alles möglich.

Auf einem anderen Schild klebte das Bild eines jungen schwarzen Mannes. Darunter stand in fetten Buchstaben: »KENNETH ROBINSON WURDE ERMORDET. NIEDER MIT DEM NYPD!«

Ich war verblüfft. Diese Menschen protestierten wegen eines Drogendealers aus Harlem, dessen Tod schon eine Ewigkeit zurückzuliegen schien!

Bevor ich meinen Kiefer wieder hochklappen konnte, rannten meine Kinder in die Menge. Meine Güte, was taten diese kleinen Wahnsinnigen? Hilflos musste ich mit ansehen, wie sie zwischen den Demonstranten hindurch zum Kameramann rannten. Nacheinander machten sie ihrem Ärger Luft.

»Mein Papa ist ein Held!«

»Er ist der beste Mensch auf der Welt!«

»Mein Papa ist ganz toll. Du aber nicht!«

Eddie blieb einen Moment wie angewurzelt stehen.

Dann rief er: »Schiebt euch doch eure Mikrofone sonst wohin!«

Die Reporter drängten sich um mich und bestürmten mich mit Fragen.

Ich blieb ganz locker und schüttelte nur den Kopf. Mit der heldenhaften Unterstützung von Ralph, unserem Portier, schaffte ich es, meine durchgedrehte Rasselbande in die Eingangshalle zu schieben.

»Hört mal, Leute, ihr könnt doch nicht einfach solche Dinge sagen«, ermahnte ich sie, doch Seamus johlte und klatschte mit den Kindern die Hände zusammen.

Ralph eilte herbei, als wir den Fahrstuhl betraten. »Mr. Bennett, Entschuldigung«, hielt er mich besorgt auf. »Die Presseleute sagen, sie

möchten nur eine kurze Stellungnahme von Ihnen. Dann verschwinden sie wieder.« Ich merkte ihm an, dass er sie unbedingt loswerden wollte. »Also gut, Ralph, ich kümmere mich darum«, versicherte ich ihm. Als ich an der Haustür erschien, schoben mir die Medienleute einen Aluminiumstrauß aus Mikrofonen unters Kinn. Ich räusperte mich lautstark.

»Nun muss ich doch eine Erklärung abgeben«, begann ich. »Ich stimme meinen Kindern hundertfünfzigprozentig zu: Schiebt euch – und damit spreche ich jeden Einzelnen hier an – schiebt euch doch eure Mikrofone sonst wohin. Einen schönen Tag noch!«

